

Kasseler Personalschriften

Band 2

Christiane E. Winter-Heider

Festschrift für Rolf Schwendter

Fragmente einer Begegnung – Elemente einer Entgegnung

Die Autoren sind für ihre Beiträge selbst verantwortlich

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN 3-89958-075-3

URN urn:nbn:de:0002-0759

2005, kassel university press GmbH, Kassel
www.upress.uni-kassel.de

Herausgeberin: Christiane E. Winter-Heider
mit Beteiligung von C. Kerkhoff

Umschlaggestaltung: Selina König, Foto: Franz Will

Layout: Gustav Mewes

Druck und Verarbeitung: Unidruckerei der Universität Kassel

Printed in Germany

Danksagung

Zunächst herzlichen Dank an alle Autoren und Künstler für die großzügige Überlassung Ihrer Texte und Bilder sowie für die angenehme Kooperation.

Besonderer Dank gilt denjenigen, die im Hintergrund mitgewirkt haben und unverzichtbar waren: Cornelia Kerkhoff für die zuverlässige und engagierte Mitarbeit, u. a. das Korrekturlesen, Frau Gudrun Seitz für ihre stets bereitwillige Unterstützung, Frau Marianne Schulze für ihre sichere Koordination, die Rolf Schwendter und sein Netzwerk betrafen, Dieter Goeschel sowie Gustav Mewes für ihr technisches know how, das sie unkompliziert zur Verfügung stellten.

Herzlichen Dank ebenfalls an Prof. Dr. Dr. Rolf-Peter Warsitz, der als unbestechlicher und gleichzeitig wohlwollender Gesprächspartner, Berater und Förderer dem Projekt Rückendeckung gab, sowie an Ernst-Uwe Küster, der mit Rat und Tat zu dem Herangehen an diese Aufgabe motivierte.

Ohne die finanzielle Unterstützung des Fachbereichs Sozialwesen der Universität Kassel sowie des Bereichs Soziale Therapie im Institut 3 des genannten Fachbereichs wäre die Veröffentlichung dieses Bandes nicht möglich gewesen.

Allen danke ich sehr für die Geduld, die sie bei der Entstehung dieses Buches aufbrachten.

Christiane E. Winter-Heider

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	1
Editorial	7
<i>Regina Kirsch</i>	
Ohne Titel	13

Persönliches, nicht allzu persönlich

<i>Hans-Georg Flickinger</i>	
Schlaglichter	17
<i>Johann-Otto Bulban</i>	
Fragen eines Brecht-Lesers	20
<i>Thilo Götze Regenbogen</i>	
Manche regieren die Welt, andere sind die Welt	21
<i>Sabine Hollmann</i>	
An Anna Blume	37
<i>Jochen Kuhnen</i>	
Dank an Rolf	38
<i>Burkhard Kunze</i>	
Drei kleine Begegnungen mit Rolf Schwendter	39
<i>Eugen Mahler</i>	
Ist Vögeln besser als Kunst?	41
<i>Katja Pohl</i>	
Haiku für Rolf	47
<i>Ewald Rumpf</i>	
Rolf Schwendter als Johannes der Täufer in der Wüste	48
<i>Gertrud Salm</i>	
Der Schwendter – ein Rückblick	54
<i>Roy Scheßwendter</i>	
Ja ja der Schwendter	58

<i>Reinald Weiß</i>	
Ge-Danken eines ehemaligen Studenten	62
<i>Franz Will</i>	
Als Student bei Rolf Schwendter	65
<i>Mascha Grüne</i>	
Schwendter life – Zeichnungen	67

Kassel, Genius Loci

<i>Rolf Lobeck</i>	
Geduld beim Sehen	73
<i>Frank Lorberg</i>	
Das Recht auf Faulheit in der Freiraumplanung	80
<i>Schreibwerkstatt/Anne Pirone</i>	
Gedicht	89
<i>Tanja Wild</i>	
Dein Haus ist mein Haus und mein Haus ist deins?	90
<i>Cornelia Reichhold</i>	
Rolf im Seminar – ein Foto	92
<i>Pro Familia</i>	
Dank für die Zusammenarbeit	93

Lyrik und Essays

<i>Bruni Jakob-Enders</i>	
Für Rolf Schwendter – Gedicht und Bild	97
<i>Kurt Buchinger</i>	
Die Situation des Mystikers ohne Mystik	98
<i>Gisela Dischner</i>	
Spirituelle und revolutionäre Wahrnehmung	124
<i>Gabriele Geiger</i>	
Perseidenschwarm	139
<i>Harthold Hammer-Holle</i>	
Fragmente einer Begegnung	141

<i>Günter Irlle</i>	
Die Gruppe als ein Objekt der Bildhauerei	147
<i>Rudolf Messner</i>	
Texte zum Theater – vier kleine Essays	173
<i>Olaf Reins</i>	
Der Tod ist nur eine Metapher	194
<i>Johannes Richter</i>	
Haiku für Rolf	203
<i>Stefan Schneider</i>	
Störung – Gedichte	204
It's no trick, it's Rolf Schwendter	208
<i>Peer Schröder</i>	
Deviantes	211
<i>Rosemarie Bohle</i>	
Unser Rolf – eine Zeichnung	212

Individuelles Un-Glück und gesellschaftliche Reaktion

<i>Hans-Adolf Hildebrandt</i>	
Die therapeutische Gemeinschaft in der stationären Behandlung Drogenabhängiger	215
<i>Heiner Keupp</i>	
Sozialpsychiatrie im gesellschaftlichen Gegenwind	227
<i>Dieter Ohlmeier</i>	
Martin Scorseses „Taxi Driver“ aus psychoanalytischer Sicht	238
<i>Norbert Pasquay</i>	
Die letzte (Un-) Freiheit – Nachbemerkung zu Jean Améry	248
<i>Rolf Pfeiffer</i>	
Symbolanalytische Konzeption	253
<i>Rolf-Peter Warsitz</i>	
Soziale Therapie und Psychose	257
<i>Matthias Windisch</i>	
Selbstvertretung von Menschen mit so genannter geistiger Behinderung in Heimbeiräten und Werkstattträten sowie Unterstützungsanforderungen	267

Der andere Blick auf Politik und Wirtschaft

Jeff Bernard

Ordnung & Devianz aus sozio-semiotischer
und kulturologischer Sicht – 10 Thesen 281

Heinz Eidam

Ethik und Gesellschaft – Perspektiven kritischer Theorie 296

Gergely Fábán

Globalisierung.
Im Wirrwarr des gesellschaftswissenschaftlichen Begriffsdschungels 314

Marlene Kück

Kaum Zukunftsperspektiven für Klein- und Alternativbanken 341

Thomas Leif

Mehr Konzeptionen wagen –
wie mehr Bürgerbeteiligung eine Renaissance der Politik einleiten könnte 364

Ferdinand W. Menne

Menschenmaterial – ein Essay 379

Gisela Notz

Wer nicht die Katastrophe will, muss sich für Veränderung einsetzen 396

Annette Schlemm

Moderne politische Utopien 401

Ilse Dunker

Fotomontagen 409

Rolf Schwendter

Exemplarische Bibliographie 413

Biographische Eckdaten 416

Autorinnen und Autoren 419

Editorial

Anlässlich der öffentlichen Feier zur Emeritierung von Rolf Schwendter im Juli 2003 am Fachbereich Sozialwesen der Universität Kassel konnten ca. 28 Jahre seines Schaffens in einer großen Runde Revue passieren.

Das besonders Frappierende an seiner Präsenz als Professor in Kassel ist die weit über die eigentliche Lehrtätigkeit hinausgehende Aktivierung des kulturellen und sozialen Lebens in dieser Stadt, die mindestens zwischen den Ausstellungen der Documenta unbedingt Impulse benötigt, um nicht allzu provinziell zu werden (Rolf Lobeck). Ebenso Niederschlag fanden seine landesweiten und internationalen Aktivitäten, z. B. als Mitglied der Grazer Autorenversammlung, Vorsitzender in der Nachfolge von Ernst Jandl.

Ohne den Anspruch, die Leistungen Rolf Schwendters in einem umfassenden Sinn zu würdigen, sondern mit dem Schwerpunkt der sich hier in Kassel und in diesem Band abzeichnenden Linien, die sich nicht zufällig kreuzen, konvergieren, sich entfernen, entstehen einige Schlaglichter auf sein Schaffen aus der Perspektive der anderen. Diese anderen, auf die Rolf Schwendters Wirken Einfluss hatte, können nie vollständig vertreten sein, die Autoren dieses Bandes sind vielleicht als deren Vertreter/innen zu sehen, als Repräsentanten, die im Sinne der Verschiebung und Verdichtung Worte oder Zeichen für die Festschrift zur Verfügung stellen.

Das, was aus vielen Dankesreden und -schreiben als hervorstechend Gemeinsames der Erfahrungen mit Rolf Schwendter erscheint, ist das „Prinzip Ermutigung“. Sein eigenes Prinzip: „Wenn du jemanden triffst, dann ermutige ihn“, hat Früchte getragen, ist angekommen, unabhängig davon, in welchem Bereich der Kontakt mit Rolf Schwendter stattgefunden hat, in der Uni, der sozialpolitischen Gesellschaft, dem „Offenen Wohnzimmer“, dem Open-Ohr-Festival usw.

Dazu finden sich in diesem Band einige Zeugnisse, besonders in dem Kapitel „Persönliches, nicht allzu persönlich.“ Sie lassen die Atmosphäre des kreativen Entstehens durchschimmern, aus Zeiten, in denen Utopien nicht nur Geschichte waren, hauptsächlich aus den 80er und 90er-Jahren. Doch die Berichte zeigen auch, dass die Kreativität sich nicht in Luftschlössern erschöpfte, sondern Strukturen und Bezüge fand mit Hilfe des schier unerschöpflichen Wissensfundus von Rolf Schwendter.

Kreativität scheint mir ein Fokus zu sein für das, was das Schaffen Rolf Schwendters auszeichnet, Kreativität in einem Sinn, der die Fähigkeiten jedes Menschen erweitert, der sich nicht auf einen eingeschränkten Bereich z. B. den der Künste, festlegen lässt, sondern überall dort enthalten ist, wo es um etwas zu Gestaltendes geht, ob beim Kochen – einem großen Vergnügen Schwendters – dem Gedichte schreiben, der Wissenschaft, der Politik und der Kunst und besonders dort, wo sich Bezüge zwischen den Bereichen herstellen lassen.

So erwies es sich als schwierig, diesen Band zu gliedern, denn viele Beiträge enthalten Elemente aus unterschiedlichen Sphären: Sollte der Aufsatz Dieter Ohlmeiers eher zu Kunst gehören oder zu Psychoanalyse? – ein Beitrag, durch den man zunächst ganz in den Film Scorseses hineingezogen wird um dann wieder Distanz zu gewinnen mit Hilfe der psychoanalytischen Betrachtung.

Dieser Band versammelt die unterschiedlichsten Beiträge, die jedoch vielfältige Bezüge untereinander aufweisen und durch die reale wie auch die imaginäre Person Schwendters verbunden sind, so als würde in diesem Buch durch die beteiligten Autoren ein Diskurs hergestellt, der die Grenzen von Politik, Kunst, Wissenschaft, Spiritualität, Alltagsleben und Genießen aufbricht und dadurch wieder zu Neuem anregt. Schnittpunkte bzw. Linien dieses Diskurses gibt es z. B. im Umkreis der Fragen, die, wie Heinz Eidam es beschreibt, schon das antike Griechenland bewegten: die Fragen nach „Gerechtigkeit, Wissen und Form der Erkenntnis, nach Glück und Tugend und dem Guten als solchem“. Heinz Eidam betrachtet die Frage nach dem Verhältnis von Ethik und Gesellschaft als Geburtsstunde der Philosophie. Die genannten Fragen

versetzten einst die Polis in Unruhe, so wie diese Fragen auch weiterhin – werden sie denn ernsthaft gestellt – dafür sorgen, dass Unruhe aufkommt, dass sie heftig abgewehrt werden, um eine bestehende Ordnung und die damit verbundenen Vorteile für die mit Macht ausgestatteten Positionen nicht zu gefährden.

Sie werden in diesem Buch auf den unterschiedlichsten Ebenen und Feldern gestellt, sei es dem der Wirtschaft, wie bei Marlene Kück und Gegely Fábíán, dem der politischen Meinungsbildung, die sich gelenkt durch die Medien nach Thomas Leif nur noch als Stimmungsmache in einer Stimmungsdemokratie präsentiert, dem der Psychiatrie, in der, wie Heiner Keupp erläutert, Gewaltverhältnisse strukturell und subtil verankert sind.

Den Bogen zur Psychiatrie zieht ebenfalls Jeff Bernard. Er begibt sich in ein Spannungsfeld von Semiotik und Politik und stellt in einer sozio-semiotischen Terminologie die Gesellschaft als zwei aufeinander bezogene Triaden dar: eine Triade der materiellen Produktion und eine der Zeichenproduktion, mit den jeweiligen Komponenten von Produktion, Austausch und Konsumption. Um die Pole von Ordnung und Devianz einer differenziellen Analyse zu unterziehen, greift er u. a. den Schwendterschen Begriff der progressiven und regressiven Subkulturen auf. Mit der Bezugnahme auf den italienischen Psychiatriereformer Franco Basaglia („... dass die kompakte Majorität nicht die Majorität an sich ist. Die wahre Majorität ist die Summe aller Subkulturen“) zeigt er eine deutliche Nähe zu Rolf Schwendter, der viel dazu beigetragen hat, dessen Ideen in Deutschland zu verbreiten.

Den in der Nachfolge der Psychiatriereform entstandenen Missverständnissen bei der Behandlung von Psychotikern ist Rolf-Peter Wartsitz auf der Spur, er diagnostiziert Paternalismus und mütterliche Überfürsorge in der sozialen Therapie als verfehlte Antworten auf „die Sehnsucht (des Psychotikers, C. W.-H.) nach zwischenmenschlicher Nähe bei gleichzeitiger panischer Angst vor ihr“. Dieser Artikel verweist gemeinsam mit denjenigen der psychoanalytischen Kollegen Eugen Mahler und Dieter Ohlmeier auf die Bedeutung der Psychoanalyse neben ihrer therapeutischen Funktion in der Kultur- und gesellschafts-

politischen Diskussion. Rolfs Schwendters Verbundenheit damit äußerte sich u. a. durch langjährige Mitgliedschaft in einem psychoanalytischen Institut an der damaligen Gesamthochschule Kassel wie auch in einer Kasseler Vereinigung, die sich dem Austausch zwischen Psychoanalyse und Kultur verpflichtet sieht.

Günther Irle verbindet in seinem Artikel die Soziologie, die Psychologie, besonders die Gruppendynamik, mit der bildenden Kunst und macht somit deutlich, dass häufig die gleiche gesellschaftliche Realität sowohl der künstlerischen Schöpfung als auch der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zugrunde liegt.

Berührungspunkte zur Heimat des Emeritierten in Wien weisen Kurt Buchinger und Rudolf Messner auf. Buchinger, der wie Schwendter zwischen Wien und Kassel pendelt, stellt einen Brief an seinen Sohn zur Verfügung, Bezug nehmend auf den Brief des Lord Chandos von Hugo von Hoffmannsthal. Er thematisiert nach dem berühmten literarischen Vorbild die Frage, wie weit uns Sprache den Zugang zur Welt versperrt oder eröffnet, mit dem Ergebnis, dass sie beides gleichzeitig tut, der Konflikt des Lord Chandos nie ganz zu lösen sein wird. Messner beschäftigt sich mit dem Theater, in seiner ersten Erzählung mit dem Wiener Burgtheater, in seiner Einleitung darauf verweisend, dass er diesen Zugang durch Rolf Schwendter fand, der ihn u. a. anregte, zum Mitwirkenden der Leseaufführungen im Offenen Wohnzimmer in Kassel, dann im Wiener Lesetheater zu werden und somit andere als die bereits honorierten wissenschaftlichen Facetten seiner Persönlichkeit darzustellen.

Ebenfalls eine wienerische Episode teilt Jeff Bernard mit: Rolf Schwendter hatte seine Eingabe zur Förderung des dortigen Lesetheaters handschriftlich gemacht und Jeff Bernard gelang es, den Kulturbeirat, dessen Mitglied er zu jener Zeit war, davon zu überzeugen, dass es sich bei diesem handgeschriebenen Papier um ein Kunstwerk eines international bekannten Mannes handelte.

Erfreulicherweise ist das Spektrum der hier versammelten Autoren so groß, dass es nicht nur unterschiedliche Inhalte, sondern auch multiple

Darstellungsformen gibt: neben den Texten unterschiedlicher Kategorien wie Lyrik, Essays, wissenschaftlichen Aufsätzen, Bilder als Fotomontagen (Ilse Dunker) oder Zeichnungen (Rosi Bohle, Mascha Grüne), Fotos (Cornelia Reichhold, Hildebrand) Reproduktionen von Bildern (Regina Kirsch, Hartmut Hammer-Holle). Sie beeindruckt durch das Unmittelbare des Visuellen, z. B. die Zeichnungen von Mascha Grüne, die Rolf Schwendter mit Mimik und Gesten so heranzuholen scheinen, dass der Betrachter, wenn er aufschaut, beinahe erstaunt ist, Rolf Schwendter nicht vor sich zu sehen.

Dieser Band zeigt also auch in der Runde der Autoren Grenzüberschreitungen, die sich schmalspurigen Erklärungsmodellen und einschlägigen Profilierungen nach gängigen Mustern widersetzen. Dabei steht nicht das romantische Modell der Entgrenzung Pate, gerade der Geist der Aufklärung weht erfrischend und befreit das Denken, ohne das Fühlen jedoch zu verbannen, nein, es wird eher zu Rate gezogen, da wo die Ratio allein nicht ausreicht und umgekehrt. Dieses Buch wird hoffentlich viele derjenigen anregen, die sich nicht auf die Enge der Einzelwissenschaften beschränken lassen und ihre Individualität und Originalität mit vorgegebenen Labels belegen wollen.

Zum Schluss bleibt es mir, mich zu bedanken, bei allen 49 Autoren, die Beiträge zur Verfügung gestellt haben, und natürlich bei denjenigen, die den ganzen Prozess der Herstellung mit getragen oder begleitet haben. Ebenso bleibt die Bitte um Entschuldigung an alle diejenigen, die im Rahmen der Einleitung oder der Danksagung nicht namentlich erwähnt sind. Ich kann nur darauf verweisen, dass Rolf Schwendter nicht nur – aber auch – in diesen Dingen des lexikalischen Gedächtnisses und der entsprechenden Reproduktion eben unnachahmbar ist.

Christiane E. Winter-Heider

**Persönliches,
nicht allzu persönlich**

Hans-Georg Flickinger

Schlaglichter

1

Juni 1972. Im Innenhof des Collegium Academicum (CA) der Heidelberger Universität, am Spätnachmittag. Ich sah von meinem damaligen Büro des interdisziplinären Doktoranden-Kollegs aus eine Menschenmenge – Studierende, junge Kollegen/innen, Penner, den ein oder anderen Spitzel des Landesamtes für Verfassungsschutz – zusammenströmen. Eine kleine Bühne, ein Stuhl und, kurze Zeit später, dessen Besetzer: mit Kindertrommel, singend, kreischend, trommelnd, beschwor er die Szene von „Rosa Luxemburg im Botanischen Garten“. Wie sich herausstellen sollte, war es ein neuer Kollege aus dem Politologischen Institut, mit der Aufforderung, utopisches Denken zu verlangen, von sich und den anderen ...

2

Frühjahr 1974, Heidelberg. Sitzung der Philosophisch-Historischen Fakultät. Bericht über besondere Vorkommnisse am Institut für Politologie. Mit Hilfe der Studierenden und des Mittelbaus eingesetzter Leiter der Abteilung Politische Wissenschaft, mit drei Doktor-Titeln, bekomme die Ordnung nicht in den Griff. Bitte an das Rektorat, nach dem Rechten zu sehen. Wir begegnen uns in der Hauptstraße, Rolf auf dem Weg zum Rektorat, die Plastiktüte voller Notizen, Argumente und gelassenem Zorn. Die drittelparitätische Institutsverfassung sollte vorläufig in Kraft bleiben ...

3

Mai 1976, im Weißen Schwan, Hauptstraße Heidelberg. Rolf hatte sich schon nach Kassel aufgemacht, wobei die hessische Ministerialbürokratie lange darüber nachdenken sollte, ob er wirklich zu verbeamteten sei. Bevor mir dasselbe widerfahren sollte, fragte ich Rolf über seine Kasseler Erfahrungen. Der Tipp war eindeutig: „Wenn in Heidelberg KBW bis Bund Freiheit der Wissenschaft am selben Tisch sitzen, wird im Bewusstsein diskutiert, dass ohnehin kein Konsens zu finden sei. In Kassel umgekehrt: die relative gemeinsame politische Basis links stellt

inhaltliche Diskussionen unter den vorweggenommenen Konsens“. Ich litt entsprechend später lange unter der Konfliktunfähigkeit der Akteure an der Kasseler Hochschule ...

4

Irgendwann im November 1978, Autorenversammlung des Syndikat-Verlags, in Frankfurt. Das Verlagsmodell – ein Verlag der Autoren – von Axel Rütters vorgetragen, macht uns Hoffnung. Wir verständigen uns darüber, auch Ulrich Sonnemann, Hans-Peter Duerr sind mit von der Partie, uns im Verlag zu engagieren. Werden deshalb auch dessen Autoren. Unser Vertrauen in die konkrete Utopie sollte aber bald korrigiert werden: deshalb warten wir heute noch auf das Erscheinen von Band 3 der „Geschichte der Zukunft“ ...

5

Frankfurt 1981, Buchmesse. Rolf hatte mich angefragt, ob ich ihm beim Korrekturlesen seines Manuskripts „Geschichte der Zukunft“ Bd. 1 helfen könne. Spontane Zusage meinerseits. Wir sitzen in einer Ecke, mitten im Publikumsverkehr, und ich unterdrücke heimlich meinen Zorn: Rolf hatte mir nichts davon erzählt, dass es sich um 1.377 (eintausenddreihundertsiebenundsiebzig) Anmerkungen handelte ...

6

Annastraße, Kassel, im Winter 1982. Draußen feucht-kalt. In Rolfs und Sibylles Wohnung heftige Diskussionsrunde über Gramsci. Ein Kater läuft mir über den Weg, als ich die Küche aufsuche. Ich glaube, an diesem Abend der einzige Nichtraucher gewesen zu sein. Tags darauf trifft Muriel Rolf zum ersten Mal. Tatort: Café Lange, Friedrich-Ebert-Straße. Beide voneinander auf hilflose Weise beeindruckt. Ich lasse mich davon anstecken, so dass kein wirkliches Gespräch aufkommt. Herrgott im Himmel, was mach ich bloß beim nächsten Mal ...

7

Geschichten von Begegnungen. Im Offenen Wohnzimmer. In der Fachbereichskonferenz. Im Café Berger; Boccaccio, Nordpol. Und gemeinsame Promotionsbetreuungen, bei denen auf Rolfs enzyklopädisches Gedächtnis und sich ausweitenden Dialektikbegriff immer Verlass war.

Jetzt, nach dem 14. Juni 2003, werden wir länger aufs Rückkehren aus Wien warten. Mit unseren Fragen, der Aufforderung zur Debatte, nun getrennt in ähnliche Richtung gehend. Vielleicht aber, bei vorsichtigem Gebrauch, die Möglichkeit des Telefonierens, und das Blättern in Notaten, Briefen, Kommentaren und – immer handgeschrieben – Textentwürfen, die in jenem Raum an der Hochschule abgelagert waren, in dem, wie Samuel Beckett sagte, er „seiner eigenen Abwesenheit beiwohnt“.

Johann-Otto Bulban

Fragen eines Brecht-Lesers

anlässlich der Emeritierung von Rolf Schwendter

Kann man jemanden entbehren,
der schon als junger Mann sang: „Ich bin noch immer unbefriedigt.“?

Ist das Wort Emeritierung für ein Kommunikationszentrum
mitsamt Drehpunktperson passend?

Gilt vielleicht die Unterbrechung des Amtszeichens
als eine besondere Form von Vernetzung?

Ist der Versuch, Utopie zu orten, realismusverdächtig?

So viele Fragen.

Möchte ein Initiator von Leseaufführungen Wunder bewirken?

Worin ist Vorurteilsfreiheit fundiert,
der an Beliebigkeit allenfalls Liebe gefällt?

Gehört ein Kochbuch, das auf regionale Esstraditionen zielt, zum
Arsenal der Anti-Globalisierungs-Bewegung?

Männer, die fragen, wer die Spesen bezahlt,
was interessiert uns an ihnen?

Wie schwächlich ist die Güte im Lande
und welche Aussichten gibt es auf einen Radwechsel?

Thilo Götze Regenbogen

Manche regieren die Welt, andere sind die Welt¹

15 Notate zu Rolf Schwendter

1

Von Rolf Schwendters zahlreichen Veröffentlichungen sind mir mit unterschiedlicher Relevanz einige für die eigene Lebensarbeit wichtig geworden, so z. B. seine Herausgaben und Beiträge zur Psychosomatik, zur Sozialen Therapie, zur Anti-Psychiatrie, zum Lesetheater, die Gastronomie- und Kochbücher, die Veröffentlichungen zur Drogenkultur, seine Gedichtbände, das Büchlein über die Unmöglichkeit zu Telefonieren, dem ich immer noch gerne eines über die Unmöglichkeit, ein Autofahrer zu werden, hinzufügen würde, nebst einer Liste mehr oder weniger prominenter Nicht-Autofahrer. Warum gerade Rolf Schwendters Beiträge zur Alternativen Ökonomie und zu Alternativschulen mir zur Orientierung wichtig waren, darauf hoffe ich unten noch zu kommen. Nicht vergessen werden darf hier auch eine Fülle sog. „grauer Literatur“, Rundbriefe und Beiträge für solche, über die auch so etwas wie ein beständiger Kontakt zu Rolfs Arbeitszusammenhängen möglich gewesen ist.

1990 hatte ich das Vergnügen, einen ersten Band seiner Haiku herausgeben zu können; wie einige andere Titel vorzüglich illustriert von Mascha Grüne. Das Enzyklopädische der Schwendterschen Produktivität, ihre Lebensbezüglichkeit und der spezielle Humor des Autors und nicht zuletzt seine emanzipatorische Grundhaltung haben mir als dem 10 Jahre Jüngeren von der ersten Begegnung mit Mensch und Werk an nicht nur Respekt eingeflößt; sie waren für viele Jahre wegweisend.

2

Anlässlich der Ankündigung von Rolf Schwendters Haiku-Band in meinem Verlag habe ich ihn als professionellen Abweichler bezeichnet und ihn dabei mit dem Typus eines Haijin verglichen (Haiku totalitätsbezogen als Lebensform, nicht bloß als Versmaß). In der Unabhängigkeit seines Geistes, in seiner Eigenwilligkeit, im Blick fürs Detail bei fort-

¹ Fernando Pessoa, Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares, Erweiterte Neuauflage, Zürich 2003, Notat 24, S. 33

dauerndem Interesse am Gesamtzusammenhang und nicht zuletzt in seiner körperlich-geistigen Erscheinungsform (u. a. trefflich porträtiert von Mascha Grüne im Haiku-Buch von 1990) habe ich ihn gerne in eine Reihe gestellt mit den nomadisierenden Meistern der japanischen Poetik, wenn nicht gleich den chinesischen Landstreichern der verrückten Weisheit zugeordnet, als sozusagen dritter Mann neben Han Shan und Shih Te.

Das Kanonische ist ihm fremd; ich würde sagen: er hat es nicht nötig und es würde die Anerkennung des Exklusiven mit sich bringen – was man sich bei ihm noch weniger vorstellen mag. Jeder der ihn länger kennt, wird die sanfte Zugänglichkeit und Freundlichkeit seines Wesens ebenso schätzen gelernt haben, wie das Superreferenzielle, das sich einer solchen Unmenge von Menschen- wie Literaturkenntnis verdankt, dass es einfacher scheint, sich dem Überwältigtsein zu ergeben, als mitzuhalten.

Das kommt aber nicht von ungefähr. Im ersten Notat schon ist der enorme Arbeitseinsatz spürbar, der dieses Leben kennzeichnet, beginnend mit der dreifachen Promotion, über eine umfassende, vielfach vernetzte Basisgruppenarbeit, bis zu einer mehr oder weniger simultan laufenden Aktivität als Dichter und Sozialforscher, Liedermacher und Alternativökonom, Schriftsteller und Politologe, Zukunftsforscher und so etwas wie Supervisor für eine Vielzahl von Arbeitszusammenhängen, institutioneller und vielleicht in der überwiegenden Zahl außerinstitutioneller, selbstorganisierter. Ein hohes Arbeitsethos und in der Folge Überarbeitung als Dauerthema scheinen auf in dieser Lebenstätigkeit, in Rundbriefen und in der Korrespondenz.

Schon natürlich (zweite Natur), dass so jemand Lehrer wird, Hochschullehrer; dass er ZuhörerInnen anzieht, viele. In dieser Position habe ich oft erlebt, dass Rolf in einer Runde als letzter spricht. Was dann aber herauskommt, verschlägt einem an Breite und Eloquenz meist den Atem. Der Rest könnte Schweigen sein, würden die Probleme und Perspektiven, von denen gehandelt wird, nicht zumeist auf den Nägeln brennen. Dabei ist Rolf Schwendter nach meinem Eindruck keiner, der an der Spitze eines Haufens schreiend die Fahne voranträgt, sondern eher ein Mensch, der seine gesammelten Qualitäten erst in einem Kreis von Gleichgesinnten zur Wirkung bringen kann, in einem Hörsaal, vielleicht noch besser in einem Wohnzimmer.

3

Mein Beitrag an dieser Stelle mag mehrheitlich in den Bereich „Biographische Rückblicke“ fallen, ist sicherlich in Teilen auch „Gurke auf Schmalzbrot“ – der besseren Verdauung wegen wie der geschmacklichen Kontrastbildung – und wird das Utopische mit Notwendigkeit nicht vermissen lassen, vielleicht aber zuweilen anders fassen als gewohnt. Er verdankt sich einem Leben quer zu den Subkulturen, in keiner allzulang verweilend, weil mir überall etwas zu fehlen scheint, etwas jeweils durchaus anderes, aber Unverzichtbares.

Ich stelle mich dabei positiv zu Chaos als Quellgrund und Bruch als Konsequenz weitertreibender Impulse, mein Beitrag mag zuweilen auch chaotisch wirken im Sinne von polyzentrisch, auf mehr als einen Fluchtpunkt bezogen, auf eine Vielfalt von Zufluchten, je nachdem, worum es sich jeweils handelt.

Bei nahezu allem, wovon die Rede sein soll, ist dabei eine Bezugnahme zu Rolf Schwendter tatsächlich erfolgt oder wäre möglich. Die Zeit, die mir zum Nachdenken und Schreiben blieb, setzte die Grenzen und eine Situation mitten in der Auflösung meines Arbeitszusammenhangs kam erschwerend hinzu: nicht alle archivierten Belege sind derzeit zugänglich.

Gleichwohl gehe ich freudig ans Werk – simultan bildkünstlerisch und schriftstellerisch. Das Ergebnis handelt nicht einfach von einer fremden Person, sondern von einem Menschen, dessen Art und Wirksamkeit aus meinem eigenen Leben nicht ausgegrenzt werden kann, ohne dass das Ganze in Gefahr wäre, ins Unwahre wegzurutschen.

Schon die Notate als Formbestimmung verdanken sich dem Einfluss Rolf Schwenters und sie begleiten nahezu meine gesamte Lebensarbeit. Das darin eingeschlossene Bekenntnis zum Fragmentarischen, Collage- und Montagehaften wie Alltagsbezogenen trifft sich nicht nur mit meiner buddhistischen Religiosität, sondern verortet meine Arbeit zwischen Frühromantik, Moderne und Gegenwart, wo sie genügend Atem bekommen hat zur Bewältigung der Tagesaufgaben.

4

Da ein Großteil meines eigenen Weges als Forschungsgang beschrieben werden kann und da ich durchaus ein Sammler bin (besonders dann, wenn etwas unterzugehen oder zu verschwinden droht, was mir unverzichtbar scheint oder wenn eine Beweisführung erforderlich wird), gehören auch Archive zu den Arbeitsergebnissen. Seit 1993 sind diese Korrespondenzen, Materialien der verschiedensten Art, Mediatheken und Büchersammlungen unter der Bezeichnung „Raum 1“ zusammengefasst, meinem freien und privaten Forschungsinstitut für Gegenwartskunst in Hofheim am Taunus.

Es gehört zu den unvermeidlichen Charakteristika der Archive in Raum 1, dass sie Feldcharakter haben und dass sich die verschiedenen Arbeitsfelder überlappen, z. T. auch ineinander bewegen. Das kommt dem Verständnis des Gesamtwerks von Rolf sicherlich eher entgegen. Die Sammlungen zur Tätigkeit von und zur Zusammenarbeit mit Rolf Schwendter sind im Kern Bestandteil des „Archiv 68“ in Raum 1. Seit 1998 sind zum stofflichen Bestand des Archivs einige hundert digitale Dateien hinzugekommen und eine Enzyklopädie als work in progress mit bis heute anderthalb Millionen Zeichen.

5

Es hat partiell etwas „Schwendterisches“, dass das genannte Archiv – während ich an diesen Notaten arbeite, ist es gerade erneut im Aufbau – zwar mit den Frühsozialisten und mit Marx-Engels beginnt, aber keinen Primat des Politischen dokumentieren will. Es finden sich für mich autobiographisch gleich wichtige Teile darin, wie ein Konvolut Schallplatten von Ravi Shankar; Texte, Zeichnungen und Musik von Bob Dylan; Bücher und Kataloge zum Bereich Drogen, Psychedelic und Kunst; dgl. zur Gruppe SPUR, zur Subversiven Aktion, zur Situationistischen Internationale, zur Fluxus-Bewegung, zur Arbeit der Bürgerinitiativen, zur Zusammenarbeit von Alexander Kluge und Oskar Negt. Integriert ist weiterhin das Joseph Beuys Archiv in Raum 1.

Dem entspricht dann durchaus die Schwendtersche Themenpalette vom Haiku über das Koch- oder Liederbuch bis zum enzyklopädischen Arbeitsauftrag an einen anonymen kollektiven Gesamtintellektuellen (wie im Entwurf zur „Gruppe 2000“ und in den Bänden zur Zeitge-

schichte der Zukunft). Nur sind diese Intellektuellen eben zumeist auch Künstler im umfassenden Sinne, ihre Politik-, Wissenschafts- oder Religionsbegriffe verdanken sich einer erweiterten Sichtweise, sie gehen über bürgerliche Wissenschaft, Religion, Kunst an einer Vielzahl von Stellen weit hinaus; sie waren oder sind oft genug Grenzgänger ihres Metiers.

Das Jahr 1968 ist also mehr als ein Zeitanker zu verstehen, um schließlich ein Gesamtbild zu geben, in dem Wissenschaft, Religion und Kunst integriert sind und in dem etwas von der umfassenden künstlerischen, spirituellen, politischen und wissenschaftlichen Palette aufscheint, die um 1968 – und auch schon davor wie dann danach – simultan sich entfaltet hat. Auch Positionen der Ausgrenzung wurden ins Archiv aufgenommen; sie werden relativiert durch andere Kräfte. Erst im Ganzen gesehen ist 1968 nämlich das wahre; jeglicher Reduktionismus verläuft entlang von Partialinteressen – das können wir heute deutlicher sehen als vor 10 oder 20 Jahren.

Vernetzt ist das Archiv mit den Beständen der Bibliothek „Sichtung 120“, worin sich die Werke von Theodor W. Adorno, Walter Benjamin und Ernst Bloch genauso finden wie die Bücher von Allen Ginsberg, Gary Snyder oder Novalis. Ich erwähne dies zur Verdeutlichung des Feldcharakters, der sprach-, kultur-, religions- und disziplinübergreifend Weisheitsüberlieferung speichert und Leben und Werk von 120 diesbezüglich relevanten GrenzgängerInnen dokumentiert.

6

Mehr oder weniger lange buddhistischen, gewerkschaftlichen, jugendpolitischen, künstlerischen, makrobiotischen, ökologischen, radikal-demokratischen, spirituellen und studentischen Subkulturen angehörend und dies oft gleichzeitig und nicht sauber trennbar nacheinander, habe ich mich schon in den 70er-Jahren d. 20.Jhd. mit dem Schwendterschen Begriff „Drehpunktperson“ zwar mechanisch, aber durchaus zutreffend bezeichnet empfunden. Nach 35 Jahren engagierter Berufstätigkeit – davon 25 Jahre als Schullehrer für Kunst/Visuelle Kommunikation – bleibe ich mir mehr und mehr gleich, wohin ich mich auch wende.

Die Gruppe oder Initiative der Synthese habe ich lange gesucht, einige Male geglaubt, gefunden zu haben (z. B. in der Initiative „Gruppe 2000“), einige weitere Male selbst zu gründen versucht (z. B. mit

„Raum 1“) mit dem Resultat, mich immer wieder zu erfahren als der, der durch Prozesse mit Menschen, Themen und Gegenständen hindurchgeht und sich dabei selber wandelt, gewandelt wird – und weitergehen muss.

Dies hatte insbesondere in den 70er- und 80er-Jahren auch mit Rolf zu tun, der als Teilnehmer wie Feldforscher viele Prozesse einer bestimmten Negation des Bestehenden reflektierend, kommunizierend, dichtend und singend begleitet hat. Man müsste sich nur mal ein paar Ausgaben z. B. seines Rundbriefs zum Forschungsprojekt „Subkultur und Soziale Innovationen“, den ich bis Herbst 1991 erhielt, anschauen, um zu erfassen, welch eine Fülle von Gegenständen da simultan bearbeitet worden ist quer durch Europa mit – wenn ich es richtig sehe – Schwerpunkt im deutschsprachigen Raum zwischen Wien und Kassel, Schwendters Pendelbewegung über Jahrzehnte. Diese Vielfalt war mit eigener Interessenpräferenz und Schwerpunktbildung besonders attraktiv für mich und – mit geringerem Zeitbudget – habe ich als Vollzeitlehrer auch einiges an Pendelbewegungen gelebt zumindest während der 80er-Jahre.

7

Einen gerade für mich selbst entscheidenden Wendepunkt im Zusammenwirken mit Rolf als einer wichtigen Bezugsperson im Feld der Alternativkulturen bildete das Sommerseminar 1979 des Arbeitskreises Alternative Ökonomie in Altenmelle bei Bielefeld, an dem aktiv mitzuwirken ich Gelegenheit hatte.

Ausgelöst von einer Wandzeitung im Haupttagungsraum, in der versucht wurde, die zu behandelnden Gegenstände aufzulisten, entstand in meinem Kopf die Fantasie einer nichtlinearen Verknüpfung dieser Themen, ein Netzwerk. Mit dem, was sich so finden ließ auf Dachböden und in Lagerräumen des Tagungshauses, entwickelte ich zusammen mit einer Arbeitsgruppe ein tatsächliches Netzwerk aus Kordel, Fäden, Sisal, Wolle und einer Vielzahl von hinzufügbaren Kleinobjekten. Nebenher, während Diskussionsrunden und Gruppensitzungen, entstand ein Tagebuch mit Bildern und Notaten der behandelten Themen und eigener Fantasietätigkeit und der ab 1981 für mich zentrale Terminus „EygenArt“ wurde dabei entwickelt. Aus dem Netzwerkknüpfen in der Gruppe entstand meine Initiative zu den „Wandernetzwerken“ der fol-

genden Jahre. Aus den abendlichen Sitzungen mit Rolf zum Haiku-Dichten entstand eine lebenslange Tätigkeit, zuletzt ein Beitrag für das „Poetry Bunker“ Projekt der Biennale Venedig 2001 (Auszug mit einem atypischen Beispiel):

Auf dem Sichtfelsen
Warte ich bis Sonnenuntergang
Fehlt mir das Licht für
Den Heimweg.

(Tête de Bête, Les Granges VS 20.4.2000)

8

Das auch mit einer Fülle von zeichnerischen und malerischen Notaten versehene Altenmeller Tagebuch war die Startsequenz zu einem Wiederaufleben meiner künstlerischen Arbeit. Die war nämlich um die Mitte der 70er-Jahre und im Zuge der Politisierung fast ganz zum Erliegen gekommen, da sie keinen Ort mehr finden konnte in der täglichen politischen Praxis. „Altenmelle 79“ ist für mich – unauflöslich mit dem Wirken von Rolf Schwendter verknüpft – ein lebens- und praxisgeschichtlich unverzichtbarer Durchbruch im Alltagspoetischen wie Künstlerischen gewesen. Ohne Altenmelle hätte es 1980 weder die künstlerisch-ökologischen Arbeiten zum „Zigeunerwäldchen“ gegeben, noch den Widerstand gegen eine landschaftszerstörerische Kunst-am-Bau, wie er in der Aktion „Die Maßnahme“ Ausdruck gefunden hat. Das EygenArt Manifest – auch Unkrautkulturmanifest – wäre beim Hamburger Gesundheitstag 1981 nicht zur ersten Lesung gelangt (noch ohne den Abschnitt über Kunst), noch hätte ich mich als Künstler in den Widerstand gegen die Startbahn West des Frankfurter Flughafens eingemischt – wären da nicht die Erfahrungen von Altenmelle gewesen.

9

Zugleich hat der Vorgang in Altenmelle etwas Merkwürdiges, ja Deplatziertes. Das Knüpfen und Verknüpfen kennzeichnete von meiner Seite aus und aus heutiger Sicht auch etwas ängstlich um Zusammenhang und Zusammenhalt Bemühtes. Die ganze schließlich über die Liste gehängte Netzstruktur hatte etwas Ambivalentes und irgendwie auch Plumpes. Jedenfalls war es eine zweite, ganz andere Sprache.

Es war keinesfalls eine Übersetzung der Liste in Makramee, sondern der Versuch, einer weiteren, über die Planungsbegrifflichkeit gezogenen künstlerischen (eher „weiblichen“) Ebene zur Erscheinung zu verhelfen. Beide Sprachen gehen nicht ineinander auf, sind nur begrenzt ineinander übersetzbar. Mit dem „Schwendter-Zyklus“ in Copy-Art gehe ich auf der bildkünstlerischen Ebene dem gleichen Thema der zwei Sprachen nach (eine Arbeit aus diesem Zyklus ist am Ende des Beitrages auf S. 33 abgebildet).

Die Frage nach der Formulierung einer dem hegemonialen gesellschafts-politischen Diskurs jener Zeit entzogenen anderen Produktionsweise steckt in dem ganzen Altenmeller Vorgang und auch in den erwähnten Aktionen der Jahre 1980–82. Es ging darum, sich der Auseinandersetzung nicht zu entziehen, sondern im selben Raum wie die Diskussionsrunde eine andere Sprache zu sprechen und dadurch auch ein anderes Hören und Sehen zu inspirieren.

Diese Methode wurde durchgängig für meine Schullehrerarbeit und zeigte sich schließlich auch in der Arbeit der letzten sieben Jahre als buddhistischer Meditations- und Lebenslehrer. Es waren immer Referenzpunkte (Bilder, Plakate, Objekte, Zeugen) und Praktiken (Video, Protokoll, Monitor) im Raum, die eine Verschiebung des Fokus und einen Wechsel in andere, z. B. auch poetische Sprachen ermöglicht haben. Für die einen ist dies irritierend, für die anderen inspirierend, für beide Gruppen erweiternd.

Für mich selber als gleichzeitig knüpfender, schreibender, sprechender, malender und zuhörender Altenmelle-Teilnehmer habe ich etwas von der Durchmischtheit des Aktivitätsspektrums realisieren können, das den Praktiken etwas Beiläufiges und gleichzeitig Verbundenes gibt und die Art von Reichtum, welche für mich Ganzheitlichkeit bedeutet und Wohlsein.

10

Das ging also so hin, fand durchaus in dem besonderen Klima dieser Zeit und dieses Ortes Zustimmung und Mitwirkung, wurde toleriert, ja von einigen durchaus begrüßt. Es wurde sogar Teil eines anderen künstlerischen (Film-) Projekts (von Michael Kötz, wenn ich recht erinnere).

Differenz, ja Dissens der Mittel und damit auch inhaltlicher Momente (und natürlich in der ganzen Frage, an welcher Stelle „Kultur“ in einem politischen Programm zu stehen hat und was genau damit gemeint ist) musste damals immer irgendwie ausdiskutiert werden. Nur was in dieser Auseinandersetzung sich behaupten konnte, durfte bestehen bleiben. In der Kunst zumindest ist nach dieser Art Sprechen dann auch meistens das Tiefgründige, das – wenn vorhanden – die Qualität einer Arbeit aus dem Hintergrund trägt, blockiert.

Ich habe nach über 20 Jahren die Altenmeller Gespräche nicht mehr deutlich genug in Erinnerung und assoziiere das Klima eher mit der Aufgeschlossenheit in der Evangelischen Akademie Hofgeismar zu jener Zeit – freilich ohne die spirituellen und meditativen Dimensionen. Hinzu kommt Rolfs generell eher ermutigende Aktivität, die nichts von vorne herein schon blockiert, was Aussicht hat, für eine Situation bereichernd zu wirken.

Unter dem Primat, ja Diktat des Politischen versammelte sich seit den 60er-Jahren jedoch zumeist eine kulturell und künstlerisch eher uninformierte bis desinteressierte Auswahl von Menschen. Kunst war wie Religion per se bürgerliche Droge. Der nächste Zyklus verkürzter Kunstrezeption – dass nämlich jede/r Kunst machen könne – war noch nicht angebrochen. Über einige Jahre hatte ich die geschilderte Kunstkritik selber so weit internalisiert, dass meine schöpferische Arbeit fast ganz zum Erliegen gekommen war – eine im Rückblick sehr lehrreiche Zeit gerade auch in diesen Monaten, wo Kulturattac gegründet wird.

11

Viel Kraft und etwa 25 Jahre des genannten Zeitraums habe ich darauf verwendet, gesellschaftlich – wie am Beispiel geschildert – getrennt existierende Bereiche zusammenzubringen, den Brückenbauer zu spielen. In der Reihenfolge des Auftretens waren dies: Kunst und Buddhismus, Meditation und Politik, Kunst und Politik, Ökologie und Kunst, Buddhismus und Kunst (2. und 3. Durchgang). In einem solchen Erfahrungsprozess – und es darf nicht unerwähnt bleiben, dass es nicht bei einer theoretischen Beschäftigung mit den Themen blieb, sondern immer Beziehungen zu Menschen und Arbeitszusammenhänge konkret wurden – akkumuliert sich nicht nur eine Menge Fachwissen (und verliert sich wieder), sondern es wächst ein Zusammenhangswissen – das,

woran es meiner Erfahrung nach am meisten mangelt. Insofern ist nichts verloren und Rolf Schwendters Arbeiten zu einem breiten Spektrum von sehr verwandten Fragestellungen waren mir – durch die genannten Brüche hindurch – wertvolle Orientierungshilfen. Gerade seine in regelmäßigen Abständen erscheinenden Notate zur aktuellen Gesamteinschätzung der Lage waren für mich über lange Zeit Primärlektüre.

Da er aber nur in zwei der genannten Bereiche, nämlich Ökologie und Politik, über weitergehende Kenntnisse verfügt, führten bei jemand wie mir, mit immer offen oder latent aktiven religiösen und künstlerischen Interessen, die Wege zunehmend mehr auseinander als zusammen. Dies betrifft vor allem die 12 Jahre mit „Raum 1“ in Kriftel, Wiesbaden und Berlin.

12

Zu den frühesten Publikationen von Rolf, an die ich mich erinnere, gehört der „Entwurf einer Gruppe 2000“ aus dem Jahre 1974. In jeder formalen Hinsicht ein typisches Beispiel für das vom verkleinerten Typoskript produzierte, textlastige und auch noch schwer lesbare, selbstgebastelte linke Broschürenwesen, erhebt es inhaltlich den umfassendsten Anspruch an reflektierter Praxis, der mir zu diesem Zeitpunkt bekannt geworden ist. Gleichzeitig entstand aus diesem Angebot und einem bei mir vorhandenen entsprechenden Interesse eine projektorientierte Zusammenarbeit. Weiterführend auch zur Arbeit in der AG SPAK und der Befassung mit den Themen- und Problembereichen „Psychisch Kranke“ und „Transkulturelle Psychologie“ knüpfte ich an: Selbsterfahrung, Meditation, Buddhismus und „Bildnerie der Geisteskranken“. Zu all diesen Gegenständen gründete ich Arbeitsgruppen, teils an meinem damaligen Wohnort Hochheim am Main, teils am Studienort Mainz (1971–1976). Die Ergebnisse (hauptsächlich Arbeitspapiere) publizierte ich in meinem Kleinverlag (ab 1969 Lotos-Studio, ab 1986 EygenArt Verlag), in den Readern der AG SPAK, in Alternativzeitschriften einschließlich derer, die ich selber gegründet hatte (Garuda 1969–1972, Godestal 1972–1974).

13

In dem 62seitigen „Entwurf“ selber fand ich insbesondere in den Initialprojekten „Theorie, Praxis und Modelle der Subkulturen“ und „Theorie des subjektiven Faktors und emanzipatorische (sozialistische?) Therapie“ die Fragestellungen und Probleme beschrieben, an die ich anknüpfen konnte mit eigenen Beiträgen. Außerdem reizte mich der über meinen lokalen (Jugendzentrumsinitiative) und regionalen Bezug (Kunsterzieherstudium, Häuserkampf) hinausgehende Zusammenhang mindestens zum gesamten deutschsprachigen Raum (D, AU, CH), der hier möglich schien – und zwar auf emanzipatorischer, unabhängiger linker Grundlage. Dies war ein wichtiger Initialimpuls, der aber gar nicht oder nur sehr begrenzt tolerabel war für Nichtraucher, Meditierer, Vegetarier. Die Normenfrage war zwar von Rolf von Anfang an thematisiert, aber es setzte sich, wie man so sagte: „naturwüchsig“ und in gewisser Hinsicht durchaus demokratisch die Mehrheit durch, die qualmend diskutieren wollte.

Man kann das an Orten, die sich erfolgreich gegen die Infragestellung solcher Verhaltensweisen abgeschottet haben, heute noch so ähnlich beobachten. Ich habe lange Zeit gebraucht, um mit den Qualen der Selbstverleugnung Schluss zu machen. Jedesmal musste ich eine Trennung selber vollziehen, die in den divergierenden Verhaltensnormen schon enthalten ist. Immer dann, wenn ich dies nicht realisiere oder den Konsequenzen ausweiche, werde ich zum Symptomträger der Defizite im betreffenden Feld, also mehr oder weniger deutlich krank.

Dies war aber nicht der Hauptgrund, warum aus der „Gruppe 2000“ kein Zusammenhang gewachsen ist, der im Jahr 2000 noch Bestand gehabt hätte. Es war mit Sicherheit ein Großprojekt des Brückenschlags und der Konstitution von Zusammenhängen aus einer totalitätsbezogenen Vision des Autors heraus und in sich selber eine Utopie. Damit sind gleichzeitig eine Fülle von Widersprüchen, Interessensgegensätzen und Unvereinbarkeiten eingeschlossen, die im politischen Verlauf der letzten drei Jahrzehnte mehr Spreng- als Verbindungsenergie erzeugt haben. Im kleineren Maßstab habe ich das an eigenen Projekten immer wieder erfahren müssen. Im Übrigen wirkt die sehr gut ausbeutbare entropische Gesamttendenz zur ideologischen Individualisierung (jeder Mensch eine unvergleichlich eigene Welt) ungebremst fort, und an die

Stelle überkommener gesellschaftlicher Bindungen tritt die gleiche Konsumpräferenz.

14

Es gibt so viele Dinge, die mir in den Sinn kommen, wenn ich über Rolf Schwendter, die Linke und die emanzipatorische Bewegung der 60er- bis 80er-Jahre nachdenke: Das Diskursive und das Nicht-Diskursive, Sprache und Sprechen überhaupt; die Frage der Übersetzung und das Unübersetzbare von künstlerischen, poetischen und spirituellen Sprachen; die Notwendigkeit des Wechsels, ja des Bruchs und die Frage, was Kontinuität eigentlich meint. Wieviel Kontinuität steckt in der Dialektik, Rolf?

Zum Thema Schule und Alternativökonomie bin ich noch schuldig geblieben einen Hinweis wenigstens zu geben. In den Rosdorfer und Altenmeller Arbeitsgruppen gab es auch welche, in denen die TeilnehmerInnen z. B. durchgespielt haben, ein alternatives Tagungshaus zu gründen. Mein Part als gerade ausgebildeter Lehrer war dann, für eine nicht begrenzbare Zeit in die Schule zum Geldverdienen geschickt zu werden. Ein, zwei weitere Personen traf dasselbe Los für jeweils ihre spezifische Berufsqualifikation. Resultat war dann – und dies wurde dem Plenum auf der Bühne dramatisch verdeutlicht – dass das Tagungshausteam in Bedürfnisstrukturen und Zeitbudget nach wenigen Wochen oder Monaten auseinanderdriftete. Bis 1980 hatte ich hinreichend viele Erfahrungen des Dissenses akkumuliert, um – viele Jahre noch mit der Hoffnung auf ein wirtschaftliches Selbständigwerden als Künstler – den Marsch durch die Institution Staatsschule fortzusetzen.

15

Gleichwohl habe ich im Hinblick auf Vereins- und andere Rechtsfragen ein Stück Zusatzqualifikation aus den Tagungen zur Alternativen Ökonomie mitgebracht und mich in den folgenden Jahren an mehreren Vereinsgründungen initiativ beteiligt (z. B. BUND, Umweltstiftung, Ludwig-Meidner-Gesellschaft, Modern Buddhist Art Network, Raum 1). Dass mich die Altenmeller Erfahrung, für 60 Leute Gemüsebratlinge zu backen, auch ermutigt hat, für die TeilnehmerInnen der 1983 gegründeten „Meditationstage“ in Dortmund und Hofheim am Taunus zu kochen, sei nur am Rande erwähnt.

Rolf war noch in der Gründungsphase von „Raum 1“ bereit, in einem Trägerverein die Arbeit eines Beirats zu übernehmen. In diesem Zusammenhang erging auch die Einladung zur Mitwirkung am Textkatalog des Ausstellungsprojekts „Modern Buddhist Art II“, worauf er mit kalligrafierten Notaten unter dem Titel „Buddhismus, Westen, Devianz, Kunst“ (Sept. 1992) geantwortet hat, erschienen im Modern Buddhist Art Magazine. Eine Diskussion dieses Beitrags steht immer noch aus. Immerhin legt Rolf Schwendter hier seine Buddhismus-Rezeption offen, also durchaus ein Anlass, der eine Antwort verdient.

Von meiner Seite muss ich diese auf das in Vorbereitung für 2004 befindliche Buch zu Buddhismus und Kunst verschieben, möchte aber mit Hinweis auf mein jüngstes Buch zu Buddhismus und Film (2002) zumindest einige Anmerkungen machen, in welche Richtung meine Antwort gehen wird:

Gerade in einer Konsum- ja Drogenkultur kann man sich unter emanzipatorischen Vorzeichen aus einer Religion nicht nur die Teilaspekte herauspicken, die einem irgendwie sympathisch sind, sondern es ist erforderlich, die jeweilige Religion, hier den Buddhismus als Ganzes zu sehen. Dass sich Teilaspekte ihren Erscheinungsweisen nach geradezu zu widersprechen scheinen, macht diese Arbeit nicht gerade leichter, aber vielleicht ja durchaus für widerspruchstrainierte westliche Rezipienten interessanter.

Der Buddhismus als Ganzes und insbesondere die Weisheitslehren selber passen nämlich nicht in die bereitwillig hingehaltenen westlichen Klischeeformen. Es sind immer die herausgerissenen Details, die zu Klischees gemacht werden können – bis zum Dalai Lama in der Bildzeitung. Die Rezeptionsgeschichte des Buddhismus im Westen geht mittlerweile 200 Jahre zurück, einzelne Spuren sind tausend Jahre älter. Es lässt sich belegen, dass in der Breite die künstlerischen Artefakte früher im Westen ankamen als die Texte. Frühe wie jüngere Buddhismusgeschichte im Westen ist Kunstgeschichte.

Die philologische und philosophische Textrezeption buddhistischer Quellen hatte eine Vielzahl von Hürden zu bewältigen, in gar nicht geringem Umfang selbstgebaute, will sagen Vor-Urteile und Konzepte, die erst in der Mitte des 20. Jahrhunderts und mit dem Erscheinen lebender Lehrer im Westen und schließlich auch mit wachsender Sachkenntnis wie Unbefangenheit der Rezipienten sich langsam auflösen.

Dieser Prozess hält noch an und neben dem englischen Sprachraum bilden die deutschsprachigen Länder gegenwärtig den wichtigsten Aktivitätsraum buddhistischer Lehrer im Westen.

Was in diesem Zusammenhang unvermeidlich zur Sprache kommen muss, ist die Frage der Praxis und dies heißt im in Rede stehenden Fall: Meditationspraxis. Hier sind auch die „dharma bums“ und „Beatniks“ angesprochen, die Rolf Schwendter ebenfalls nicht unerwähnt lässt in seinem Beitrag. Die Buddhismus-Rezeption im 20. Jahrhundert ist aber kein Spezialfall der Boheme oder allein von Subkulturen. Sie beschäftigte wie inzwischen dokumentiert Repräsentanten nahezu aller gesellschaftlichen Schichten. Dies wird aber je nach politischem Standort der Rezensenten unterschiedlich gewichtet herausgearbeitet. Auch sind viele Daten nie exakt erhoben worden und viele Zeitzeugen sind in hohem Alter oder schon verstorben.

Die Frage, ob eine Religion wie der Buddhismus an Interesse oder Qualität verliert, wenn sie hegemonialen Strukturen sich angepasst hat, ist in jüngerer Zeit glücklicherweise auch endlich für den japanischen Zen-Buddhismus untersucht worden. Hier würde ich meinen – das mag aber an meinem Interesse als Buddhist liegen – dass es gerade dann, wenn die Frage nach der Verstaatlichung in irgendeiner Weise wirksam ist, erst richtig spannend wird. Was wird aus den spirituellen Überzeugungen, den Praktiken und der Kunst unter solchermaßen veränderten Bedingungen?

Vielleicht müssen wir, während einige noch auf das Wunschprojekt staatlicher Anerkennung des Buddhismus in Deutschland starren, uns bald mit der Frage auseinandersetzen, was aus einem Buddhismus als Bestandteil der Corporate Identity marktbeherrschender Konzerne wird? In der Werbung der 90er-Jahre konnte man den Eindruck gewinnen, es sei schon fast soweit.

Lausch' ich den Vögeln
Im Chinesischen Garten
Autolärm Frankfurts

*(Chinesischer Garten im
Bethmann-Park Frankfurt, 9.5.2000)*

H Z a I 8 S H x d c d 8 u y T r e H d
r c F r g j 6 J e D Q w n B c j h 8 x
z b s Z x d n f l t I Q m v 8 e a c e
c e a S d e j d x i a d J d 2 8 b D 7
N c s E t h d B x y w N U 7 b t U e h
b q A h y J t x d c d 8 u y 7 b Y 5 J
k w r H g u d J e D Q w n B h o u A e
d d w u e n T l v o d c v k u o x a
r U g s E F J g z H e f d b M I c o p
J g e s n e u c x r b e H t n s q C h
e Y n b 9 S e H b 8 c C g j o w z k
d d v J R t d o x r x w 7 9 q Z J d
x H i e D e Y h r e v b x D j K b e k



Quellen- und Literaturhinweise

- Thilo Götze Regenbogen, Biografische Angaben zum Erweiterten Politikbegriff für Kulturattac, Juni 2003 (gegen 100 Cent in Briefmarken beim Autor erhältlich)
- Han Shan, 150 Gedichte vom Kalten Berg, Düsseldorf/Köln 1974
- Fernando Pessoa, Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares, Erweiterung Neuausgabe, Zürich 2003, Notat 24, S. 33
- Universität Kassel, Einladung zum Symposium am 14.6.2003 im K 19 anlässlich der Emeritierung von Prof. Dr. Dr. Rolf Schwendter, Faltblatt, Kassel 2003
- Rolf Schwendter, Lesetheater, Edition die Donau hinunter, St. Peter am Wimberg 2002
- Rolf Schwendter, Gesellschaftsbilder des 20. Jahrhunderts, Hamburg 2001
- Rolf Schwendter, Haiku, hg.v.TGR, EygenArt Verlag, Kriftel 1990, Reihe CopyLine Bd. 8, mit Illustrationen von Mascha Grüne
- Paralipomena zum Buch „Hat die politische Utopie eine Zukunft?“ In: Raum 1 Magazin 1/93, S. 31
- Hat die politische Utopie eine Zukunft? Hg.v.Richard Saage, WBG, Da. 1992, m.Beitr.v.Fest, Enzensberger, Fetscher, Schwendter, Haug, Münkler u. v. a.
- Rolf Schwendter, Die Unmöglichkeit zu telefonieren, Freibord Sonderdrucke Nr.19, Edition Freibord Wien
- Rolf Schwendter, Entwurf einer „Gruppe 2000“, München – Heidelberg – Wien, Januar–April 1974

Sabine Hollmann

für Rolf

in Erinnerung an eine zeitweilig gemeinsame Reise durch die bundesdeutsche Reformpsychiatrie im Jahre 1985 „Die blaue Karawane“, wo dies unser „Leitsong“ war.

An Anna Blume

Merzgedicht 1

Oh du, Geliebte meiner siebenundzwanzig Sinne, ich liebe dir! – Du deiner dich dir, ich dir, du mir. – Wir?

Das gehört (beiläufig) nicht hierher.

Wer bist du, ungezähltes Frauenzimmer? Du bist – bist du? Die Leute sagen, du wärest, – laß sie sagen, sie wissen nicht, wie der Kirchturm steht.

Du trägst den Hut auf deinen Füßen und wanderst auf die Hände, auf den Händen wanderst du.

Hallo, deine roten Kleider, in weiße Falten zersägt.

Rot liebe ich Anna Blume, rot liebe ich dir! – Du deiner dich dir, ich dir, du mir. – Wir?

Das gehört (beiläufig) in die kalte Glut.

Rote Blume, rote Anna Blume, wie sagen die Leute?

Preisfrage: 1. Anna Blume hat ein Vogel ?

2. Anna Blume ist rot.

3. Welche Farbe hat der Vogel?

Blau ist die Farbe deines gelben Haares.

Rot ist das Girren deines grünen Vogels.

Du schlichtes Mädchen im Alltagskleid, du liebes grünes Tier, ich liebe dir! – Du deiner dich dir, ich dir, du mir, – Wir?

Das gehört (beiläufig) in die Glutenkiste.

Anna Blume! Anna, a-n-n-a, ich träufle deinen Namen.

Dein Name tropft wie weiches Rindertalg.

Weißt du es, Anna, weißt du es schon?

Man kann dich auch von hinten lesen, und du, du Herrlichste von allen, du bist von hinten wie von vorne:

„a-n-n-a“.

Rindertalg träufelt streicheln über meinen Rücken.

Anna Blume, du tropfes Tier, ich liebe dir!

(Kurt Schwitters)

Jochen Kuhnen

Dank an Rolf

Es lebe!

Dies Land ist nur ein Wunsch im Geist, ein Gegen-Grab.

In meinem Land zieht man die zarten Beweise des Frühlings
und die dürftig gekleideten Vögel den Fernzielen vor.

Die Wahrheit harrt der Morgenröte neben einer Kerze.
Das Fensterglas ist trübe. Was kümmert's den Wachsamem.

In meinem Land stellt man einem Erschütterten keine Frage.

Kein hämischer Schatten fällt auf das gekenterte Boot.

Halbes Willkommen kennt man in meinem Land nicht.

Man leiht nur, was man vermehrt zurückgeben kann.

Blätter, viele Blätter haben die Bäume meines Landes.
Den Ästen steht's frei, keine Früchte zu tragen.

Der Redlichkeit des Siegers traut man nicht.

In meinem Land sagt man Dank.

(René Char)

Dank für Deine Treue zu den oft unspektakulären
Themen und Fragen der alten und neuen sozialen Bewegungen.

Dank für Deine Treue zu den nicht immer nur erfolgreichen
Projekten und Menschen, die ein anderes Leben versuchen.

Dank für Anregungen und Gespräche und zeitweilige
Weggenossenschaft.

Burkhard Kunze

Drei *kleine* Begegnungen mit Rolf Schwendter

Die Erste: Entrée

Sommersemester. Fachbereichskonferenz, langwierig wie so oft. Die Tür geht auf. Ah, der Kollege V., verspätet? Hinter ihm noch jemand, breit, schwer, leicht nach vorne gebeugt, dürres zotteliges Kopf- und Barthaar umrahmt ihn. Trägt einen Trenchcoat, hängt an ihm, an seinen hängenden Armen hängen Tüten, aus Plastik und Jute. Mein Gott! Ich denke, die Gerichtsverhandlungen sind wohl nicht mehr so unterhaltsam. Auch unsere Konferenz ist schließlich öffentlich, was aber die Öffentlichkeit noch nie genutzt hat. Nun dieser Penner. Da erhob der Kollege V. seine Stimme: darf ich ihnen unseren neuen Kollegen vorstellen?! Potz blitz schoss es mir durch den Kopf, ich deviant? – er die leibhaftige Subkultur?!

Die Zweite: Disput

Fachbereichskonferenz. Ein Streit oder so. Wenn ich mich recht erinnere, der Berufsvertreter als Lehrer im Studiengang. Klassische (19. Jahrhundert, Muff auch in der Hose, denn die Talare waren an der Reformhochschule nicht üblich) Akademikerkombinationen ..., auch Schwendter redete irgendwie feindlich. Ich verstand kein Wort, das überzeugt hätte. Darum blieb mir nichts anderes zu erwidern als: Ich habe noch nie verstanden, wo der Unterschied zwischen einem Schmäh und einem Schmarren liegt. Ich denke, seitdem sind er und ich besser aneinander vorbeigekommen.

Die Dritte: Glaube

Semester. Meiner Einladung zur Frage: das „Doppelte Mandat“, im Rahmen eines Minisymposiums, folgten doch tatsächlich einige Kollegen. Eben auch Rolf Schwendter. Ich trug vor: Das sogenannte „Doppelte Mandat“ ist ein Irrglaube. Denn in der Sozialen Arbeit muss nicht gelten: Wessen Brot ich fress', dessen Lied ich sing'. Auch nicht: Immer Parteinahme für die Schwachen, weil der Mensch des Schutzes bedarf. Keine Ahnung, wie brutal die Klientel sein kann. Also, das „Doppelte Mandat“ basiert auf der Verkennung grundlegenden Denkens. Sprechen

wir vom Alkoholiker, dem Kriminellen, der Alleinerziehenden und und und, dann handelt es sich um eine Stigmatisierung.

Die Arbeit mit dem Menschen erfordert zunächst ein grundlegendes Menschenbild. Der Mensch ist immer Mensch. Das, was er tut, was ihm geschieht, ist immer ein Zusatz, ein Vorfall, ein Einbruch in seine Subjektivität.

Probleme, Konflikte, Krisen lasten deshalb „auf den Schultern“ des Betroffenen, die zu tragen der Mensch durchaus in der Lage ist, aber nur höchst ungern. Im Prinzip will der Mensch seine Probleme etc. abschütteln, also von einem unerwünschten Zustand in einen erwünschten gelangen. Die Beratung als reflexive Gesprächsführung geht entsprechend professionell an die Problemlösung heran. Sie öffnet die scheinbare Klammer der sogenannten Ganzheitlichkeit und stellt die Person, das Subjekt ihren Problemen, Konflikten, Krisen gegenüber. So wird professionelle Beratung zur Mittlertätigkeit, Intervention zwischen Subjekt und Betroffenheit und der/die Berater ist der Schiedsrichter wie in einem Boxkampf. Der Anstellungsträger bietet allein, aber existenziell den Hintergrund, die Stützung des Beraters für seine erfolgreiche Arbeit und prämiiert sie mit Stütze. *Rolf Schwendter* wollte, wenigstens damals, das alles nicht glauben.

Eugen Mahler

Ist Vögeln besser als Kunst?

Zu meiner ersten Begegnung mit Rolf Schwendter

Ende des Sommersemesters 1968 reiste ich im Auftrag von Alexander Mitscherlich nach Stuttgart. Dort, so hatte er mir mitgeteilt, habe sich an der Hochschule für bildende Künste ein Konflikt zwischen den Studierenden und der Professorenschaft entwickelt und zugespitzt. Letztere hätte ihn um Hilfe und Vermittlung gebeten. Er habe aber keine Zeit. Andererseits sei ich als zukünftiger Leiter der Psychotherapeutischen Beratung für Studierende für solche Konflikte zuständig. Darüber hinaus sei ich ja auch Künstler und so besonders geeignet, ihn dort kompetent zu vertreten. Einzelheiten über den Inhalt des Konfliktes waren nicht bekannt.

Etwas ratlos machte ich mich auf den Weg nach Stuttgart, insgeheim auch mit einer gewissen Vorfreude auf die Heimatstadt meines Vaters. Auf dem Bahnsteig empfangen mich einige StudentInnen. Auf einem dieser Bahnsteige hatten meine Großeltern anlässlich gelegentlicher Besuche meine Eltern und mich abgeholt, mein Großvater im Paletot und Zylinder, meine Großmutter in der Mode der 20er-Jahre mit dem dazugehörigen typischen Hut, in einer Zeit, als vor kurzem erst die Einweihung des Stuttgarter Hauptbahnhofs als das Nonplusultra neuerzeitlicher Baukunst gefeiert worden war.

Ich befand mich also in einem etwas merkwürdigen Gefühlszustand zwischen Erinnerungen und einer diffusen Spannung ob meiner in Grenzen doch verantwortungsvollen Gegenwartsmission inmitten der bundesweiten Studentenrevolte, von der niemand wusste, wohin diese schließlich führen würde.

Im Bürgerstübchen des Hotel Zeppelin gegenüber des Haupteingangs des Bahnhofes aßen meine studentischen BegleiterInnen und ich zu Mittag. Ich wollte wissen, um was es eigentlich gehe, was aber im Verlauf eines lustig plätschernden Tischgespräches nicht herauszubringen war. Stattdessen legte mir einer der Studenten zwischen Maultaschensuppe und Hauptgericht ein schwarzledernes Rasierapparat-Etui auf den Tisch und verlangte Aufmerksamkeit wie für einen Zaubertrick. Als er den Deckel öffnete, erschrak ich programmgemäß. In dem Käst-

chen befanden sich die abgetrennten Genitalien des Studenten – aus Wachs perfekt nachgebildet, mit echten Scham- und Skrotumhaaren bespickt. Begütigend meinte er dann: „Ha woisch, mir misset halt an onserer gegenwärtige Situation onseren Kaschtrationskomplex kindschleirisch gleich mitverarbeite!“

Wir fuhren dann im Auto eines Studenten zur Hochschule. Auf dem Dachfirst der Kunstakademie prangte, schon aus der Ferne sichtbar, ein riesiges Transparent mit der Aufschrift:

Vögeln ist besser als Kunst

Ich wusste noch nicht so recht, was ich davon halten sollte. Ein Kollege meinte nachträglich dazu: „Vögeln ist Kunst!“ Vor der Hochschule hatten sich viele Studierende in knisternder Revolutionsstimmung versammelt und eine Polizeipräsenz war nicht zu übersehen. An allem vorbei führten mich meine Begleiter zum hellerleuchteten Eingang der Aula, der mit Pappmaché und Farbe als riesenhafter Scheideneingang dekoriert war, gekrönt von einer eindrucksvoll gestalteten Klitoris. Mich an Faschingsdekoration erinnernd, schritt ich amüsiert hindurch. Dabei wurde ich beobachtet. Man wartete offenbar auf meine Reaktion, und allem Anschein nach hatte ich, ohne es gleich zu bemerken, eine erste studentische Prüfung bestanden. Im Weiteren gelangte man durch einen dunklen Gang in den Saal. Alle Tische und Bänke waren weggeräumt. Auf dem Fußboden saßen oder lagen die Studierenden, einzeln, paarweise oder in Gruppen in flackernd farbiger Beleuchtung. Im Kontrast dazu war an den Wänden rechts und links je eine Ausstellung zu sehen in professionell-galeristischer Beleuchtung. Rechts wurde auf gerahmten Blättern – sozusagen ehrliche – Pornographie in künstlerisch wertvollen Zeichnungen und Graphiken gezeigt; links, ebenfalls gerahmt, verfängliche Hochglanztitelseiten der Regenbogenpresse. Die Absicht war klar: Die „ehrliche Pornographie“ stand im Dienste der Kunst und des Eros. Die Gegenseite mit ebenso pornographischen Inhalten, im Dienste des Konsums.

Frontal im Saal befand sich ein geräumiges Podium mit Rednerpult. Darüber prangte ein Ölgemälde, das etwa 120 x 200 cm groß war. Es zeigte ein Liebespaar im Vorspiel, hervorragend gestaltet und gemalt in

Blautönen, vielleicht in Anlehnung an Picassos blaue Periode. Dieses Bild, so erfuhr ich jetzt endlich, war der Stein des Anstoßes für die gegenwärtige, sich ausweitende studentische Protestaktion. Es war nämlich eine übliche Semesterabschluss-Kunstaussstellung mit den aktuellen Werken der Studierenden der Stuttgarter Hochschule geplant gewesen. Das soeben erwähnte Bild war dabei von einer professoralen Jury, weil zu anstößig, abgelehnt und ausgemustert worden. Dieser Vorgang war natürlich für die antiautoritäre Bewegung ein gefundenes Fressen und die „progressive“ KunststudentInnenschaft konnte sich gegen ihre „konservativ-spießigen“ Professoren solidarisieren. Zu der jetzt stattfindenden Veranstaltung im Sinne eines Hearings waren die Professoren zwar eingeladen, in ihrer Mehrzahl aber nicht erschienen. Ich ließ mich mit meinen Begleitern auf dem Fußboden nieder und wartete darauf, zu meinem Vortrag „Psychische Konflikte und Hochschulstruktur“² aufgerufen zu werden.

Unterdessen agierte ein Student auf dem Podium. Telefonisch rief er der Reihe nach die ferngebliebenen Professoren an. Indiskreterweise konnte man die Antworten und Ausreden per Lautsprecher mit anhören. Einer sagte z. B., die Verkleidung des Aulaeinganges sei eine „Schweinierei“ und verstoße „gegen die Würde der Universität“. Er sei zwar da gewesen, gehe aber durch „so etwas“ nicht hindurch. Natürlich brach der ganze Saal in Gelächter aus.

Währenddessen stand ein großer Mann mit einer Plastiktüte aufrecht im Raum oder stieg gelegentlich auch über die am Boden Kauernenden hinweg. Um es vorwegzunehmen, es war Rolf Schwendter, von dessen späterer Leibesfülle man damals noch nichts ahnen konnte. Als erster Redner wurde dann ich begrüßt als Vertreter von Alexander Mitscherlich und des Sigmund Freud Instituts Frankfurt am Main. Mit „liebe Komilitoninnen und Komilitonen“ fing ich an. Niemand hörte mir so recht zu. Grüppchenweise Unterhaltungen und paarweises Schmusen waren attraktiver. Schließlich löste sich ein Student aus der Umarmung seiner Partnerin und rief mir mit einem wohlwollenden Winken zu: „Du sag amol: was isch des eigentlich – eine Neurose!?“ Ich war um die Frage ganz froh und versuchte den Begriff einerseits historisch, andererseits inhaltlich zu erklären. Aber weder mit meiner Antwort, noch

² Eine vorläufige Fassung meiner später gleichnamigen Publikation: E. Mahler. Psychische Konflikte und Hochschulstruktur. S. Fischer, Frankfurt am Main 1971.

mit der Fortsetzung meines Vortrags fand ich großen Anklang. Ich verließ schließlich sang- und klanglos das Podium und hatte das Gefühl, mich ziemlich blamiert zu haben. Im Publikum hatte ich eine junge Kunststudentin aus meiner Heimatstadt Freudenstadt im Schwarzwald entdeckt. Sie winkte mich bei meinem schmachvollen Abgang freundlich zu sich her und versuchte mich zu trösten. Sie meinte, wie entschuldigend für sich selbst und alle Anwesenden: „Ha woisch, en der letschte Zeit send' mir alle vollkommene verkomme ...!“

Jetzt wurde Rolf Schwendter vorgestellt, der dann gleich auch mit Stentorstimme und wienerischem Akzent begann:

„Liebe Leute, ich will mich kurz fassen, damit es mir nicht geht wie meinem Kollegen Mahler, der euch sicher sehr viel kluge Dinge über Neurosen, Psychoanalyse und Sigmund Freud hat sagen wollen. Über einen hätte er aber bestimmt nichts erzählt, nämlich über Wilhelm Reich. Von ihm hat man ja behauptet, er sei verrückt geworden. Kein Wort ist davon wahr! Er hat in Paris eine Kommune gegründet und die hat tadellos funktioniert ...!“

Er bekam sofort lebhaften Beifall, ebenso bei allem Weiteren, was er klar und programmatisch kurz vortrug. Aus seinem Plastikbeutel zog er schließlich eine Blechtrommel und einen Schlegel hervor und, unterstrichen mit eigenwilligen Trommelschlägen, trug er die Ballade „Drunt in Erdberg“ vor. Nach jedem Refrain zunehmender Applaus. Hier der Text:

Drunt in Erdberg³

Refrain: Drunt in Erdberg steht a Wirtshaus,
sitzt a Madl drin, hat a Filzlaus.
Kummt da Wachtanazl, sperrt's ins Arbeitshaus,
weg'n dera Filzlaus.

³ Den Wortlaut hat mir Rolf Schwendter dankenswerterweise für meinen jetzigen Beitrag zur Verfügung gestellt.

- 1) Wanns in Erdberg zwölfe läut'n,
dann läuten sie Sturm.
Und die Menscher da drunt,
des san lauter Hur'n.
- 2) Wanns in Erdberg zwölfe läut'n,
dann läut'ns z'Mittag,
dann rennen de Madln
der Volkskuchl nach.
- 3) Um zwa Kreuzer a Suppn,
um zwa Kreuzer a Kraut.
Auf die Arbeit wird pfiß'n,
und aufs Budern wird gschaut.

(traditional)

Inwiefern sein Beitrag zur Lösung des Stuttgarter Konfliktes beigetragen hat, ist mir bis heute noch nicht ganz klar. Die ohnehin gute Stimmung hat er jedenfalls noch gehoben, und als ich mich ebenfalls wohlfühlen begann, musste ich mich nachmittags verabschieden, auch von meiner bildschönen Nebensitzerin, weil ich am Abend im Sigmund Freud Institut in Frankfurt ein Seminar zu bestreiten hatte zu Sigmund Freuds: „Die Zukunft einer Illusion“.

Welch ein Kontrast: In Stuttgart an der Kunsthochschule die „vollkommen verkommenen“ Kunststudierenden und in Frankfurt im Sigmund Freud Institut die ordentlichen und hochreflektierten Ausbildungsteilnehmer und Kandidaten der DPV (Deutsche Psychoanalytische Vereinigung).

Am nächsten Morgen erhielt ich zwischen zwei Analysestunden einen Anruf aus Stuttgart. Einer der Kunstprofessoren fragte mich, geradezu inquisitorisch, ob ich derjenige sei, der in Vertretung von Alexander Mitscherlich gestern ... usw.? „Ja“, ich sei derselbe. „... und ob ich überhaupt wüsste, dass es am Abend und in der Nacht in der Aula noch zu ‚unzüchtigen Handlungen‘ gekommen sei?“ „Nein“, das wüsste ich nicht, ich hätte nämlich – ((leider)) – schon um 17 Uhr wieder abreisen müssen. Es dauerte nicht lange bis mich Alexander Mitscherlich zu sich rief, der, ebenfalls aus Stuttgart informiert, sehr ärgerlich auf mich war.

Ich berichtete ihm von meinen Erlebnissen. Dabei legte sich sein Zorn auf mich allmählich, er musste auch schmunzeln, meinte aber abschließend: „Na ja, mit besonderem Ruhm haben Sie sich und mich jedenfalls nicht gerade bekleckert!“ (was ich zugeben musste).

Als ich so ungefähr 1973/74 von Ulrich Sonnemann erfuhr, dass die Berufung von Rolf Schwendter nach Kassel bevorstünde, war ich hocherfreut. Über seine universitären Verdienste und die um „das offene Wohnzimmer“ werden sicher andere im Einzelnen berichten. Ich freue mich jedenfalls immer über seine handschriftlichen Mitteilungen, was ja zugleich heißt, dass einer der fortschrittlichsten Denker und Publizisten der Neuzeit den Computergebrauch verweigert.

Um abschließend zu der Frage Stellung zu nehmen, ob Vögeln besser sei als Kunst, meine ich inzwischen, sofern es diese polarisierende und sprachlich bedenkliche Alternative überhaupt gibt, dass auf S. FREUDs bekannter „gleitenden Ergänzungsreihe“ die Akzentsetzungen alters- bzw. hormonspiegelabhängig sein dürften.

Abschließend fällt mir der von Franz Schubert vertonte Vers ein:

„Du holde Kunst
in wieviel grauen Stunden,
da mich des Lebens wilder Kreis umschlang,
hast du mein Herz
mit neuer Lieb entzunden –
Du holde Kunst ich danke dir dafür...“

Ich nehme an, lieber Rolf, dass Du Dich dieser Aussage wirst anschließen können. Abgesehen davon danke ich Dir für Dein unvergessliches und unersetzliches, uns alle immer wieder neu entzündendes Wirken an der Universität mit Deinem human-liberalen und zugleich wissenschaftlich-kritischen Geist.

Katja Pohl

Haiku für Rolf

Von Wien nach Kassel
manchmal Station in Frankfurt –
ein lieber Gast.

Ewald Rumpf

Rolf Schwendter als Johannes der Täufer in der Wüste

Ein Bild von Hieronymus Bosch
und seine Interpretation von Ewald Rumpf



Das kleinformatige Gemälde aus dem Jahre 1500, dessen Herkunft und ursprüngliche Bestimmung unbekannt ist, gehört zu den rätselhaftesten Werken von Hieronymus Bosch. Rätselhaft deshalb, weil der Maler zwar an dem überlieferten Bildthema „Johannes in der Wüste“ festgehalten hat, aber als Vorbild einen 500 Jahre späteren Zeitgenossen, nämlich den Wissenschaftler und Liedermacher Prof. Dr. phil. Dr. soz. Dr. jur. Rolf Schwendter, zum Vorbild genommen hat. Um an einen so spätzeitigen Erdenbürger anzuknüpfen, muss sich der Maler Hieronymus Bosch (1450 bis 1516 Hertogenbosch in den Niederlanden) weitgehend von der spätmittelalterlichen Bildersprache zugunsten einer ei-

genwilligen Symbolsprache gelöst haben, deren Sinngehalt wir uns hiermit zu entschlüsseln bemühen. Die Schwierigkeit beginnt schon damit, dass der Maler die Heldengestalt nicht in ein Chaos von Büchern und Manuskripten versenkt hat, wie es dem Lebensstil des Rolf Schwendter entsprechen würde, sondern in einen blühenden Garten mit allerlei Phantasiegewächsen. Er transponiert somit die Kulturgebundenheit des Rolf Schwendter in die Naturverbundenheit des Johannes, wobei die aus der botanischen Form und Bestimmbarkeit herausgehobenen Gewächse der schöpferischen Phantasie entsprechen, die Rolf Schwendter zu seinen Liedtexten befähigt, welche eine Art bizarrer und stacheliger Anspielungen auf politische und soziale Gegebenheiten sind. So wenig wie die Kleidung der biblischen Überlieferung des Johannes des Täufers entspricht, der nämlich nicht mit einem roten Seidengewand, sondern mit einem Kamelhaar bedeckt war, so wenig passt dieses Gewand zu Rolf Schwendter, der weder mit einem prophetischem Umhang, noch mit standesgemäßem Anzug die Welt durchschritt, sondern in den abgetragenen Jeans und Hemden eines Clochards Aufsehen erregte. Die rote Farbe symbolisiert im Falle der biblischen Gestalt die blutige Rolle des Märtyrers, denn Johannes ist wegen seiner prophetischen Ehrlichkeit und Rüge an Herodes' Ehebruch von demselbigen enthauptet worden. In der Übertragung auf Rolf Schwendter verweisen wir auf das politische Engagement im devianten Milieu, das nicht unwesentlich von der linken, d. h. „roten Szene“ beeinflusst ist. Der faltenreiche und keiner Mode zuzuordnende Umhang weist als äußere Schale auf den Wesenskern der Trägers, der über eine nuancenreiche und differenzierte Weltsicht verfügt. Demnach haben wir es bei diesem Bild nicht mit einer historisch erzählenden Wiedergabe, sondern mit einer überzeitlichen Existenzaussage zu tun.

Dieser Johannes bzw. Rolf auf dem Bild ist nicht barfüßig in den Fluss des Jordans gestellt, sondern liegt mächtig, seiner imposanten Leibgestalt entsprechend im Vordergrund auf einer moosbewachsenen Felsplatte. Nicht Stift und Notizblock halten seine Hände, wie es Schwendters Gepflogenheit war, sondern ein besinnlicher Blick hinab und ein deutlicher Fingerzeig der linken Hand auf ein Lamm kennzeichnen einen prophetischen Zug, der bei ihm niemals in der plumpen Gebärde eines selbstgefälligen Redners aufgetaucht ist, sondern nur in der be-

scheidenen Art kleiner relevanter Einwürfe in die jeweiligen Diskussionen, denen er als Seminarleiter stets freien und toleranten Verlauf gewährleistet hat. Die noch an Materie gebundene Form der Erhaltung von Information mittels Notizblock usw. ist hier im Bild entmaterialisiert. Die stumme Geste des verinnerlichteten Blickes und des Fingerzeigs ersetzen die von Schwendter real in die Welt gesetzten zahlreichen wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Publikationen. In Anlehnung an den Ruf von Johannes dem Täufer: „Siehe, das ist das Lamm Gottes“, symbolisiert das kleine in den linken Bildrand gesetzte Lamm den Teil menschlicher Leiden, auf den der sozial engagierte Mensch hinweist. Ohne dass Schwendter einen besonderen Bezug zu religiösen Zeremonien oder Vereinigungen aufweist, ist ihm doch die christliche Hilfeleistung an leidende Menschen ein großes Anliegen, insofern er bei über vierzig sozial tätigen Vereinen Mitglied ist. Die Komposition des Bildes weist im unteren und räumlich gesehen vorderen Teil eine Ballung von Gegenständen auf. Den mächtigen Fels, auf den Schwendter sich halb liegend stützt, können wir als jene feste Basis betrachten, die als irdische Immanenz den Realitätsbezug symbolisiert. Schwendter steht mit seinen überaus zahlreichen beruflichen, privaten und politischen Beziehungen in der Welt fernab des sprichwörtlich „Gelehrten in einem Elfenbeinturm“. Die Erosion durch eine kleine den Fels zersprengende Wurzel weist auf die taoistische Weisheit hin, dass das Weiche das Harte besiege, ein Leitspruch im Sinne des Schwendter. Der tote Vogel und der umgefallene Becher mit heraus rollenden Perlen sind die Symbole für die Eitelkeit dieser Welt, für deren Einfluss Schwendter in betontem Maße unempfänglich war und deren Vergänglichkeit dem Betrachter vor Augen geführt wird. Das dunkle molchartig sich windende Gewächs, das neben dem linken Felsrand hervorquillt, den gesamten Unterleib des querliegenden Helden verdeckend, symbolisiert die düstere Verschlungenheit sozialer Missstände, deren wahres Ausmaß nur durch Einsatz der Gefühle und Mitgefühle erfasst werden kann, die wir traditionsgemäß in den Bauch lokalisieren, während die Ratio sauber eingeschlossen im Schädel gedacht wird, der hier im Bilde wohlgeordnet von linker Hand gestützt wird. Das hohe Ausmaß intellektueller Betätigung findet bei Rolf Schwendter sein emotionales Äquivalent in der ausgedehnten Fülle seines Bauches, der vom Maler den Blicken des Betrachters entzogen in das ausufernde, aber nach

oben strebende Gewächs transformiert wird. Behutsam werden wir beim Blick von unten nach oben in den kosmischen Zusammenhang alles Seins geführt: Aus der dunklen Masse der Unterwelt entpuppt sich eine große, helle und runde Frucht, die wir mühelos als Erdball identifizieren können: Sie ist fast in der Mitte des Bildes lokalisiert, mit zarten Adern, gleichsam Rissen überzogen und einer offenen Stelle nach unten, aus der ein Vogel sich anschickt, hinein zu picken: ein Hinweis auf die ökologische Verletzbarkeit unseres Planetens. Daneben rankt sich ein halmartiger Ast immer dünner werdend nach oben in den Himmel, der mit lichten bläulichen Farben dem Bild eine hoffnungsvolle Helle, gewissermaßen das Ende aller Leidenserfahrung, verleiht. Der Himmel zieht sich quer über das ganze obere Viertel des Bildes und verweist damit auf eine höhere göttliche und spirituelle Einbettung alles Geschehens. Diese Staude, der innerhalb der Komposition eine nicht unwichtige Rolle zugewiesen wird, kann als Sinnbild einer Vernetzung und Koordination vertikaler, d. h. Schichten übergreifender und Ideologien umfassender Strukturen betrachtet werden. Anschaulicher Ausdruck für eine politische und ökologische Wende, profaner gesagt für die Veränderung des Alltagslebens, ist die Landschaft, in die der kontemplative Schwendter gesetzt ist. In Anspielung an Johannes den Täufer und der Bildbetitelung müsste die Landschaft eine Wüste sein. Aber statt einer Wüste, Sinnbild der Isolierung und allgemeiner Lebensnot, malt Bosch einen blühenden Garten. In lieblicher pointilistischer Art werden die dicht belaubten Wipfel der Bäume dargestellt. Friedlich grasen verschiedene Tiere der wilden und gebändigten Fauna. Selbst der riesige abgestorbene Stamm am oberen rechten Rand des Bildes, der aus dichtem Waldeslaub herausragt, treibt neue belaubte Zweige als Symbol für die Wiederbelebung des scheinbar Abgestorbenen, für die Überwindung etwaiger Depression. Können wir diese paradiesische Landschaft exemplarisch als Resultat einer umfassend gelungenen sozialen Therapie betrachten, einer Therapie, die alle subjektbezogenen und organisations- und gesellschaftsbezogenen Kompetenzen optimal umzusetzen in der Lage war? Wir möchten die in diesem Bild figurierten Elemente einer sozialen Therapie noch näher beleuchten. Es besteht ein ausgewogenes ökologisches Verhältnis zwischen Baumbestand, Weide- und Nutzfläche, bereichert von einem Weiher (am linken Rand des Bildes), der für die nötige Windzirkulation und Befeuchtung der Umgebung

sorgt. Die Berghöhen in der Ferne sind gemäß ursprünglicher mitteleuropäischer Flora dicht bewaldet, so dass man von einem ausgeglichenen Klima auf eine ausgeglichene gesellschaftliche Organisation schließen kann, in der die Grundbedürfnisse der Menschen befriedigt sind. Weder Population noch Dörfer sind zu sehen. Der Maler bevorzugt also eine Naturbauweise, in der die Behausungen mit Grasdächern und Lehmwänden unauffällig in die Landschaft gesetzt werden, um nicht als technische Fremdkörper die Harmonie der Natur zu stören. Eine merkwürdige Trutzburg relativ groß auf einen Felsen gebaut, mit Ausblick in die weite hügelige Landschaft, gibt Anlass auf eine Architektur zu schließen, die der alternativen Bau- und Wohnweise große Freiheit gewährt. Runde höhlenartige Gebilde und hohe Steinwände ergeben eine Räumlichkeit für betreutes Wohnen und sozial tatkräftige Pioniere gleichermaßen. Diese in dem Wohnblock angedeutete Aktivität kontrastiert gegen die meditative Ruhe, welche die übrigen Teile des Bildes ausstrahlen. Ein Pärchen Libellen oder langschwänziger Vögel hängen parallel vereint am obersten Zweig des gen Himmel strebenden Astes. Ein Rabe, Sinnbild der Weisheit und des Schalks, schaut sich die Welt von oben mit aller Ruhe an. Man („man/frau“ würde Schwendter im Sinne dokumentierender Gleichberechtigung sagen) sieht, dass er nicht im Schwarm der anderen Vögel, die lustig den Himmel entlang flattern, integriert ist. Er aber kann sich ohne irgendeine Furcht vor Diffamierung oder Diskriminierung seiner gesellschaftlichen bzw. zoologischen Randstellung frech und ungeniert auf oberstem Wipfel zur Schau zu stellen. Eine kleine runde Plattform in der Mitte des Astes deutet auf eine technische Hilfe für jene Wesen, die den ganzen Ast nicht oder nur schwer erklimmen können, selbstverständlich ein Symbol für technische Hilfe und Integrationsmaßnahmen für Behinderte. Bosch steht außerhalb der niederländischen Kunsttradition und hat als Maler nicht nur die Schwelle der Neuzeit überschritten, sondern ragt mit seinen phantastischen Bilderfindungen und Visionen mitten in unsere Zeit. Moderne Menschheitsträume werden hier artikuliert und in ganzheitliche, sprich holotrope, Verwirklichung gebracht: im Lamm, in Schwendter, im Raben die gleiche stoische Ruhe! Man beachte, dass neben Rolf Schwendter keine Zigarettenschachtel liegt, noch irgend ein glimmender Tabaksstengel in Hand oder Mund zu sehen ist. Der Maler hat hier auch das ganz individuelle Ergebnis einer erfolgreichen Therapie figu-

riert: Frei jeglichen Nikotins gibt sich Rolf Schwendter der Kontemplation hin: Entspannt, fast hingegossen über den Erdboden ruht seine Gestalt, Oberkörper und Kopf leicht, fast schwerelos erhoben. Die rechte Hand scheint an dem vollen roten Haar des Hauptes nur angelehnt, als ob es kein Gewicht mehr zu tragen gäbe. Die Mimik strahlt Klarheit aus. Es wäre nicht verfehlt, im religiösen Terminus von Reinheit zu sprechen. Ganz locker, fließend in einem runden Bogen vom Haupt über die Schulter hinab zum Stein weisend, fällt der rechte Arm mit dem ausgestreckten Zeigefinger. Hat Hieronymus Bosch die 1987 in einer Presse anlässlich einer Trommelaktion Schwendters für den bundesweiten Gesundheitstag in Kassel gedruckte Betitelung „Der Mahner im Regen“ bildlich vorweggenommen? Selbst der aus dem faltenreichen seidenen Gewand herauslugende Fuß berührt nur mit Zehenspitzen die Erde: Kein Gewicht braucht mehr gestützt oder zur Balance gebracht zu werden. Der Körper scheint entmaterialisiert zu sein. Das sanfte Rot des an Heilige erinnernden Gewandes verleiht der Erscheinung eine spirituelle Qualität. Die Vision des Malers rückt Rolf Schwendter in den Archetypus des Weisen, der entrückt aus allen irdischen Mühsalen im Zustand der Erleuchtung den Betrachter beeindruckt.

Gertrud Salm

Der Schwendter – ein Rückblick

Im Humboldthaus in Achberg auf einer Tagung, an die ich mich erinnere in Überblendung mit anderen Tagungen, an die ich mich erinnere, sah ich Rolf Schwendter zum ersten Mal. Alle, die ihn kennen, berichten vom ersten Mal in nahezu identischen Worten. Erinnern jedenfalls kann ich mich an eine große Beschämung, die mir ein ägyptischer Vater beibrachte, an den friedlichen Norweger Galtung, der seinen Vortrag vortanzte – was mich begeisterte – und an einen wackelnden großen umfangreichen Mann in Bettlergewand mit Plastiktüten, der vom Weltenbezwinger Geriet Hellwig freudig begrüßt wurde. Sein Name fiel nicht, den hatte man in Alternativkreisen zu kennen, und damals traute ich mich nicht zu fragen. Dafür kannte ich sein Buch „Theorie der Subkultur“, 1971 erschienen. Jedenfalls hatte ich es zu diesem Zeitpunkt schon einmal berührt – später bis Seite 163 tapfer und ohne Verstehen gelesen. Ihn brachte ich mit diesem Buch nicht in Verbindung. War es Winter oder Sommer, ging es um die Tschechoslowakei oder um die soziale Skulptur?

„Wir“ beginnen also mit dem, was mein Lehrer mir ganz offensichtlich nicht beigebracht hat: die Fähigkeit der präzisen Erinnerung. Er jedenfalls – der noch zwanzig Jahre alte Adressen von alternativ Bewegten auswendig hersagen kann und überrascht ist, wenn die tatsächlich immer noch dort wohnen – würde ganz detailliert berichten können, wer an dieser Tagung teilgenommen, wer über was gesprochen hat, was hervorzuheben und zu kritisieren war und welche Konsequenzen diese und jene Äußerung für die politische oder alternative Bewegung nach sich zog. Vielleicht würde er – es sind immerhin vermutlich bereits dreißig Jahre her – doch einen seiner legendären DIN A 5-Blocks zu Hilfe nehmen müssen, von denen ich nicht weiß, wie er sie ordnet und wer außer ihm seine klitzekleine Fitzelfilzstiftschrift entziffern könnte. Dafür erinnere ich mich an Johan Galtungs Hüftschwung! Seine Memotechnik, die hätte Rolf mir beibringen können.

Aber Rolf Schwendter ist kein Pädagoge, und auch die Hebammenkunst am Studierenden steht ihm fern. Er bringt nicht gelehrte Individuen durch mancherlei Übung und Anweisung mit in die Welt oder verführt sie gar durch die Liebe zur Weisheit, sondern er arbeitet mit dem Mittel der Infektion.

Er ist Sucher, Finder und Gründer in einer „entschiedenen Opposition zum Bestehenden“. Nicht einverstanden zu sein mit dem, was ist und wie es ist, das eint die Studentinnen und Studenten, die seine Lehrveranstaltungen besuchen, und nun muss es wohl heißen, die sie besuchten. Wenn er die Alternativen zum Irrenhaus, zum Heim, zum Gefängnis, zur Zweierbeziehung, zur kleinfamilialen Kinderaufzucht, zur Vereinzelung, zur Hochkultur, zur ausbeutenden Ökonomie, zum Konsum vorstellt und vorstellen lässt, beim Namen nennt und sie in Verbindung mit den Bestrebungen der Vorgänger setzt, dann ist das Aufklärung. Es sichert all jenen, die sich fremd zum ringsum Bestehenden fühlen, das Wissen, dass sie zwar fremd sind, aber nicht falsch liegen. Und so ziehen Urchristen und Hippies, Sklaven, Rocker, Vaganten, Zigeuner, Ghettojuden und christliche Sekten, Jakobiner, frühreife und spätreife Freimaurer, Bohemiens, Arbeiter, Kriminelle, Alkoholiker, Fürsorgezöglinge, Prostituierte, Körperbehinderte, vielfarbige Minoritäten, die deutsche Jugendbewegung, die Irren, die Punks und die Wagenbewohner durch seine Schriften, die Seminare und sein tägliches Leben. Tuchfühlung scheut er nicht. Manch eine Randständige, die in seinen Seminaren saß, holte das Abitur Jahre später nach, um anschließend wieder in seinen Seminaren zu sitzen. Nie habe ich einen Zweiten getroffen, der wie er jeglicher, an ihn gerichteten Äußerung eines Gegenübers – und sei sie auch noch so versponnen, irr, daneben – mit allergrößter Aufmerksamkeit und Ernsthaftigkeit nachgegangen ist. Das hat mir auf der Stelle eingeleuchtet und da war er Vorbild für eine Haltung, die mir blieb. Das heißt nicht unbedingt, dass er verstanden wurde oder verstanden wird. Er mutet seinem Gegenüber seine Ausdrucksweise zu, die geradezu überfüllt ist von historischen Bezügen, Querverweisen und Kontexten, und das in einer teils ennervierenden Präzision. Seine Übersicht, die auch die Sicherheitsnadel am Hemd der Berliner Studenten in der Weimarer Republik nicht außer Acht lässt, wirkt zwischen angsteinflößend und ehrfurchtsgebietend oder bleibt schlicht wegen Überfüllung dem Gegenüber verschlossen. Der Archäologe und Ar-

chivar der Gegenkulturen bewegt ungeheure Materialberge, und es ist ihm eine Lust, neben einer größtmöglichen Genauigkeit auch polemisch, bissig und tagespolitisch zu werden. Jedenfalls braucht man starke Nerven, um nicht in Selbstzweifel zu verfallen, wenn man ihn hört oder liest, was allerdings nur mit Ansprüchen an Weltveränderung passiert. Nach einer Veranstaltung mit Rolf Schwendter weiß man, was man noch zu lesen oder zu tun hätte. Das ist nicht unbedingt das Ansteckende, von dem ich behauptet habe, es sei seine Art. Ganz sicher bin ich mir allerdings nicht, ob meine Leidenschaft zur Abschrift der Alltagskultur, die von beuteltragenden Männern, Soldatenfrauen, Todesanzeigen, Mäusen in Wohnhäusern, überflüssigen Ansammlungen von Dingen, privaten Ordnungen etc. handelt, ob diese Alltagsethnologie nicht doch Folge einer Schwendterinfektion ist.

Ansteckend ist auch sein Hang zu Praxis. Dass die eigenen Vorstellungen, verknüpft mit den Vorstellungen anderer nicht im Kopf stecken bleiben oder auf dem Papier ihr spezifisches Eigenleben entwickeln: dagegen setzt Rolf Schwendter eine ungezügelter Gründungslust. Er gründet Vereine, informelle Gruppen, alternative Einrichtungen, Diskussionszirkel und unterstützt mit Anwesenheit, mit Beiträgen, mit Analysen und endlich auch mit Geld. Es ist also möglich, eigene Vorstellung zu realisieren und in selbstgeschaffenen Einrichtungen erfolgreich zu arbeiten, oder mit selbstgeschaffenen Einrichtungen erfolgreich zu scheitern, oder gar die eigene Einrichtung in eine mehr oder minder alternative Institution mutieren zu sehen. Das können seine Studierenden lesen, sehen und sogar anfassen, wenn sie sich auf die Praxis einlassen.

Rolf Schwendters zentraler Vernetzungsimpuls alternativer Einrichtungen und alternativ Bewegter gelingt und scheitert zugleich. Er scheitert darin, ein Element einer revolutionären, politischen Bewegung zu werden, weil die sich selbst sehr rasch abhanden kommt. Etliche Impulse werden von der Gesamtgesellschaft aufgenommen und integriert. In Hochzeiten erfahren Alternativprojekte öffentliche Förderung und sacken in sich zusammen, nachdem der staatliche Geldsegen wieder eingestellt wird. Die diversen Alternativgruppen und -grüppchen sind sich nicht immer Freund; Zersplitterung, Marginalisierung statt Zusammenschluss ist eher Resultat ihrer Begegnungen. Die Alternativler werden

älter, viele freunden sich zwangsläufig doch noch mit der kompakten Majorität an und wundern sich über ihr Unglück und manchmal sogar über ihr privates Glück. Gesamtgesellschaft und Subkultur nähern sich lebensweltlich an, ein Prozess, den Rolf 1971 in der „Theorie der Subkultur“ bereits vorhergesehen hatte. Die Revolution bleibt aus.

Trotz antipsychiatrischer Projekte gibt es die Irrenhäuser noch, kleiner zwar, mit kürzerer Verweildauer, Nachsorge, Unterstützungsvereinen, Wohngemeinschaften usw. Aber am Verhältnis zwischen Nicht-Verrückten und Verrückten hat sich nicht viel geändert. Immer noch wissen die Nicht-Verrückten, was für die Verrückten gut ist und wozu sie zur Not gepresst werden müssen, und immer noch wirkt die Verachtung gegenüber den Verrückten bis ins geringste Detail des Anstalts- und Alltagslebens. Trotz der Versuche, beiden Populationen ein gemeinsames, gleichberechtigtes Forum zu schaffen, auf dem sie sich in ihrer je eigenen Art äußern können. Ich sehe Rolf Schwendter noch in der Vollversammlung der Sozialtherapie Kassel – einem damals antipsychiatrischen Projekt – sitzen und endlos anstehende Probleme mit Studenten und Verrückten diskutieren. Einmal die Woche war das, anstrengend war das, und nur aus gehöriger Entfernung kann ich heute den Wert dieser Veranstaltung schätzen. Dabei fällt mir auf, dass wir in unserer Wohngemeinschaft ebenfalls einmal die Woche zusammen sitzen, alles Anfallende besprechen und hinterher kollektiv putzen, was nicht so schrecklich ist, wie es sich anhört.

Ansteckend auch Schwendters multimedial zwar begrenzte, aber dennoch vielfältige Kulturproduktionen und Eigenzüchtungen: singen, trommeln, dichten, schreiben, Kaaatzen streicheln, collagieren, kritzeln, lesen, im Caféhaus sitzen, kochen, essen, Zug fahren, Taxi benutzen, nicht telefonieren, nicht Computer bedienen, Zahnärzte meiden, Zucker meiden, Weißdorn schlucken, Frauen lieben, Ungarisch sprechen, viel rauchen, Tee trinken. Man muss ihm nicht alles nachmachen.

Ein Schlusswort läge schließlich nahe. Ich finde keins.

Ray Scheßwendter

Ja ja der Schwendter

Exzellenter
Subkultur-Theoretiker
Entsprechender
Intellektueller
Langsam in der Bewegung
schnell in der Entgegnung

Der Liebe Herr Schwendter
Herr Doktor, Herr Professor
Leiht mir ein Ohr
Denn er
Ist ein krasser Tausendsasser

Du fragst wer?
Und ich sag' mehr
Autor, prominenter
Mentor, intelligenter
Kordinator eines ganzen Heer
Von Lesetheater Spielern
Ungehemmter Lesetheater-Lenker
Fast Genialer Denker

Leser und Schreiber
Kaffeehaus Rumtreiber
Entgegner vieler Neider
Leider
Geschäftiger Exentriker
Herer Eklektiker
Kein rechter Verfechter
Und Intrigenverflechter

Der Liebe Herr Schwendter
Herr Doktor, Herr Professor
Leiht mir ein Ohr
Denn er
Ist ein krasser Tausendsasser

Gesegneter Gasthausseiser
Eher lauter als leiser
ICE-Zug Reiser
Nie mehr umsteigen in Treysa
Feister Reimmeister
Seine Bücher reinster Gehirnkleister
Seither Dreister Kulturdienstleister

Erfahrener Terminplaner
Konzentrierter Vielseitiger
Engagierter Literaturinteressierter
Ledener Gegner
Beredter Redner
Außerdem ist er
Volljurist und noch mehr
Sozialwissenschaftler

Der Liebe Herr Schwendter
Herr Doktor, Herr Professor
Leiht mir ein Ohr
Denn er
Ist ein krasser Tausendsasser

Fähiger Listenerlediger
Kontakteschmieder
Schreiber vieler Lieder
Vater eines Kindes
Ja richtig: Ich bin es
Katzenschmuser, und -kenner
Sammler entsprechender Emotionalia
Selten zu erreichen und doch da
Bescheidener Intellektueller Star

Kettenraucher
Sein Bauch pflegt er auch sehr
Teetrinker
Alkohol schon lang nicht mehr.
Eher Wasser, kein Softdrinker
Koch und Kochbuchschreiber
Seltener philosophischer Lehrmeister
Eher geduldiger Zuhörer

Der Liebe Herr Schwendter
Herr Doktor, Herr Professor
Leiht mir ein Ohr
Denn er
Ist ein krasser Tausendsasser

Hochschullehrer jetzt isser
Keiner mehr, jetzt emeritierter
Bleibt begabter Gesellschaftskritiker
Spätaufsteher
Eher weniger äußerlicher Herr
Kein begeisterter Outfitter
Kein handwerklicher Schwinger
Geistiges kann er besser

Er ist ein differenzierter Messer
Veränderter Bedingungen
Beobachter entstehender Sozialstruktur
Ein Strukturinnovierender,
Ein Alternativer pur.
Eher flexibel als stur
Kein Autofahrer aber immer auf Tour

Der Liebe Herr Schwendter
Herr Doktor, Herr Professor
Leiht mir ein Ohr
Denn er
Ist ein krasser Tausendsasser

Kein Urlauber aber kräftiger
Als so mancher Bär
Langsam doch im Hirn kein Träger
Gelegentlicher Jour-Fix Verpfleger
Regelmäßiger Buchmessen-Steher
Weitsichtiger Brillenträger

Nächtlicher Fleißarbeiter
Geflissentlicher Dichter
Berührender Lyriker
Ehemaliger Zukunftsforscher
Mechanikbenutzer eher
Als die elektronischer Wecker

Naja und noch so einiges mehr
Gratuliere ihnen mein Herr...
Jetzt wird's noch besser.

Reinald Weiß

Ge-Danken eines ehemaligen Studenten

Lieber Rolf,

liebe Kollegen und Kolleginnen, sehr geehrte Damen und Herren,

wir beide, Rolf, haben fast gemeinsam an der GhK begonnen. Du als Professor, indem Du „abweichendes Verhalten“ gelehrt hast und ich als Student, der sich dieser Idee gleichsam freiwillig anschloss. Unfreiwillig taten das ja unsere Klienten im Projekt „Arbeit mit psychisch Kranken“, – ganz wie es Deiner Theorie entsprach. Vielen von uns warst Du während dieser Zeit ein Orientierungspunkt, der das Prinzip Hoffnung verkörperte. Anspruch und Leben fielen bei Dir – soweit dies überhaupt im „ganzen Unwahren“ möglich ist – am wenigsten auseinander.

Viele StudentInnen kamen an diese, damals noch Reformuniversität und brachten ihre eigenen biographischen Brüche und Verletzungen mit. Sie hatten institutionelle Kränkungen durch unsere Sozialisationsagenturen erlebt, mit all der Dialektik aus Widerstand und Unterwerfung.

Und da war plötzlich einer, der menschlich das verstand, teilweise selbst verkörperte und auch noch – wofür die Studiengruppe für Fragen der Subjektivität bis heute steht – stringent theoretisch zu durchleuchten, zu erklären suchte. Die allseitig entfaltete Persönlichkeit – intellektuell, kreativ, spirituell, lustvoll – war Dir stets wichtig.

Viele, so auch ich, bekamen durch Dich eine Ahnung davon, was die asymptotische Annäherung an die Totalität für uns, als Gattungswesen Mensch heißen und bedeuten könnte, jenseits aller „ganzheitlicher Moden“.

Durch Deine geradezu „dogmatische Toleranz“, die für mich bisweilen schwierig nachzuvollziehen war, hast du vielen eine Lernplattform zur Entwicklung ihrer besonderen Stärken geboten. Die einen haben sie intellektuell, kreativ genutzt – ich denke zum Beispiel an den Seminarbaustein zum Schreiben von Haikus – wieder andere haben

einfach den psychosozialen Raum für sich zur Arbeit an ihrer sozialen Kompetenz gewählt. Das war die Anti-Erfahrung.

Ich glaube Rolf, Du warst einer der ersten Lehrer, denen es gelang, sich wertschätzend, anerkennend und unterstützend zu äußern. Balsam für verletzte Seelen. Dafür allein werde ich Dir persönlich – und ich weiß, dass es vielen anderen ähnlich geht – immer dankbar sein.

Als Zivildienstleistender – wir lernten uns damals kurz kennen – habe ich zum ersten mal Asterix gelesen und mich gekugelt vor Lachen. Als ich diese Zeilen niederschrieb und mich daran erinnerte, ist mir der Gedanke gekommen, dass sich in Dir einige dieser Rollen aus dem Dorf vereinigen. Und dadurch gelangt Dir etwas, was man auch Brecht nachsagte, es heißt, er machte Mitarbeiter zu Freunden.

Zum Dorf:

Du bist der Häuptling. Zwar wirst Du nicht auf dem Schild getragen, aber die Taxifahrer in Kassel sollten Dir ein Denkmal setzen.

Du bist der Troubadix, zwar nicht am Baum gefesselt, aber durch Deine Lieder, vorgetragen mit brechtschem V-Effekt, erreichst Du eine enorme Entfernung zur volkstümlichen Hitparade.

Du bist auch Asterix, der Schlaue. Alles erst einmal aus der Distanz durchleuchten und dann Pläne und Projekte machen. Zwar bist Du nicht so klein wie Asterix, doch seine Strategien zum zivilen Ungehorsam waren Dir stets zu eigen.

Dann wäre da noch Miraculix der Dorfschamane, der Druiden. Sicher, schon in der „Geschichte der Zukunft“ deutest Du die Entstehung von Zaubertränken an, leider haben wir bis heute keinen von Dir erreicht bekommen, doch erinnere ich mich, wie ich einmal morgens gegen zwei Uhr in den Zeche-Marie-Weg kam, Dich fragte: „Was machst Du da eigentlich?“ ein kurzes Brummen vernahm dem der Satz folgte: „Ich übersetze ein tibetisches Kochbuch.“

Natürlich, und dann das naheliegende, Obelix. Zwar ist Dein Alphabetisierungsgrad sicherlich weit auf der gegenüberliegenden Seite einer gedachten Skala von Obelix angesiedelt, doch Gutmütigkeit, gerne Wildschweine verspeisend und eine Körpergröße, die allein schon bei den Herrschenden Angst auslösen könnte, sind Dir durchaus zu eigen.

Apropos Alapabetisierung: Zwar besitzt Du, streng scholastisch vorgehend, eine enorme Anzahl an Büchern der unterschiedlichsten Themen und Fachrichtungen, doch in einem Punkt entsprachst Du ganz dem Selbstverständnis des Fischhändlers, so meine ich mich zu erinnern; denn er hieß ja: „Verleihnix“.

Will sagen: Das ganze Dorf, zumindest die männlichen Rollen, stecken in Dir. Allerdings hat mir eine Kommilitonin in einer stillen Stunde gebeichtet: „Auf den Rolf hab ich eine Mutterübertragung.“

So what?

Rolf, dies zeigt, wer gewillt war, konnte Dich und Dein enormes Wissen, als Magic Shop im Studium nutzen. Diese Übung aus der Methode des Psychodramas kommend, erlaubt es zunächst projektiv etwas Obsoletes abzugeben und Innovatives dafür einzukaufen. Natürlich ganz in Deinem Sinne – unter Abschaffung des Geldes.

Magic Rolf bot uns mit seiner präzisen Herangehensweise, der steten Ableitung aus dem Kontext, von der Erkenntnistheorie, der politisch, philosophischen Analyse, der Subjekttheorie, also vom großen Ganzen bis zum In-dividuum (Deine Theorie, Libido sei kein statisches Moment, sondern eine Frage der Zeitökonomie, hat mir seiner Zeit zum einen imponiert, zum anderen sehr geholfen), bis hin zur praktischen Intervention, alle Paletten des Lernens – heute sprechen wir von Lerngemeinschaften oder lernenden Organisationen. Das alles hast Du, ganz Zukunftsforscher, mit uns seiner Zeit vorweg genommen.

Rolf, wenn ich heute eine Zukunftskonferenz leite, ein Projekt berate oder ein Seminar design supervidiere, muss ich manchmal schmunzeln, dann denk' ich an Dich und meine sagen zu können, solche Methoden haben wir damals – vielleicht unter einem anderen Namen – schon durchgeführt und von Dir oder soll ich sagen mit Dir gelernt bzw. erarbeitet.

Dafür vielen Dank.

Franz Will

Als Student bei Rolf Schwendter

1975 wechselte ich von einer verschulden „königlich-bayerischen Fachhochschule“ nach Kassel. Besonders zu diesem Zeitpunkt waren an der GHK viele kreative und originelle Dozenten anzufinden – Rolf Schwendter war für mich einer der interessantesten. Der Wechsel hatte sich für mich also gelohnt. An Rolf gibt es viele Eigenschaften, die auffallend sind: sein phänomenales Gedächtnis, sein gigantischer theoretischer Überblick, seine die Verbindung von Theorie und Praxis vorlebende Lebenspraxis, sein Out-fit, seine Trommel etc. Ich möchte einen Aspekt hervorheben, der mich damals besonders überraschte: Sein Umgang mit Kritik. Von meiner „königlich-bayerischen Fachhochschule“, vor der ich geflüchtet war, wusste ich, dass man seinen Dozenten nicht ungestraft kritisiert. Anders bei Rolf: Gegenargumente, selbst wenn manchmal überzogen oder einseitig vorgetragen, brachten ihn erst richtig in kreative Fahrt. Aufmerksamkeit und Wertschätzung erreichte man bei Rolf nur mit einer eigenständigen, inhaltlich irgendwie begründeten Position. Ob extrem oder gemäßigt, passend oder unpassend, das war dann zweitrangig – Hauptsache selbständiges Denken. Ich glaube, Rolf hasste Oberflächlichkeit und Ja-Sager.

Während ich als „Hochschulemigrant“ Rolfs Vielschichtigkeit genoss, so gab es doch einige meiner Kommilitonen, die von ihm überfordert waren. Sie suchten Rezepte, Leitlinien und Sicherheiten, die von ihm nicht zu bekommen waren. Sie taten sich schwer bei ihm Fuß zu fassen und verstrickten sich in seine von ihm selbst gepflegte Devianz. Des einen Freud ist des anderen Leid. Nicht jeder kam deshalb mit Rolf klar – aber viele. Ich war einer von ihnen. Durch ihn fasste ich Zutrauen zu meinem eigenen vernetzten und undogmatischem Denken, das man mir an den bayerischen CSU-Schulen immer versucht hatte abzugewöhnen. Rolf Schwendter war meine Chance – von ihm lernte ich das lebendige Jonglieren mit Theorien, Lebenszusammenhängen und Wertesystemen. Dafür schätze ich ihn.



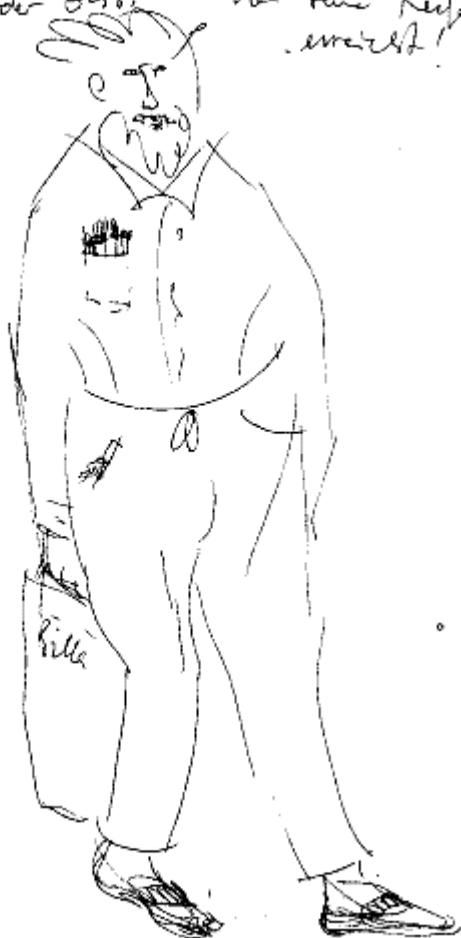
Mascha Grüne

Schwendter life – Zeichnungen





Ein bedenklicher Geist hat keine Reife erreicht!



Katharina 2003

Kassel, Genius Loci

Rolf Lobeck

Geduld beim Sehen

(Dieser Text ist zuerst im „Freitag“ (Berlin), 2001, in leicht gekürzter Fassung erschienen und wird hier mit freundlicher Genehmigung der Zeitung veröffentlicht.)

In Kassel findet alle 5 Jahre für 100 Tage die documenta, diesmal: Documenta, statt, weltweit eine der bedeutendsten Ausstellungen für zeitgenössische Kunst. Die XI. seit dem 2. Weltkrieg und die 3. nach der Wende und alle Schulklassen und Holländer fahren wieder hin. Seit der Wiedervereinigung kommen die vollklimatisierten Busse auch aus Dresden und Polen.

Die ungeklärte Frage bei jeder Documenta ist, übernachten die Besucher hier, ist die Ausstellung so umfangreich und wichtig, das man noch einen zusätzlichen Tag investieren muss, um die vielen Bilder – diesmal sind die digitalen Pixel dazu gekommen – auch alle konsumieren zu können, verdauen kann man sie ja später. und zweitens, lässt sich der Katalog noch bezahlen und transportieren. Hm.

Die Documenta hat an Umfang zugenommen, es kommt diesmal noch eine – leerstehende – Brauerei hinzu. im Vorfeld wurden dagegen Proteste laut, hatte doch eine südhessische Brauerei die einheimischen Brauereien, die wiederum zuvor – sozusagen in der aktiven Phase der Wiedervereinigung – die Thüringer Brauereien demokratisch unter sich aufgeteilt hatten, übernommen, nur um sie allesamt – und sich dazu – gewinnbringend zu verscheuern oder zu schließen.

Es gab Ärger, und die Kasseler und Kasseläner, die angeblich nie auf die „doggomenda“ gehen und lieber „zisseln“, das ist eine Art Karneval, im Juli, auf und an der Fulda, waren einigermaßen verwundert darüber, dass eine Frankfurter Brauerei, die sich um die Vernichtung der letzten noch verbliebenen einheimischen Arbeitsplätze in Kassel verdient gemacht hatte, als Hauptsponsor der Kasseler Documenta auftreten durfte („Kunst statt Bier“).

Die überwiegend aus Landes- und Bundesmitteln finanzierte Weltausstellung hat ungefähr den Etat – 20 Millionen Euro –, den die Stadt Kassel in diesem Jahr noch zusätzlich einsparen will, um die Zinsen für ihre misslungene Selbstverwaltung in der Vergangenheit an die auswärtigen Banken zu zahlen. Das erklärt, warum sich bei der Eröffnung der Documenta so viele Politiker, die inzwischen aus Berlin kommen, am kalten Büffet drängeln. Die Ausstellung findet häufig parallel zum Bundestagswahlkampf statt. Ist die Ausstellung gut und erfolgreich, gewinnen die Parteien, die gerade an der Regierung sind. Oder so ähnlich. Die Taxifahrerorganisationen liefern sich mit Unterstützung der einheimischen Anwälte und der zugehörigen Justiz einen Krieg um die Besucher. Parallel dazu fangen die Hotels in der Innenstadt an, sich gegenseitig unter Wasser zu setzen. Was für ein Theater.

Damit berühren wir den Kern der Ausstellung, das Prinzip der demokratischen Globalisierung, die – aus deutscher Sicht – weltweit nach dem Vorbild der deutschen Wiedervereinigung in Mitteleuropa verläuft. Der typische Documenta-Künstler kommt aus der Dritten Welt und hat seinen Wohnsitz in New York und Berlin.

Die Documenta, ursprünglich – mit US-amerikanischer Unterstützung – nach dem 2. Weltkrieg als Antwort auf Faschismus und entartete Kunst gegründet und als Provokation gegen den eisernen Vorhang und sozialistische Kunst erfolgreich in den Dienst genommen, öffnete sich nach dem kalten Krieg Ende der achtziger Jahre von einer westeuropäisch und US-amerikanisch bestimmten zur postkolonialen Weltkunst. Inzwischen ist Westkunst fast ein Schimpfwort. Überall auf der Ausstellung läuft geschultes Personal herum, welches dem Besucher alles erklärt. Die hiesigen Kunststudenten dürfen die Kunstwerke bewachen.

Über die ethische Vernunft und Verantwortung der Kunst (1992) und den Verzicht auf das Spektakuläre hin zum Bilderstürmerischen (1997) jetzt also die Wendung und Öffnung zur politisch motivierten, ideologiefreien Weltkunst.

Das Documentateam hat deshalb für sich 4 Bildungsreisen organisiert, nach Wien/Berlin, Neu-Delhi, St.Lucia, Lagos. Die dort behandelten

Themen lauteten, urbane Vorstellungswelten in Lateinamerika, Demokratie als unvollendeter Lernprozess, Rechtssysteme im Wandel und der Prozess der Wahrheitsfindung und Versöhnung, Creolite und Kreolisierung, unter Belagerung (4 afrikanische Städte). Die gedruckten Untersuchungsberichte sollten während der Documenta veröffentlicht vorliegen. (was aber bis heute noch nicht geschehen ist)

Die Ausstellung in Kassel ist – als Plattform 5 – die Bebilderung der o.g. weltpolitisch relevanten Themen. Eigentlich ein geschickter Schachzug um zusätzliche Besucherscharen – aus der Dritten Welt? – nach Kassel zu locken, aber auch als schematisierende visuelle Aufklärungsstrategie eine Bildfalle – heutzutage glaubt jeder Zweite, wenn er sich für Politik interessiert, dass er auch bestimmen darf, was Kunst ist.

In den 60er- und 70er-Jahren politisierte sich die Kunst in der Folge der weltweiten Studentenproteste (die wiederum vorher von der radikalen, künstlerischen Avantgarde in ihren Umgangsformen beeinflusst wurden) in den westlichen Industrienationen.

Die eingebildeten Ängste des damaligen Kleinbürgertums waren oft bildmächtiger, als die durch uns (die wir heute das durchweg älter gewordene Publikum der Documenta darstellen) erreichten Aufklärungen durch Provokationen und Tabubrüche

Ich erinnere mich, dass in der damaligen BRD die Angst vor Solidarierungen durch „militante“ schwarz-weiße Videodokumentationen von den Auseinandersetzungen um den Bau der Startbahn West (beim Flughafen Frankfurt am Main) die gesetzliche Einführung des privaten Fernsehens einige Jahre blockiert hatte. Das, was in dieser Zeit als politische Aufklärung funktionierte, war die überwiegend US-amerikanische Berichterstattung über den Vietnamkrieg und die militärische Niederlage der USA. Ohne die – weltweiten – Fernsehübertragungen, damals noch nicht über Satelliten, wäre diese revolutionäre, mediale Wirkung nie möglich gewesen. Informationspolitik als Geschäft.

Die wehmütige Erinnerung an dieses vielleicht einflussreichste Medienereignis des 20. Jahrhunderts mag die Documentamacher dazu bewogen haben, die neuen Medien als authentische Leitmedien in ihrer

Ausstellung besonders herauszustellen. Weit mehr als die Hälfte der ausgewählten Arbeiten und Künstler bedienen sich sowohl in der Aufzeichnung als auch in der Wiedergabe dieser Technologien oder reflektieren diese, inklusive der verschiedenen Erscheinungsformen der Photographie und Computerkunst. Die Faszination der neuen Medien ist eine der Machtausübung, das mediale Werkzeug ordnet sich hier nicht so einfach dem Werk unter. Am ehesten noch bei einigen Videokünstlern, wie Stan Douglas, Künstlern, die von Überwachungserfahrungen, d. h. von der Aggressivität der Neuen Medien profitieren.

Eine beiläufige Militanz bleibt spürbar. Der Film – mit Ausnahme einer geradezu beleidigend altmodischen Arbeit von Dieter Roth, 20 Super-Acht-Projektoren spulen und surren in 30 Minuten ein 24stündiges Tagebuch kaleidoskopartig herunter – ist nur als Digitalfilm präsent. Dieser Bereich manifestiert sich am stärksten auf der Ausstellung. Nicht wenige prominente Medienkünstler erhalten quasi im Vorbeigehen endlich ihr eigenes Programmkino mit 50 Sitzplätzen, nur für einen Film oder aus gesellschaftlicher Anerkennung, oder auch nur für eine Bildschleife – die den Besucher ratlos, inzwischen aber oft gelangweilt zurücklässt. Schulklassen kichern schon mal vorsichtig um die Ecke. Grau gestrichene Spanplattenarchitektur schafft eine Beichtstuhlatsmosphäre.

Mit der Höhlensituation der filmischen Projektion, des Bildwerfens (nicht der Aufnahme des Materials) zu kokettieren – Plato? – ist praktisch zum heimlichen Motto der Ausstellung geworden. Die gesamte Documenta – die wie auch immer im Hochsommer stattfindet – mit ihren vielen Einzelinstallationen wirkt wie ein nach außen abgeschottetes Labyrinth mit Fußgeruch. Lediglich ein Fenster im Friderizianum, 1.Stock rechts, öffnet sich zum Friedrichsplatz ins Helle. Ein Friedhof der Bilder. Man kann gar nicht so schnell nach frischer Luft schnappen. In dem Raum befindet sich eine Aktiengesellschaft mit ihren gesammelten Unterlagen. Demokratie weltweit, aggressiver Kapitalismus bei gleichzeitiger Konsumverweigerung. Stürmische Zeiten für Künstler. Keine Aufträge mehr.

Die Verteilung der Flächen und Räume. Die Künstler werden wie Einzelkinder oder Singles vom Sozialamt behandelt (und zum Wohnungsamt geschickt). Jeder kriegt sein eigenes Zimmer, die besonders verzogenen Exemplare gleich mehrere. Die eigene Ausdehnung geht auf Kosten der Kommunikation zwischen Bildern und Wänden. Streitkultur, oder auch nur die Bereitschaft dazu, fehlt. Konsens für Alle. Kollektiver Autismus.

Was können Fotos nachträglich über Massaker in Afrika in einer internationalen Kunstausstellung anderes als Betroffenheit (Gleichgültigkeit) bei einem westlich zerstreuten Kunstpublikum hervorrufen? Ganz abgesehen davon, ist das normale Publikum der Documenta über diese Dinge informiert. Oder: als Spiegelung, was sollen Fotoserien am Rande von gewalttätigen Demonstrationen auf einem Weltwirtschaftsgipfel ästhetisch nachhaltig beeinflussen? Den Kunstmarkt? Unsere Sehgewohnheiten?

Es ist problematisch aus einer nachvollziehbaren moralischen Betroffenheit Informationen als Inhalte in künstlerische Prozesse induzieren zu wollen. Letztlich entstehen daraus gut gemeinte Ratschläge, politisch korrekte Illustrationen und pädagogisierende Informationen mit Ansätzen medialer Kritik und spezifischen kulturellen Identitätsfindungen.

Weltkunst, wie sie hier genussfrei präsentiert wird, zeigt zum wiederholten Male die Überwindung des westlichen Individualismus (etwa in den Arbeiten von Dieter Roth, „Große Tischruine“, und Hanne Darbovens, für ihre Bewunderer über 2 Stockwerke verteilten, mototonen Zahlenkolonnen in akribischen Geschäftsbüchern; Langeweile pur) und spiegelt, wie unter dem Druck der kontinuierlich wachsenden Weltbevölkerung aus den Volkskulturen der fremden Kontinente durch Angleichung und Integration zunehmend globalisierte oder globalisierende Massenkunst auf unterschiedlichen Niveaus entsteht, die westlich orientiert ist, weil die Bedingungen dafür zuerst bei uns entstanden waren. Vielleicht sind die Neuen Medien die Klammer um solche Übergänge von Volkskunst zu Massenkulturen erst zu digitalisieren und dann vermitteln zu können.

Ausgehend von den Mediengewohnheiten inzwischen nicht nur der westlichen Welt, ein- bis sechsstündiger täglicher Fernsehkonsum, bis zu zwölfstündiger Arbeit am Computer. Das bedeutet, man entwickelt in dieser Zeit auch kulturelle Muster für Kunst. Folgerichtig, nach dieser Bildlogik, hat Malerei auf dieser Documenta nichts zu suchen – keine Aktmalerei oder Stilleben (das ist für die Chinesen und die Volkshochschule), nur wenige Beispiele von modischer Antimalerei befinden sich auf der Ausstellung, etwa das Ästhetisieren von schlechten Kohlezeichnungen mit halbvergessenen politischen Slogans bei Leon Golub. Schlechte Zeiten für den Kunstunterricht. Die Kinder heute mögen keine falsche Ironie, am besten überhaupt keine.

Fazit: Es gibt eigentliche keine herausragenden Arbeiten, sondern nur das umfangreiche digitale Konvolut von Filmen, Installationen, Dokumentationen, Photos. Videokunst ist überschätzt. Eher ein Kick von gestern.

Wer Zeit mitbringt, eine Woche, mindestens aber drei Tage, kann hier einen sehr guten Überblick über die weltweit zunehmende unterschiedliche Anwendung von Bilddigitalisierungen in politischen, kulturellen, ethnografischen und wissenschaftlichen, auch privaten Zusammenhängen gewinnen. Es geht dabei um Möglichkeiten neuen Sehens und Verstehens an Hand von häufig zufälligen, austauschbaren Beispielen aus dem Bereich der weltweiten digitalen Bildrevolution. Pictural turn. Wie das halt so ist, bei einer subjektiven Auswahl.

Geht man von der Documenta-Halle die Gustav-Mahler-Treppe zur Aue runter, kommt man an handwerklich immer noch gut gemachten Repliken kurdisch/armenischer Teppiche vorbei, deren nicht abnutzbare Muster schon Picasso angeregt hatten, halb vollendeten Negerplastiken und Masken, Blechspielzeug aus leeren Coladosen, ätherischen Ölen, man kann sich auch den Hals verrenken und massieren lassen, dazwischen im modernen Antiquariat ein monumentales Buch über Endspiele, vielleicht zum Spielen ohne Figuren.

Ganz zum Schluss sollte man sich noch für 1 Euro ein Eis kaufen, wahlweise aus Meer-, Brack- oder Süßwasser und, an der Fulda entlang schlendernd, lutschend in der norhessischen Märchenlandschaft der Brüder Grimm verschwinden. Schließlich will man auch mal was Schönes sehen.

Frank Lorberg

Das Recht auf Faulheit in der Freiraumplanung

Als Gott die Zeit erschuf, hat er genug davon gemacht

Irishes Sprichwort

Ein Seminar bei Rolf Schwendter brachte mich auf eine Fährte, die an eine alte Debatte in der Freiraumplanung anknüpft, die zur Frage nach dem Sinn der Freiraumplanung lakonisch auf die Faulheit hinweist. Denn das Ziel der Freiraumplanung sei doch, den NutzerInnen keine unnötige Arbeit aufzuhalsen, wie dies nur zu oft in der konventionellen Grünplanung geschieht. Freiraumplanerinnen und Freiraumplaner, die von der Autonomie der Leute im Gebrauch der Freiräume ausgehen (Turner 1978; Böse 1981), richten ihre professionelle Aufmerksamkeit auf die Alltagsarbeit, jene Nutzungen, in denen die Handlungsmöglichkeiten der Leute zum Ausdruck kommen, um mit entsprechenden Planungen die Möglichkeiten zur selbstbestimmten Alltagsarbeit, die von Frauen und Männern, Alten und Kindern geleistet wird, zu unterstützen. Diese lebensnotwendige „Produktion der Reproduktion“ (Hülbusch 1978), auf der alle weitere Arbeit auch die Lohnarbeit beruht (Arendt 1958; Neusüß 1983; Mies et al. 1983), findet in privaten, kommunen und öffentlichen Freiräumen statt, im wesentlichen den Häusern, Gärten und Straßen. Wenn aber Freiraumplanung die Alltagsarbeit thematisiert, was hat sie dann mit Faulheit zu schaffen? Heinrich Böll erzählt mit der „Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral“ von einem Fischer in einem romanischen Land, der es sich in der Sonne gut gehen lässt, wenn der Fang für den Tag eingebracht ist. Dieser moderne Diogenes lebt bedürfnislos und hält einen selbstbestimmten Freiraum inne, von dem ihn die fortschrittsgläubigen Verheißungen eines Touristen nicht vertreiben können, der ihm vorrechnet, was er sich alles leisten könnte, wenn er mehr arbeite, anstatt in der Sonne zu faulenz. Denn mehr als einen selbstbestimmten Freiraum könne er sich eh nicht erarbeiten, und den hätte er doch schon, resümiert die Geschichte (Böll 1963).

Ist also Faulheit das Basisparadigma der Freiraumplanung, die den Leuten das Recht auf Faulheit gönnt? Da solche Fragen niemals direkt formuliert werden sollten, will ich hier einen anderen Zugang zur Antwort vorschlagen. Nicht dass die Aussage Gerhard Schröders, dass es kein Recht auf Faulheit gäbe, überraschte, aber wie steht die Freiraumplanung zu dieser reaktionären Geisteshaltung? Um die Frage adäquat zu beantworten, scheint es angebracht, den Begriff der „Faulheit“ zu rekonstruieren. „Faulheit“ im heutigen Sinne ist begrifflich relativ neu und erst seit dem späten 18. Jahrhundert gebräuchlich, vorher bedeutete „vülheit“ noch Fäulnis (Verrotten) im engeren Sinne (Grimm 1862: 1370, 1375; Reiner 1972: 916; Mattenklott 1986: 43). Entstanden ist der Begriff in den deutschen Staaten zugleich mit der Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft und – für die Professionsgeschichte der Landespflege bedeutsam – mit der Etablierung des Landschaftsparks, also jener Freifläche, die zur beschaulichen Rezeption angelegt ist (Appel 1992; Mehli 1992). Anders formuliert, existierte „Faulheit“ vor der bürgerlichen Gesellschaft nicht. Aber was gab es dann? Andere Formen des Nichtstuns mit durchaus problematischen Schattierungen wie die barocke „Vanitas“, die Lebenshaltung, dass alles weltliche Bemühen eitel und vergebens sei (Benjamin 1925), die christliche „Acedia“, die sogenannte Trägheit der Seele, wie sie im einsamen und müßigen Mönchstum verbreitet war (Hauser 1971: 73 f.), und die antike „Melancholie“, die schwarze Galle, die auf das Gemüt schlägt (Kilbarsky/Panofky/Saxel 1964: 55–92). Zwar warnten zu ihrer Zeit psychohygienische Schriften vor den Schattenseiten dieser zögerlichen Lebenseinstellungen, aber sie suchten vor allem nach einem lebbareren Verhältnis zu ihnen innerhalb der Muße, schon deshalb, weil diese der Ursprung der Schule ist, die etymologisch vom griechischen Wort für Muße („schole“) abstammt (Martin 1984: 257). Zum Denken und Lernen braucht man lange Weile – entgegen allen modernistischen Beschleunigungen im Lehrbetrieb. Verdammt und verdrängt werden die Schattenseiten zusammen mit der Muße erst in der bürgerlichen Gesellschaft, die beide als Gefahr disqualifiziert. Müßiggang, wie die Muße nunmehr benannt wird, sei aller Laster Anfang und mit ihm das Übel an der Wurzel auszumerzen. So steht das Attribut „faul“, „stink faul“ im semantischen Feld mit verfaulen, verwesen, verrotten, verfallen, also insgesamt mit Merkmalen der Auflösung, das auf die Gesellschaft über-

tragen den üblen Geruch bekommt, Verhaltensmuster und soziale Normen zu zersetzen.

„Die Faulheit ist das zumindest in Worten am unerbitterlichsten geächtete Laster. Der Faule ist schlechthin Un-Person, kaum noch Mensch, geradezu ein Faultier“ (Mattenklott 1986: 43).

Die bürgerliche Gesellschaft betrachtet sich im Unterschied zur ständischen Feudalordnung als fortschrittsorientierte und tätige, die die Industrie, d. h. den Fleiß vorantreibt (lat. „industria“ [Müller 1982]) (vgl. Marx/Engels 1848: 465; Weber 1920). Die Industriegesellschaft ist wörtlich eine fleißige Gesellschaft, deren Mitglieder angestrengt arbeiten, und damit sozusagen eine Anti-Muße (gr. „ascholia“, „Geschäftigkeit“ [Arendt 1958: 24 f.; Martin 1984: 257]). Die geschäftigen Prämissen der bürgerlichen Gesellschaft bzw. der kapitalistischen Wirtschaftsform sind von ihren Apologeten und Kritikern bis hin zu Karl Marx (1883) übernommen worden (Kaltenbrunner 1964). Arbeit sei der Ursprung allen Reichtums, lautet ihr gemeinsames Credo (vgl. Weber 1920; Foucault 1966: 310–321). Aber neben der angestrengten Kritik regt sich auch Unbehagen an den ökonomistischen Prämissen der bürgerlichen Gesellschaft und Widerstand gegen den Arbeitsmythos (Kaltenbrunner 1964), der in dem kleinen Pamphlet von Paul Lafargue „Das recht auf Faulheit“ eine deutliche Spitze erhält. Provokant übernimmt er den defaitistischen Begriff der Faulheit, das Gegen- und Schreckensbild zur kapitalistischen Tugend des Fleißes, mit dem die praktische und alltägliche Widerständigkeit der Leute gegen die Ausbeutung denunziert wird, und wendet sie ins Positive (Lafargue 1883).

„Eine seltsame Sucht beherrscht die Arbeiterklasse aller Länder, in denen die kapitalistische Zivilisation herrscht, eine Sucht, die das in der modernen Gesellschaft herrschende Einzel- und Massenelend zur Folge hat. Es ist dies die Liebe zur Arbeit, die rasende, bis zur Erschöpfung der Individuen und ihrer Nachkommenschaft gehende Arbeitssucht.

Statt gegen diese geistige Verirrung anzukämpfen, haben die Priester, die Ökonomen und die Moralisten die Arbeit heiliggesprochen“ (Lafargue 1883: 20).

Lafargue geht von einer ursprünglichen Genügsamkeit der Menschen aus, die den Tag ruhenlassen, wenn sie ihren Lebensbedarf gedeckt haben. Ähnliches beschreibt der Ethnologe Marshall Sahlins für die tätigen Mitglieder früher Kulturen, die von circa vier Stunden täglicher Ar-

beit zumeist Sammeln und Fischen leben und die übrige Zeit mit religiösen und weltlichen Dingen verbringen und verträdeln (Sahlins 1978:170). Das Leben der Bauern im Russland des 19. Jahrhunderts charakterisiert Leo Tolstoi (1870) nicht anders als der Ökonom Alexander Tschajanow (1925) ein halbes Jahrhundert später und John Berger (1978a) noch in den 1970er-Jahren für die Bergbauern im Haute Savoie. Sie arbeiten, um zu überleben, nicht um Reichtümer zu akkumulieren; ihre Arbeit ist nicht profitorientiert. Sofern frühe Kulturen akkumulieren, dann mit dem Ziel, den Überschuss zu verschwenden (Mauss 1923; Bataille 1949). Ebenso beschreibt der Soziologe Max Weber, dass in der Industriearbeit Anfang des 20. Jahrhunderts die Lohnarbeiter nicht mehr arbeiten, als unter den jeweiligen Produktionsverhältnissen notwendig ist, um das Überleben ihrer Familien zu sichern, weshalb die Einführung des Akkordlohns, der zur Mehrarbeit anreizen sollte, real zu einer Reduzierung der Arbeitsleistung führte (Weber 1920: 44). An diesem Widerspruch der Lohnarbeiter zum herrschenden ökonomischen Modell wäre der Fordismus beinahe gescheitert, hätte nicht das Konsumverhalten der Industriearbeiter in den 1920er-Jahren durch intensive politische Propaganda derart verändert werden können, dass die Arbeiter bereit waren, sich zu verschulden, um den Konsum auszuweiten (Rifkin 1997: 30–33). Zur Tilgung der Schulden wurde dann die Mehrarbeit über den direkten Bedarf hinaus notwendig. Ungleiche ökonomische Macht als eine Voraussetzung zur Herrschaft kann nicht nur über den Entzug der Mittel, zur Besorgung des Nötigen, sondern auch durch die Ausweitung der Bedürfnisse erzeugt werden (Gronemeyer 1988). Nicht anders sieht die Entwicklung auf sozialistischer Seite aus, wo das Pauluswort: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ (Paulus 3,10) in die Verfassung der Sowjetunion übernommen wird (Mattenklott 1986:52; Perez 2001: 66), womit im Arbeiterstaat die „Diktatur des Proletariats“ ihrem Namen Ehre bereitend die Industrialisierung verbissen vorantreibt (Kaltenbrunner 1964:175, 180; Ullrich 1978). Eine mit beiden industriellen Ideologien vergleichbare Forderung wird zeitgleich in der Grünplanung und im modernen Städtebau beispielsweise von Gropius (1931) erhoben, die mit den Zeilenbauten samt Abstandsgrün eine Verarmung an lokalen Handlungsmöglichkeiten herstellen (Autorinnen 1992). Die Bewohner sollen die nötigen Leistungen hinzukaufen, die sie nicht mehr in selbst-

bestimmten Freiräumen erbringen können, wie in der Charte d'Athènes (Le Corbusier 1941), dem berühmten Manifest des modernen Städtebaus, gefordert (Lorberg 1995). Werden diese ideologisch-baulichen Prämissen akzeptiert, dann muss Mehrarbeit einerseits in den verbleibenden Spielräumen zum subsistenten Wirtschaften und andererseits in der Lohnarbeit geleistet werden (vgl. Bloch 1935: 216–219). Das heißt, die Leute verlieren praktisch ein Stück Autonomie und damit Möglichkeiten zur Faulheit. Setzt die Arbeit nach dem biblischen Schöpfungsmythos mit der Vertreibung aus dem Paradies ein, von der an die Menschen ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts essen sollen (Genesis 3,19), so verbildlicht die Grünplanung mit der Metapher „Arkadien“ (Maisak/Fiedler 1992), die sie im nicht zur freien Nutzung vorgesehenen Abstandsgrün anlegt, ein mühevoll lebendes Leben, das nicht mehr real gelebt, sondern nur mehr kontemplativ angeschaut werden könne (Hard 1985). Damit entwirft die Grünplanung, die die ökonomischen Prämissen der Industriegesellschaft verinnerlicht hat, für die Freizeit (Stolzenburg/Vetter 1983; Schneider 1989), die als Erholung komplementär zur Lohnarbeitszeit steht (Adorno 1969; Walzer 1983: 285; Appel 1992). Nach der Arbeit verdrängt die Freizeit den Rest der Muße (Martin 1984: 259). Entgegen modernistischer Hoffnungen, die mit dieser Dominanz des Arbeitsbegriffs, der auf alle Sphären des Lebens zugreift, verbunden ist, beschreibt Lafargue die Arbeit und vor allem die Lohnarbeit als Wurzel allen Übels. Er zitiert zur Lage der arbeitenden Klasse im Elsaß des 19. Jahrhunderts zwei Berichte, die den Beginn und die Hochphase der dortigen Industrialisierung beschreiben, wobei aus freiraumplanerischer Perspektive vor allem die Möglichkeiten der Leute zur autonomen Nutzung ihrer Freiräume interessieren.

„[1813] ,waren in Mühlhausen alle Arbeiter Kinder des Landes, sie bewohnten die Stadt und die umliegenden Dörfer und hatten jeder ein Häuschen und oft ein Stück Land.‘ [...] Aber 25 Jahre später, als Villerme das Elsaß besuchte, hatte der moderne Minotauros, die kapitalistische Fabrik, bereits das Land erobert; in seiner Gier nach menschlicher Arbeit hatte er die Arbeiter aus ihrem Heim gerissen, um sie besser zu schinden, ihnen besser die Arbeit, die sie enthielten, auspressen zu können“ (Lafargue 1883: 26 f.).

Hatten die Arbeiter 1813 neben dem industriellen Lohnarbeitsplatz noch einen häuslichen Arbeitsplatz zur Subsistenzproduktion, der ihnen

eine gewisse Unabhängigkeit von der Lohnarbeit und damit eine Rückzugsmöglichkeit aus der Ausbeutung verstattete, so ist er ihnen 1838 entzogen, weshalb sie kaum mehr Möglichkeiten sehen, ihre Arbeitskraft der Ausbeutung zu entziehen und der Verelendung durch die industrielle Lohnarbeit preisgegeben waren. An diesem Zusammenhang zwischen Verlust der häuslichen Produktionsmittel und der Industrialisierung setzt die moderne Stadt- und Grünplanung an, die die bauliche Zurichtung der abhängigen Lohnarbeiterschaft vorantreibt (AutorInnen 1992). Als naheliegendes Lehrstück kann die gewaltsame Auflösung der Wagenplätze in Kassel und die anschließende symbolische Besetzung der Flächen mit Grünanlagen dienen. Ob man sich die Enteignung gefallen lässt, hängt von der Widerständigkeit und Findigkeit der Leute ab. Lafargues Konsequenz, die er aus der Einsicht zieht, dass Arbeit zur Verelendung führt, sind entsprechend radikal. Sollen wir also nicht mehr arbeiten, um nicht zu verelenden? Die Antwort hängt am Arbeitsbegriff, den Lafargue zu Recht polemisch auf die industrielle Lohnarbeit reduziert, damit aber die Alltagsarbeit, die er im Zitat implizit von der Lohnarbeit absetzt, nicht hinreichend erklären kann. Auf die Sinnhaftigkeit der Alltagsarbeit macht John Berger aufmerksam, wenn er erzählerisch nach dem „Wert des Geldes“ fragt.

„Warum sich solche Mühe geben bei der Arbeit und sich um etwas sorgen, über dem das Verhängnis steht? Und darauf antworte ich: Arbeit ist eine Art, das Wissen zu bewahren, das meine Söhne jetzt verlieren. Ich grabe die Löcher, warte auf den milden Mond und pflanze diese Sprösslinge aus, um meinen Söhnen ein Beispiel zu geben, falls sie sich dafür interessieren sollten, und falls nicht, um meinem Vater und seinem Vater zu zeigen, dass das Wissen, das sie weitergegeben haben, noch nicht aufgegeben worden ist. Ohne das Wissen bin ich nichts“ (Berger 1979c: 105).

Hier kommt mit der Arbeit anderes zur Sprache als die Verelendung durch Arbeit. Dieser Widerspruch kann über den Begriff der Entfremdung geklärt werden, auf den ich trotz seiner normativen Problematik Bezug nehme (vgl. Marx 1944: 510–522; Israel 1972; Ullrich 1978: 176–248). Industriearbeit, ob kapitalistisch oder sozialistisch verwaltet, die generell den Aspekt des Fleißes, der die Produktion weiter steigern soll, in den Vordergrund stellt, ist enteignende Arbeit, in der der Produzent nicht mehr den Sinn seines Arbeitsproduktes realisiert bzw. nur als

abstrakte Arbeit wieder einholen kann, in der er als lebendiges Wesen negiert und auf den Tauschwert seiner Arbeitskraft reduziert ist (Ullrich 1978). Diese entfremdete Arbeit produziert laut Lafargue Mangel, weil die Menschen sich – über Herrschafts- und ungleiche Produktionsverhältnisse vermittelt – ihres Genusses enteignen. Entfremdete Arbeit und enteigneter Genuss fallen somit auseinander wie Lohnarbeitszeit und Freizeit. In der nichtentfremdeten Arbeit wird der Sinn der Arbeit der Qualität und Angemessenheit des Erzeugnisses vom Produzenten realisiert und kann reflexiv in die Erfahrung eingegliedert werden. Damit bereichert die Arbeit die Erfahrung, weil in das Produkt und vom Produzenten konkret rekonstruierbar, Sinn und Leben eingegangen sind. Im konkreten Sinn selbstbestimmter Arbeit verliert Arbeit den Zwangscharakter und kommt damit der Muße nahe; einer weiter gefassten Muße, die zur alltäglichen Besinnung dient.

„Das entzückende Wort vom „dolce far niente“, vom süßen Nichtstun, bedeutet ja nicht in jedem Fall, dass man nichts tut, sondern vielmehr, dass man nichts tun muss, dass keine Pflicht wartet. Wir können also sagen, dass das Gegenteil von Muße nicht einfach Arbeit ist, sondern notwendige Arbeit, Arbeit, die unter dem Zwang der Natur oder des Marktes oder, noch bedeutsamer, unter dem des Vorarbeiters oder Chefs verrichtet wird. D. h., es gibt eine gemächliche Art des Arbeitens, eine Arbeit, die in Muße (i. e. in selbstgewähltem Tempo) vonstatten geht, und es gibt Formen der Arbeit, die mit einem Leben in Muße vereinbar sind“ (Walzer 1983: 271).

Faulheit und Arbeit stehen nun nicht mehr in einem abstrakten Antagonismus, sondern werden vermittelbar über die Autonomie im Gebrauch. Damit wird die unglückliche Fragestellung vom Anfang am Ende glücklicherweise hinfällig. Eine Aufgabe der Freiraumplanung wäre demnach, den Leuten ihre Ruhe zu lassen. In diesem Sinne charakterisiert Karl-Heinrich Hülbusch Freiräume, die erst dann entstehen können, „wenn Außenhaus – Garten/Hof und Vorgarten – als notwendige Einrichtungen zur häuslichen Produktion, wenn Straßen und Quartiersplätze als Orte notwendiger Nutzung und sozialer Organisation über das bar Nützliche hinaus verfügbar sind und Spiel-Raum bieten“ (Hülbusch 1981: 328). Freiraumplanung plant also nicht die Faulheit, sondern indem Freiraumplanerinnen und Freiraumplaner die alltägliche

Arbeit der Leute mitbedenken, planen sie Freiräume, die Platz lassen, auch für's süße Nichtstun.

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1969: Freizeit; in: ders. Stichworte; S. 57–67; Frankfurt am Main 1993
- Appel, Andrea 1992: Reisen ohne das Weite zu suchen; in: Reise oder Tour; Notizbuch der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; S. 9–71; Kassel 1992
- Arendt, Hannah 1958: Vita activa – oder Vom Tätigen Leben; München 1997
- AutorInnen 1992: Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung; in: Notizbuch 24 der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Kassel 1992
- Bataille, Georges 1949: Allgemeine Ökonomie; Frankfurt am Main 1975
- Berger, John 1979a: SauErde. Geschichten vom Lande; München 1992
- Berger, John 1979b: Historisches Nachwort; in: ders. SauErde; S. 266–293; München 1992
- Berger, John 1979c: Der Wert des Geldes; in: ders. SauErde; S. 104–141; München 1992
- Bloch, Ernst 1935: Erbschaft dieser Zeit; Frankfurt am Main 1985
- Böll, Heinrich 1963: Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral; in: ders. Werke. Romane und Erzählungen; Bd. 4; S. 267–269; Köln 1977
- Böse, Helmut 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraumes; Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung; Gesamthochschule Kassel; Heft 22; Kassel 1981
- Grimm 1862: Faul – Faulheit; in: Grimm/Grimm, Deutsches Wörterbuch; Bd. 3; S. 1367–1375; München 1984
- Gropius, Walter 1931: Flach-, Mittel- und Hochbau; in: Moderne Bauformen; Heft 7/1931; S. 321–328; Stuttgart 1931
- Hard, Gerhard 1985: Städtische Rasen hermeneutisch betrachtet; in: ders. Hard-Ware; Notizbuch 18 der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Kassel 1990
- Hauser, R. 1971: Acedia; in: Historisches Wörterbuch der Philosophie; Hrsg.: Joachim Ritter; Bd. 1; Sp. 73–74; Basel 1971
- Hülbusch, Karl-Heinrich 1981: Ideologie der öffentlichen Grünplanung; in: Grün in der Stadt; Hrsg. Andritzky/Spitzer; S. 320–331; Reinbek 1981
- Israel, Joachim 1972: Der Begriff der Entfremdung; Reinbek 1972
- Kaltenbrunner, Gerd-Klaus 1964: Revolution und Faulheit I–IV; in: Romantische Utopie – Utopische Romantik; Hrsg. Dischner/Faber; S. 135–148, 174–182; Hildesheim 1979

- Kilbansky/Panofsky/Saxel 1964: Saturn und Melancholie; Frankfurt am Main 1992
- Kuhle, Dagmar 1999: Friedhofsmoden; in: Über kurz oder lang; Notizbuch 59 der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Kassel 2002
- Lafargue, Paul 1883: Das Recht auf Faulheit; Trotzdem-Verlag; Grafenau 2001
- Le Corbusier 1941: Charta von Athen; Übers. Hugo Seinfeld; Reinbek 1962
- Lorberg, Frank 1995: Das Maß der Dinge; in: Das Maß der Dinge; Notizbuch 46 der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Kassel 1997
- Maisak/Fiedler 1992: Arkadien. Landschaft vergänglichlichen Glücks; Frankfurt am Main 1992
- Martin, N. 1984: Muße; in: Historisches Wörterbuch der Philosophie; Hrsg.: Ritter/Gründer; Bd. 6; Sp. 257–260; Basel 1984
- Marx, Karl 1844: Ökonomisch-philosophische Manuskripte; in: Marx Engels Werke; Bd. 40; S. 465–588; Berlin 1990
- Marx, Karl 1883: Das Kapital; in: Marx Engels Werke; Bd. 23–25; Berlin 1983
- Marx/Engels 1848: Das kommunistische Manifest; in: Marx Engels Werke; Bd. 4; S. 459–493; Berlin 1977
- Mattenklott, Gerd 1986: Faulheit; in: ders. Blindgänger; S. 43–71; Frankfurt am Main 1986
- Mauss, Marcel 1923: Die Gabe; Frankfurt am Main 1968
- Mehli, Reto 1992: Das Leitbild „Landschaft“; in: Reise oder Tour; Notizbuch 26 der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Kassel 1992
- Mies, Maria et al. 1983: Frauen, die letzte Kolonie; Zürich 1992
- Müller, Wolfgang 1982: Das Fremdwörterbuch; Duden Bd. 5; Mannheim 1982
- Neusüß, Christel 1983: Und die Frauen, tun die etwa nichts? oder: Was meine Mutter zu Marx sagt; in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis; Heft 9/10
- Pereza, Pablo 2001: Einleitung, Anmerkungen; in: Paul Lafargue: Das Recht auf Faulheit; Grafenau 2001
- Reiner, H. 1972: Faulheit; in: Historisches Wörterbuch der Philosophie; Hrsg.: Joachim Ritter; Bd. 2; Sp. 916–918; Basel 1972
- Rifkin, Jeremy 1997: Das Ende der Arbeit; Frankfurt am Main 1997
- Sahlins, Marshall 1978: Ökonomie der Fülle; in: Technologie und Kritik; S. 154–204; Reinbek 1978
- Schneider, Gerda 1989: Die Liebe zur Macht; Notizbuch 15 der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Kassel 1989
- Schröder, Gerhard 2001: Es gibt kein Recht auf Faulheit in dieser Gesellschaft; in: Bild-Zeitung; April; Hamburg 2001
- Stolzenburg/Vetter 1983: Beitrag zur Disziplingeschichte der Freiraumplanung; in: Notizbuch 6 der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; S. 11–61; Kassel 1988
- Tolstoi, Leo 1878: Anna Karenina; München 1996
- Tschajanow, Alexander 1923: Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft; Frankfurt am Main 1987
- Turner, John F.C. 1978: Verelendung durch Architektur; Reinbek 1978
- Ullrich, Otto 1978: Technik und Herrschaft; Frankfurt am Main 1988
- Walzer, Michael 1983: Sphären der Gerechtigkeit; Frankfurt am Main 1998
- Weber, Max 1920: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus; in: ders. Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I; S. 17–206; Tübingen 1988
- Witzel, Norbert 1999: Promenieren; in: Über kurz oder lang; Notizbuch 59 der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Kassel 2002

Schreibwerkstatt/Anne Pirone

Gedicht

Dieses Gedicht ist während einer Schreibwerkstatt entstanden und wurde von Studierenden und ehemaligen Studierenden des Soziodramaseminars und des Projekts Soziokulturelle Animation bei der Emeritierung von Rolf Schwendter szenisch umgesetzt in dadaistischem Slang

Oh, du mein wunschzerfledderter Grunzwanzling
du wanzgrunzlich grünbraunes flatterfledder Wunschpunschding
wann fledderflatzt braunwunschliches Wanzgrunz aus deinem Schlundmund?
denn mündlich grunzen wunschpunschige Wanzgrunzlinge
vergilblicht
es splitterpatschen dann witternd grunzige Wunschplunschlinge
mit flatterfetzigem Grunzgewanze verwunschlicht durch den Wanst
sie flattern fletzig mit fetzigen Wunschgrunzlingen durch den Punsch
– Platsch, da hab' ich eins –
ein wabernd wulstiges Wunschgrunz
wehrt sich flattertonisch auf wunschplatschigen Grunzwanz
Fast fleddert grunzpunzig es mir
durch verwunschte Platscher
von Kopf bis Schlund gepanscht
von Grunzwanns gewünschten Zappelplatschern

Tanja Wild

Dein Haus ist mein Haus und mein Haus ist deins?

In Kassel sein: Werkstatt und Offenes Wohnzimmer

In Kassel zu leben ist wie ein Schlafplatz auf der Couch. Man liegt da, träumt so vor sich hin, und ständig kommen irgendwelche fremden Leute vorbei. Keine Heimat, keine Familie. Keine Verortung. Kurz wieder aufgewacht. Ständig auf der Suche, rastlos, findet man nicht sich selbst, geschweige denn jemand anderen bei dem man länger verweilen möchte. Wer länger in Kassel verweilt, stößt jedoch unweigerlich auf Rückkopplungsstellen, vielleicht auch eine Art Familienersatz im peripheren Schnittstellenbereich von privaten und öffentlichen sozialen Räumen.

Akteure, Drehpunktpersonen die man trifft, mit denen man ins Gespräch kommt, vielleicht sich auch mal auf einen Kaffee einladen lässt, gibt es wie Sand am Meer in Kassel. Man braucht gar nicht lange nach ihnen zu suchen, aber etwas Geduld um diese Menschen in ihren Situationen kennenzulernen. Zerrissen zwischen sozialer Verantwortung und kultureller Autonomie, sind Mikrokosmen zu entdecken, die längst dem Untergang geweiht schienen. Übrig geblieben aus vergangenen Jahrzehnten, verwehtem Achtundsechziger-Geist und Beuysschen (Anti-)Kunstanspruch, dienen auch jetzt noch einige wenige Räume als Hafen und Oasen zum Ankern irgendwo im Nirgendwo. In einer Welt des schnellen Konsums und der Unverbindlichkeit wirken diese Orte wie Relikte einer behüteten Kindheit.

Zwei dieser seltenen Orte sind die Werkstatt und das Offene Wohnzimmer. Die Werkstatt e.V., ein kleines Tempelchen gegenüber der Stadthalle, in den verklärt-revolutionären Siebzigern aus dem Impuls einer Jungkschen Zukunftswerkstatt entstanden, ist es nach wie vor der Platz an dem (regionale) Literatur, Soziale Therapie, Kommunikation und Kreativität einen Raum beanspruchen und entfalten können. Wie auch im Offenen Wohnzimmer hat sich hier in den letzten 25 Jahren eine heterogene Szene entwickelt, in denen nach wie vor die Schriften von Dutschke, Beuys, Butler und Foucault nicht in der Ecke verstauben,

sondern beständig in den Alltag transformiert und praktiziert werden. Alles in allem erinnert das kleine Gebäude der Werkstatt an einen Familiensitz en miniature. In allen Räumen wimmelt es von Aktivitäten. Kinder- und Traumgruppen, Schach – und Klavierspieler, Sänger, Literaten und von der Gesellschaft Ausgegrenzte jeder Couleur bevölkern die auf drei Etagen verteilten heimeligen 190 qm.

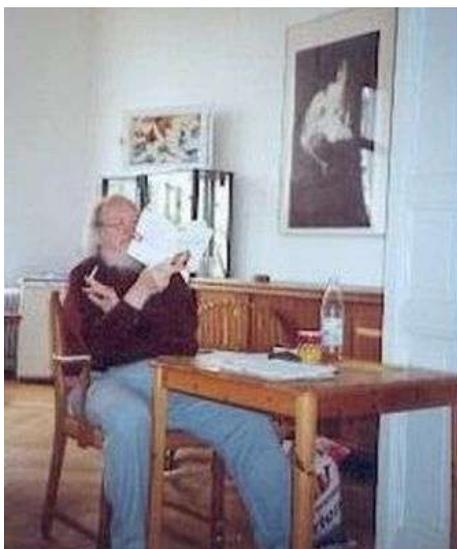
Fast nebenan, nur einen Steinwurf entfernt, befindet sich das zweite Modul des soziokulturellen Familiennetzwerkes. Eine ehemalige Wohnung der intellektuellen und künstlerischen Avantgarde, das Offene Wohnzimmer – Verein zur Förderung alternativer Kultur, eine Mischung aus frühbürgerlichem Salon und Club Voltaire in Selbstverwaltung, ist zu einem Schonraum der Bildung zwischen etablierter Öffentlichkeit und enger Privatheit geworden. Ein Pool, in den jeder Wissen hinzufügen wie aus ihm entnehmen kann; Grenzen zwischen Produzenten und Konsumenten werden bei Veranstaltungen im OW regelmäßig aufgehoben. Der unkonventionelle Star des liebevoll „OhWeh“ genannten Salons ist Professor Rolf Schwendter, in der Kasseler Öffentlichkeit allgemein bekannt durch zahlreiche Halbwahrheiten und Anekdoten um seine Person, wie etwa die irrtümliche Internierung in die Psychiatrie und berühmt durch sein Spiel mit Gesang zur Kindertrommel auf dem Kasseler Königsplatz.

Befruchtet durch diese soziokulturellen Konzeptionen entstanden weitere Anknüpfungspunkte in Kassel; momentan das „Trafohaus“ am Lutherplatz und auch das „K19“ am Campus der Universität Kassel. Solche Anlaufpunkte und Rückkopplungsstellen dienen der sporadischen Rückbestätigung und -versicherung auf unserem Nomadenweg in eine ungewisse Zukunft. Letztendlich jedoch bleiben wir Flaneure, Umherziehende.

Ort- und institutionslos vermeiden wir Festlegung und Bindung an eine Heimat. So treibt es uns von einem Ort zum anderen; wir ziehen von Haus zu Haus. Legen unsere Visionen mal hier und mal dort auf die Couch. Was bleibt, ist eine aufregende Zeit, ein unsicherer Schlafplatz und die Erkenntnis, dass wir alle unsere Herzen und Häuser weiter öffnen könnten für mehr Kultur und Kommunikation.

Cornelia Reichhold

Rolf im Seminar – ein Foto



Dieses aktuelle Bild von Rolf Schwendter fotografierte Cornelia Reichhold am 09.07.04 im Offenen Wohnzimmer während der Blockveranstaltung „Psychoziale Problemstellungen“

Pro Familia

Dank für die Zusammenarbeit

Lieber Rolf,



wir bedanken uns für die gute Zusammenarbeit über viele Jahre und wünschen Dir für das, was Du jetzt vor hast, alles Gute.

Das Pro Fa Team Kassel

Lyrik und Essays

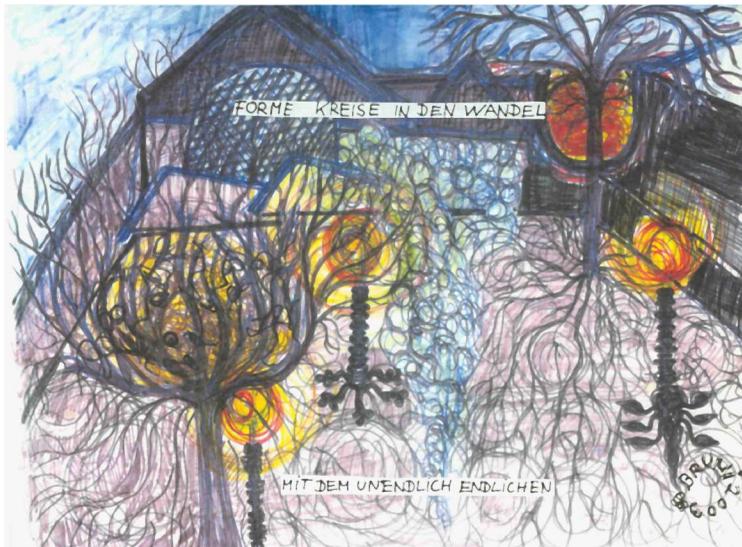
Bruni Jakob-Enders

Für Rolf Schwendter – Gedicht und Bild

Er kommt zu seinem
alten Tisch
und trifft sich mit der
grünen Bank.
Wie oftmals schon
bestellt er sich gebläuten Fisch,
denkt an Erinnerung –
Moment einmal:

Und unentwegte Utopien
umwandelt er zum Topos hin!

Good luck!



Kurt Buchinger

Die Situation des Mystikers ohne Mystik

Lieber Jakob, geliebter Sohn!

Ich weiß, dass Lesen bislang nicht zu Deinen bevorzugten Vergnügungen zählt. Dennoch muss ich Dir schreiben. Es ist nur ein Brief. Aber es ist kein gewöhnlicher Brief. Es ist ein Brief, der sich auf einen Brief bezieht – wahrscheinlich den berühmtesten Brief der Literatur. Er heißt schlicht „Ein Brief“ und Hugo von Hofmannsthal hat ihn vor 100 Jahren geschrieben. Also, den solltest Du auch lesen, wenn Du meinen Brief liest. Keine Angst, er hat nur 10 Seiten – ein kleines Meisterwerk mit großer Wirkung. Es heißt, er habe eine Revolution der Literatur ausgelöst. Lies ihn zwei Mal, langsam und ruhig. Und wenn er Dir gefällt, lies ihn immer wieder.

In unübertroffener Verdichtung beschreibt er etwas, das die moderne Literatur seither nicht loslässt, und wofür immer wieder hunderte Seiten aufgewendet werden. Etwas das die Philosophen in heftigen Kontroversen umtreibt; und das den Mystikern seit jeher wiederfährt. Etwas das immer mehr Menschen heute berührt – meist ohne tiefer einzudringen, leider.

Also, unter uns gesagt, Du ersparst Dir viel mühsame Lektüre, wenn Du diesen Brief liest, auch wenn Du ihn mehrmals liest. Na ja, das ist vielleicht nicht so ganz die passende Verlockung. Denn solche Lektüre ersparst Du Dir ohnehin, auch ohne den Brief.

Aber was ist, wenn ich Dir sage, der Brief empfiehlt, ohne es auszusprechen, das Lesen zu lassen? Er spricht nämlich davon, das Schreiben zu lassen. Und wenn nichts geschrieben wird, dann gibt's nichts zu lesen. Ist doch klar. Also lies ihn. Und falls Du doch einmal die Lust am Lesen entdecken solltest, so öffnet er Dir die Tür zu den Wundern der großen modernen Literatur (und vielleicht nicht nur diese), der es immer um das geht, wovon der Brief handelt.

Das allerdings wovon er handelt, das muss sich Dir selbst eröffnen, jenseits aller Literatur. Aber auch davon handelt der Brief wunderbarerweise.

Warum ich Dir das schreibe? Erinnerst Du Dich, vor einigen Jahren entdeckte ich Dich an einem klaren Sommerabend spät auf dem Dach des Kinderhauses sitzend und frage Dich, was Du tust. Du sagst, Du versuchst an nichts zu denken. Ja, denk ich, das ist gut, und man muss es versuchen, auch wenn der Versuch in einem Widerspruch gefangen bleibt. Denn der bewusste Versuch, an nichts zu denken, ist doch selber ein Gedanke. Also wird es so nicht gehen. Und dennoch, ohne dass man es versucht, wird es erst recht nicht gehen. Wie kommst du aus dem Dilemma heraus?

Irgendwie handelt der Brief des Lord Chandos von so etwas: Von dem Versuch, die Trennung zwischen mir und allem anderen, die Trennung zwischen mir und den Wesen und Dingen der Welt, die Trennung, die uns mit Sehnsucht erfüllt, zu überwinden und die Sehnsucht zu stillen. Von dem Versuch, eins zu sein, und vom Paradox dieses Versuchs. Man muss es versuchen, denn es geht nicht ohne Versuch, aber es ist nicht der Versuch, der zum Gelingen führt.

Der Mensch ist durch sein Denken immer getrennt von den Dingen, mit denen ihn sein Denken verbindet. Er ist durch das Wort von den Dingen getrennt und mit ihnen verbunden zugleich. Es geht nicht mit dem Denken, aber es geht auch nicht ohne. Es geht nicht mit der Sprache, aber es geht auch nicht ohne die Sprache. „Worüber man nicht reden kann, darüber muss man schweigen“ sagt der eine. „Worüber man nicht reden kann, darüber muss man reden“ antwortet sogleich der andere. Und beide haben Recht, aber nur beide miteinander.

Der Brief gibt eine Ahnung davon, wie diese unüberwindlichen Gegensätze miteinander verbunden sind: Die unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen, von der noch mehrmals die Rede sein wird, ist es, die sie verbindet.

Man kann den Brief des Lord Chandos als Versuch lesen, mit den Mitteln der Sprache – und zwar einer höchst ausdrucksstarken und vollkommenen Sprache – zu etwas vorzudringen, was sich sprachlich nicht ausdrücken lässt; ein Erleben, zu dem Dichtung immer hinführen

und verführen will – das aber selten so direkt in der Literatur angesprochen wird, noch dazu als literarische Verneinung der Literatur.

Und selten steht eine Einladung, wenngleich nicht direkt ausgesprochen, so doch derart stark im Raum: Die Einladung offen zu sein dafür, dass das Erlebnis eintritt. Der Brief sagt: Man muss es wollen, am eigenen Willen verzweifeln, dann kann es sein, dass das Gewollte eintritt, so wie man es nicht erwartet hat, solange man es wollte.

Ja, das klingt nicht nur widersprüchlich und paradox, es ist auch widersprüchlich und paradox. Aber ich vermute, das ist dir genauso wenig fremd wie mir: Darunter leiden wir, das macht uns genauso glücklich. Das wollen wir los sein, und doch behalten. Wahrscheinlich ist es einfach das Leben – und jeder Versuch, so zu tun, als wär es nicht paradox, jeder Versuch, den Widerspruch auf die eine Seite oder auf die andere hin aufzulösen, beschädigt das Leben, macht es ärmer.

In diesen Versuchen sind wir doch alle erfahren: Entweder reden oder schweigen, entweder getrennt oder verbunden, entweder Liebe oder Hass, Streit oder Friede, Heimat oder Fremde. Wir wollen Orientierung, wir wollen Eindeutigkeit, wir wollen die Dinge im Griff haben. Wenn sich plötzlich ihr Gegenteil in sie mischt oder aus ihnen auftaucht, dann schafft das Verwirrung und Schwindel.

Nun ist aber immer beides, sowohl die eine Seite, als auch ihr Gegenteil, und im Griff hat man wenig. Sogar der erste Schritt, der Dich hinüber trägt, jenseits des Widerspruchs, erneuert ihn auf seine Art. Auch davon handelt der Brief.

Aber lass mich selbst Schritt für Schritt vorgehen. Und hab ein wenig Geduld mit mir.

Lass mich zuerst erzählen, wie ich dazu gekommen bin.

Ein kleines Büchlein im Abverkauf meiner Buchhandlung hat mich unlängst inspiriert, den Chandos Brief nach 40 Jahren noch einmal zu lesen. Eine Sammlung mit Materialien aus der Rezeptionsgeschichte ist dem Brief in der Ausgabe angefügt. Eine Stunde ruhigen Lesens, alles in allem. Ist es die Faszination von damals, die sich wieder einstellt, angereichert durch Erfahrungen, die man so macht in einigen Jahrzehnten

auf dieser verrückten wunderbaren Welt, oder ist es ein neues Gefühl? Ich weiß nicht.

Ich erinnere mich eines Studienkollegen, der damals eine Interpretation des Briefs versucht hatte, die mich sehr beeindruckte, soweit ich sie verstanden habe. Und was ich nicht verstand, erhöhte den Eindruck nur um so mehr. Es war die „Dialektik von Unmittelbarkeit und Vermittlung“, die er herauslas aus dem Brief, ganz im Sinne der philosophischen Tradition (des Deutschen Idealismus), in deren Rahmen wir mit einem charismatischen, aber wenig originellen Lehrer philosophisch zu denken geschult wurden.

Auf Deutsch, er meinte im Chandos Brief einen Beleg dafür gefunden zu haben, wohin der Versuch führt, die Anstrengung des Begriffs einzutauschen gegen die Einfachheit des unmittelbaren, direkten Zugangs zur Realität: In die Auflösung aller Zusammenhänge, den Verlust der begrifflichen Sprache, die Fragmentierung des Ich, in die Einschränkung des Blicks zur isolierten Wahrnehmung und Empfindung des jeweiligen Moments – um letztlich in der Leere, der Erstarrung und Verzweiflung zu landen, verziert mit kurzen Augenblicken illusionären sprachlosen Glücks, und durch sie vielleicht erträglich gemacht. So, oder so ähnlich war die Idee.

Erst nach dieser Interpretation las ich den Brief das erste Mal (Nachträglich noch vielen Dank!). Ich ließ mich vom unmittelbaren Eindruck seiner Lektüre leiten, die sprachlichen Bilder füllten mein Bewusstsein so aus, dass kein Raum darin geblieben war für Gedanken über das Gelesene. Gedanken schienen mir auch gar nicht nötig, das Ganze wirkte so reich, leuchtete so vielfarbig wie der Regenbogen, von dem im Brief die Rede ist, und wich wie er zurück beim Näherkommen, ohne zu verschwinden. Auch heute scheint mir noch, dass jede Interpretation im besten Fall nur eine der Farben heraus holt. Wahrscheinlich wäre es sinnvoller, als Interpretationen zu versuchen, den Brief immer wieder zu lesen, oder noch besser: immer wieder abzuschreiben, mit der Hand, in der eigenen Handschrift.

Ich fürchtete damals, dass ich mit meinem Aufgehen in der reinen, durch nichts getrübbten Lektüre auch als Leser des Briefs der Kritik

meines Kollegen anheim fallen würde, der Kritik, welcher Lord Chandos als sein Schreiber unterzogen worden war: Dass der empfundene Reichtum nämlich verdunsten würde, wäre ich nur bereit zu einem vernünftigen Gespräch darüber. Ich mied daher jedes Gespräch.

Aber wenngleich mir diese Geschichte die neuerliche Lektüre versüßte, sie ist Vergangenheit. Ich wollte sehen, wie der Brief heute weiterlebt, hatte die naive Vorstellung, er wäre inzwischen, nach 100 Jahren, ein Stück Literaturgeschichte von begrenzter Aktualität – insbesondere als Revolutionen von ihren Kindern, wie es heißt, gefressen werden.

Ich fragte einige meiner belesenen Freunde nach dem Brief. Keiner kannte ihn. Also befragte ich das wundervolle und geheimnisvolle Medium des Internets. Und siehe da, es öffneten sich 60 Seiten gefüllt mit Angaben, etwa 40 Seiten davon direkt dem Brief gewidmet: Bücher, Kommentare, Symposien „100 Jahre Chandos Brief“, wissenschaftliche Veranstaltungen, Universitätsseminare. Stell Dir vor, 10 Seiten Brief und 100 Jahre Wirkung, als wäre er gestern geschrieben. Und doch: viele meiner gebildeten Freunde kennen ihn nicht. Na ja, ich hatte glücklicherweise den philosophischen Studienkollegen.

Zu meinem Erstaunen allerdings ging das, was ich inhaltlich finden konnte, nicht allzu weit über die bekannten Interpretationen hinaus.

Man stößt auf solche, die weniger an dem literarischen Kunstwerk selbst orientiert sind, als an der Psychologie seines Autors, und die meinen, der Brief sei der literarische Niederschlag einer Lebens- und Schaffenskrise des jungen Hofmannsthal. Natürlich findet man dazu, wie zu allem, wenn man will, auch entsprechende Belege aus seinen Briefwechseln.

Man wird erinnert an Hermann Broch, der den Brief als Dokument für das Hervorbrechen des Irrsinns, der seelischen Spaltung liest, eine Interpretation, die übergeht in die erkenntnistheoretische Sicht, die schon mein Studienkollege vorführte. Sie lautet etwa so: Im radikalen Versuch, die Spaltung zwischen Subjekt und Objekt, die Trennung zwischen mir und der Welt zu überwinden, kommt es entweder zur Auflösung des Subjekts ins Objekt, also zum Selbstverlust in der unmittelbaren Wahrnehmung und Empfindung oder zum Verlust des Objekts, also zur leeren Selbstreflexion, was letztlich aufs selbe hinaus läuft: Die Welt verschwindet ebenso wie das Ich.

Schließlich wird der Brief, wie schon gesagt, als unübertroffener Ausgangspunkt einer Revolution der deutschen Prosa zu Beginn des 20. Jahrhundert vorgestellt. Er markiert den Beginn der Entwicklung eines neuen literarischen Stils und Interesses, die näher an den Dingen sind, an den unbedeutenden kleinen Dingen des Alltags, die nicht versuchen, die großen Zusammenhänge, oder eine Einheit der Welt, oder auch nur der Lebenswelt in der Literatur herzustellen.

Darf ich Dir, lieber Freund und Sohn, meine laienhafte Lesart des Briefs vorführen. Ich schmücke damit eine Facette etwas aus, die ich in manchen Interpretationen mehr so nebenbei fand. Sie widerspricht nicht den Befunden der anderen Deutungen (am wenigsten den Befunden derjenigen Deutung, die von der Revolution der Prosa spricht), wohl aber zieht sie etwas andere Schlüsse.

Man kann meinen, der Brief beschreibe in wunderbarer, dem wundersamen Vorgang angegossener Form den Prozess der Auflösung aller Phantasien von der Mächtigkeit, vielleicht der Allmacht, der geistigen, spirituellen Allmacht des Ich. Mehr noch, er beschreibe den Prozess der Auflösung der Einheit des Ich. Und noch einmal mehr: Er beschreibe den Prozess der Auflösung des Ich selbst – nicht als pathologischen Vorgang, als Ausbruch des Wahnsinns, sondern ganz im Gegenteil: Als radikalen Vorstoß zu dem, was dieses Ich ausmacht, wenn es nicht geschützt und gestützt ist durch Konvention und Tradition und deren Begriffskorsett, oder, wie Hofmannsthal seinen Lord sagen lässt, ausgestattet ist „mit dem vereinfachenden Blick der Gewohnheit“.

Der Brief beschreibt den ersten großen, über den „brückenlosen Abgrund“ führenden Schritt in diese Auflösung, einen ersten Schritt, der noch begleitet ist vom Schrecken, oder vielleicht Erstaunen über den Verlust des Gewohnten, aber doch schon erfüllt von der unerwarteten, ungläublichen Besonderheit dessen, was sich ereignet. Einen ersten Schritt, der das was geschieht noch nicht ruhig hinnehmen kann, als etwas, das sich ereignet, wenn es sich ereignet, und das sich nicht ereignet, wenn es sich nicht ereignet – sondern der es voller Sehnsucht immer wieder finden will. Und nicht zu vergessen: Es ist ein Schritt, den man zwar vorbereiten kann und muss, den man aber nicht selbst be-

wusst und aktiv setzen kann. Er vollzieht sich, es lässt sich nicht sagen, woher und womit.

Als ich darüber nachdenke, will mir mit einem Mal scheinen, dass dies das Grundthema aller modernen Literatur ist, die ich kenne.

Überall geht es um die Auflösung des Ich als einer besonderen Anforderung, die an dieses Ich gestellt wird. Ich fange jetzt nicht an, aufzuzählen, das könnte Dich vielleicht abschrecken, und mir würde es vor Augen führen, wie dürftig meine Kenntnisse sind.

Aber noch etwas fällt mir auf. Mir kommt vor, dass in der modernen Literatur, die ich kenne, fast immer etwas aufscheint, was im Chandos Brief mehr als deutlich aufleuchtet: Die Situation des Mystikers ohne Mystik, wie Hofmannsthal es woanders selbst nennt.

Wahrscheinlich ist, so denke ich dabei, alle Literatur visionär: Sie beschreibt, nimmt vorweg, stellt einfach vor, was an der Zeit ist. Denn es scheint an der Zeit. Ein anderer großer Mann spricht von einer „Mystik des Alltags“, die wir heute brauchen.

Lass mich versuchen, Dir nahezulegen, wie Hofmannsthal das gelingt, oder wie ich ihn lese. Ich weiß, dass ich damit auch eine Interpretation versuche, die der Großartigkeit des Briefs nicht gerecht wird, anstatt dass ich meinem eigenen Vorschlag folge und ihn einfach abschreibe.

Aber ich will zu Dir sprechen mit Hilfe des Briefs (Ich schreibe ohnehin viel davon ab). Es geht eben nicht ohne Sprechen, auch wenn es nicht ganz mit dem Sprechen geht. Und das geht nicht ohne Denken, auch wenn es nicht ganz mit dem Denken geht.

Doch nun zum Text.

Gleich zu Beginn der Entschuldigung, die Lord Chandos seinem Freund, dem Philosophen Francis Bacon dafür vorlegt, dass er, obwohl höchst begabt, aller weiteren literarischen Betätigung entsagt, verführt er uns dazu, seinen Zustand als Krankheit des Geistes aufzufassen – und lässt es zugleich offen. Es ist die Diagnose des Freundes, die er weder bestätigt noch zurück weist, indem er auf sie antwortet. Und die Diagnose ist hart. Nicht nur sei er krank, behauptet der Freund, da er

keinen Schmerz fühlt, fehle ihm, so würden wir heute sagen, die Krankheitseinsicht – bei Geisteskrankheiten ein Zeichen für besondere Schwere.

Zwar lässt die wunderbar klare Beschreibung seines Zustands, die er zur Antwort gibt, erkennen, dass er genau weiß, was und wie ihm geschieht. Auch wenn er sich eines Urteils darüber, dass es Krankheit sei, enthält. (Das nährt unsere Hoffnung, dass Krankheitseinsicht vorhanden ist, und wenn die Einsicht da ist, liegt vielleicht auch keine Krankheit vor und mit der beanstandeten Abwesenheit des Schmerzes hat es seine Richtigkeit.)

Dennoch befindet er sich eindeutig in einem Zustand, der jenseits dessen liegt, was üblicherweise als normal gilt. Das offenbart L. Ch. in seinem Brief selbst auf das Eindringlichste. Und wir neigen alle dazu, das was vom Gewohnten und deshalb als normal Vermuteten ein wenig weiter abweicht, als krank und abnormal zu verurteilen; als desto kränker, je weniger es vom Wunsch begleitet wird, zurückzukehren zum allgemein Anerkannten: Was sich als Normalzustand versteht, fühlt sich bedroht und greift zur Verteidigung an.

Zunächst bleibt also alles in Schwebel. Doch Chandos lässt auch weiterhin, wie es scheint gezielt, alles offen, auch wenn er ebenso gezielt Hinweise gibt, es könne sich um Krankheit handeln.

Er spricht (in dreifacher, mit einer gewissen Steigerung versehenen Benennung seines Zustandes – ein Vorgehen, das uns noch öfter begegnen wird, ja das sich durch den ganzen Brief zieht und zu seiner Dramatik nicht unerheblich beiträgt) von einer Sonderbarkeit, einer Unart, „wenn Sie so wollen“, einer Krankheit des Geistes. Wieder überlässt er das Urteil dem Adressaten.

Er spricht weiter von der Unfähigkeit, über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen; davon, dass ihn sein Geist zwingt, Dinge, die in alltäglichen Gesprächen über andere Menschen vorkommen – vor allem die üblichen Urteile über sie –, aus unglaublicher Nähe, wie unter dem Vergrößerungsglas zu sehen, wo sie ihm – ohne den vereinfachenden Blick der Gewohnheit – in Teile und die Teile immer wieder in Teile zerfallen. Er spricht später von seinem geistlosen Dasein, das gedankenlos dahinfließt (immerhin, wenigstens fließt

es, und wird nicht auch noch in Teile zerlegt). Er spricht von einer unglaublichen Leere und von einer Starre seines Inneren. Das alles ist Wasser auf die Mühlen seines Freundes Francis Bacon (und auf die einiger Interpreten des Briefes). Also wenn der nicht verrückt ist.

Aber wie soll man angesichts dieser behaupteten Unfähigkeit, über irgend etwas zusammenhängend zu denken und zu sprechen, und hinsichtlich des literarischen Verstummens, von dem die Rede ist und das der Anlass für den Brief an Bacon war, diesen ganzen Brief denn verstehen?

Er ist in sich zusammenhängend, nicht nur logisch klar, sondern darüber hinaus höchst dramatisch und kunstvoll aufgebaut, voll der klarsten Beobachtungen und ihrer unnachahmlich wunderbaren Beschreibung, verfasst in einer hoch sensiblen, starken Sprache, der es gelingt, kaum beschreibliche Wahrnehmungen und Erlebnisse – Unbenanntes und kaum Benennbares, wie Lord Chandos sagt – knapp, präzise, in Bildern und Begriffen darzustellen, dass man meinen könnte, es sei nicht mehr Lektüre, sondern eigenes Wahrnehmen und Erleben, wunderbar und erschreckend, erhebend und niederschmetternd.

Nun kann man versuchen, sich über das, was hier als Widerspruch erscheint, hinwegzuschwindeln, indem man, wie manche das getan haben, feststellt, es sei schließlich nicht Lord Chandos, der verstummte, der den Brief geschrieben hat, sondern Hugo von Hofmannsthal, himself. Damit hätte man allerdings ein Armutszeugnis über den Autor ausgestellt, schlechte Literatur, der Chandos Brief. Sicher könnte ein Autor seine Figuren so beschreiben, wie sie sich selber nicht beschreiben und wahrnehmen können – der allwissende Autor, wenn Hofmannsthal denn als solcher schreiben will, darf das. Aber dann hätte er zumindest die falsche Form gewählt. Einen Brief hat ein Briefschreiber geschrieben. Auch zu einem fingierten Brief gehört es, dass er so verfasst ist, als hätte ihn der fingierte Schreiber selbst formuliert. Hugo von Hofmannsthal hätte jemanden so schreiben und sprechen und denken lassen, wie dieser nie hätte schreiben und sprechen und denken können. Schwerer Fehler. Unter dieser Voraussetzung kann man den Brief gleich für den

schriftlichen Niederschlag der geistigen Krise Hofmannsthals halten. Womit man wenigstens den Bereich der Literatur, ob gut oder schlecht wäre dann egal, verlassen hätte.

Wie vollendet ist im Gegensatz dazu die Art und Weise, wie Lord Chandos im Brief selbst das Feld der Literatur literarisch verlässt! Ganz schwindelig wird man davon.

Also so wird es wohl nicht gehen. So werden wir mit dem Widerspruch zwischen den Aussagen, die im Brief über den Verlust der Sprache gemacht werden, und der Sprache, in der sie gemacht werden, nicht zurande kommen. Der Widerspruch muss seinen Sinn aus dem Brief selbst gewinnen.

Vielleicht steht der Widerspruch zwischen der im Brief behaupteten Unfähigkeit, zusammenhängend zu reden und zu denken und der klaren, dramatischen, zusammenhängenden Darstellung, der Widerspruch, den wir als Leser wahrnehmen, für einen zentralen, möglicherweise den entscheidenden Aspekt dieses Briefs. Auf jeden Fall muss er mit dem dargestellten Gegensatz zwischen dem bisherigen „Ich“ des Briefschreibers zu tun haben und dem, als das er sich heute vorfindet.

Es ist ein Gegensatz, der – wieder kann einem schwindeln – selbst widersprüchlich beschrieben wird und in sich widersprüchlich ist. Was soll das heißen? Hätten wir einen eindeutigen Gegensatz vor uns, so könnte das etwa aussehen, wie folgt: Früher mit 19 und mit 23 Jahren konnte Lord Chandos schreiben, sprechen, denken, planen. Heute mit 26 ist das alles vorbei, nichts davon mehr da, – außer in mühsamer befreundlicher Erinnerung vielleicht. Ein brückenloser Abgrund trennt die beiden voneinander.

Nun ist das aber nur die eine Seite. Die andere Seite des Gegensatzes, durch den er erst als Widerspruch so richtig lebt, lässt das Gegenteil der ersten Seite des Gegensatzes erscheinen: Gerade in Bezug auf das, worum es geht, die literarische Fähigkeit, sind die beiden einander so fremden, voneinander durch jenen Abgrund getrennten Ichs, wie der Brief in Stil und Inhalt zeigt, nach wie vor dieselben.

Aber auch sonst sind sie im Sinn einer, fast möchte ich sagen, logischen Entwicklung miteinander identisch. Einerseits war die „vergangene“ Person, das verlorengegangene Ich des Lord Chandos voll der

höchsten, anspruchvollsten Pläne, die nun alle aufgegeben sind. Sie steht der heutigen Person, die keine Pläne zu fassen in der Lage ist, sondern dahin treibt, ganz fremd gegenüber. Aus dem Abgrund zwischen beiden leuchtet uns der biblisch klingende Satz dunkel entgegen: „Was ist der Mensch, dass er Pläne macht?“

Andererseits scheint es, als wäre das, worum es den Plänen des Ich diesseits des Abgrunds gegangen ist, dem Ich jenseits des Abgrunds ohnehin in Erfüllung gegangen – ohne sein Zutun und vor allem auf eine Weise, die wohl drüben nicht geplant war (Also, was braucht man noch die Pläne, wenn sie erfüllt sind? Mit vollen Hosen ist, wie man so sagt, leicht stinken, auch wenn das in unserem erhabenen Zusammenhang einen etwas unangemessenen Klang verbreitet).

Es muss der Abgrund, der brückenlose Abgrund sein, der die beiden verbindet, der sie trennt und verbindet zugleich. Es wird uns nicht erspart bleiben, hinunter zu steigen. Halt Dich an, mein Sohn, halt mich.

Wenn Lord Chandos also behauptet, nicht mehr zusammenhängend denken und sprechen und d. h. auch schreiben zu können, so scheint damit nicht gemeint, er habe sein Talent verloren, die technische Fertigkeit eingebüßt, keinen Zugriff mehr zu seinem glänzenden Stil. Auch wenn seine Formulierungen, die immer das Gegenteil bezeugen, gelegentlich so lauten. Eher scheint er zu meinen, dass es ihm nicht mehr darum geht, weil all das nicht bringt, was es ihm versprochen, oder was er sich davon versprochen hat.

Sogar wenn ihm vorübergehend wirklich die Fähigkeit völlig abhanden gekommen sein sollte, über irgendetwas zusammenhängend zu denken und zu sprechen – als er diese eindringlichen Sätze schrieb, muss alles wieder da gewesen sein. Ja, höchst vollkommen benutzt er die Rhetorik, die er zugleich verdammt; erscheint er im „Prunk der Worte“, von dem er sich distanziert, wenn er sein Leitthema dramatisch entfaltet.

Es lohnt, genau hinzuhören, wie er das auf einer halben Seite vermag. „Kaum weiß ich, ob ich noch derselbe bin ...“ so das Thema. Dann, in

der uns schon bekannten dreimaligen, beinahe rituell wirkenden Wiederholung und Steigerung dieselbe Frage: „Bin ichs?“ „Bin denn ichs, der 19-jährig diese Stücke schrieb.“ Hier steht der Satz vom Prunk der Worte. „Und bin ichs wiederum, der mit 23 unter den steinernen Lauben des großen Platzes von Venedig in sich jenes Gefüge lateinischer Perioden fand, dessen geistiger Grundriss und Aufbau ihn im Inneren mehr entzückte als die aus dem Meer auftauchenden Bauten des Palladio und Sansorin?“ Welches Panorama, welcher Vergleich, welche Stimmung und Steigerung in diesem einen Satz, der hier so ähnlich auftaucht, wie das was er beschreibt.

„Und konnte ich, wenn ich anders derselbe bin, alle Spuren und Narben dieser Ausgeburt meines angespanntesten Denkens so völlig aus meinem unbegreiflichen Inneren verlieren ...“. Die dritte Wiederholung, die den Bruch anspricht, und so nebenbei eine erste Bewertung des Verlustes abgibt: Die Narben der Ausgeburt meines angespanntesten Denkens – das klingt nicht so, als wäre der Verlust beklagenswert, vielmehr als hätte er Erleichterung gebraucht. Nicht nur ist Lord Chandos die Ausgeburt los – ein Begriff, der wenig Verlockendes und Einladendes oder Wertvolles nahe legt – sogar die Erinnerung an die Wunden, die sie schlug, verschwindet spurlos. Keine Narben, keine Erinnerungsschmerzen, auch nicht zu Zeiten erhöhter Sensibilität. Es klingt als würde eine zweite tiefere Stimme, etwa die Begleitung durch das Cello, von Erleichterung singen, während man der ersten Stimme, die den Ton angibt, lauscht.

„Allein ich bin es ja doch ...“. Der alte und der neue sind dieselben – so einfach wird das festgestellt – auch wenn der brückenlose Abgrund, von dem einige Zeilen weiter die Rede ist, beide in wesentlichen Dingen voneinander trennt. „... und es ist Rhetorik in diesen Fragen, die ... nicht hinreicht ins Innere der Dinge zu dringen“. Er distanziiert sich von der Rhetorik, die er anwendet, um möglichst eindringlich zu eröffnen, was der Fall ist.

Er beherrscht die Rhetorik, das Denken, das Sprechen wie eh und je, aber sie reichen nicht. Sie bringen's nicht, wie Du sagen würdest, lieber Sohn. Es geht nicht mit Worten und es geht nicht ohne die Worte. Und deshalb setzt der verstummte Lord Chandos – zu unserem Glück

und Unglück – sie weiterhin höchst wirkungsvoll ein, um alles zu sagen, was er vorhat, und um uns zugleich ihre Ohnmacht so recht vor Augen zu führen. Denn was er sagt, ist bei aller Vollkommenheit des Ausdrucks, mit dem er so gut wie keiner trifft was er meint, gleichzeitig so gar nicht das was er meint. Was er meint, lässt sich wirklich nicht sagen.

Wir müssen uns letztlich auf eigenes Risiko und ohne Lord Chandos, und leider auch ohne Hugo von Hofmannsthal, aber doch ein wenig mit seiner Hilfe, darauf einlassen, wenn wir uns darauf einlassen wollen. Sonst bleiben wir im Prunk der Worte. Nur bei sich selbst verweilend, verliert die Sprache ihre Macht und letztlich auch ihre Farbe. Ich erinnere mich, wenn ich als Jugendlicher (aber auch noch später) ein Gedicht oder ein gutes Buch gelesen habe, hat sich am Ende immer der Impuls eingestellt: Du musst Dein Leben ändern! Und ich war voller Energie. Hat das aufgehört?

So nebenbei macht Lord Chandos an dieser Stelle, schon hier in der Eröffnung noch etwas klar. Es geht ihm darum, ins Innere der Dinge zu dringen. Obwohl er uns später berichten wird, wie ihm dieser Wunsch abhanden gekommen ist.

Gleich nach der Rede vom Innern der Dinge sagt er: „Mein Inneres aber muss ich Ihnen darlegen, eine Sonderbarkeit, eine Unart, wenn Sie wollen eine Krankheit meines Geistes ...“. Kennen wir schon, aber nicht das mit dem Innern.

Mein Inneres – gleich neben dem Innern der Dinge. Die Einheit von Subjekt und Objekt kündigt sich an, die Verschmelzung von Ich und Welt, die Erfüllung der Sehnsucht. Aber noch steht ein Punkt zwischen beiden.

Der rituell wirkende Dreischritt wird beibehalten – mit der Dramatik seiner Steigerung. Die Eröffnung, die das Thema vorstellt, war der erste Schritt. Das Thema ist der Widerspruch zwischen altem Ich des L.Ch. mit all seinen hochfliegenden literarischen Plänen und dem neuen Ich, das eigentlich keines mehr ist, sondern ein planloser, sprachloser Zustand der inneren Leere. Aber das allein ist es nicht, das Thema ist die unglaubliche widersprüchliche Einheit des Gegensatzes. Es ist

die Einheit von Auflösung, ja vielleicht sogar Auslöschung des Ich und seiner Erfüllung, die es nach seiner Auslöschung erfährt. Erst diese Auslöschung bringt ihm das, was es sich davor so sehnlich gewünscht hatte, seine Vereinigung mit dem Innern der Dinge, aber eben so ganz anders, als es sie gewünscht hatte.

Nach dieser Eröffnung also folgt der zweite Schritt, der in weiterer Steigerung ausführt, was schon angesprochen ist: Er führt die „Intensität des Verlustes“ vor Augen, indem er die literarischen Pläne des Lord Chandos ausbreitet, die sich nun aufgelöst haben – bevor im dritten Schritt der neue, planlose, stille, geistlose Zustand (der doch nicht ohne Erwartung ist) direkt vor den Vorhang tritt und zur Sprache kommt.

Und wie, glaubst Du, kommt dieser zweite Schritt? Ja, wieder dreifach gesteigert – womit die unglaubliche Distanz zwischen Lord Chandos heute, und Lord Chandos noch vor 3 Jahren (klar müssen es 3 Jahre sein) symbolisiert wird.

Und was meinst Du, kommt noch? Natürlich, die unglaubliche Nähe zwischen ihnen, zwischen Lord Chandos heute, und Lord Chandos vor 3 Jahren – getrennt sind sie durch den brückenlosen Abgrund zwischen ihnen, und verbunden sind sie aufs engste durch ihn.

Ich gehe die Stufen nun nicht durch, aber Du kannst sie lesend leicht finden. Sie beginnen alle schlicht mit der Feststellung: „Ich wollte“. Und Du wirst ebenso leicht entdecken, dass jedem der 3 angeführten, nunmehr aufgegebenen oder verlorengegangenen Pläne in ähnlicher Steigerung hinzugefügt ist, was der Dichter mit Ihnen bezweckt hat, welchem literarischen (wirklich nur literarischen?) Ziel sie dienen sollten: Im dritten Anlauf („Um mich kurz zu fassen ...“ heißt es da) wird das ganze Ziel noch einmal in großartig komprimierter Form vorgeführt und dabei wird deutlich, dass es um viel mehr als um Literatur geht (Oder sind das die Ziele auch der Literatur? Wär ja nicht schlecht).

Sehen wir uns die Ziele an, die Lord Chandos in seinen Plänen verfolgen wollte.

Das literarische Ziel des ersten Planes besteht darin, jene tiefe, wahre, innere Form der Darstellung zu finden, „die jenseits des Geheges der rhetorischen Kunststücke erst geahnt werden kann“, und die den

Stoff mehr durchdringt als nur anordnet, ihn aufhebt und somit Dichtung und Wahrheit zugleich schafft. Die Dinge und jeden Stoff aus ihm selbst heraus zum Sprechen bringen, das ist das Ziel. Die Sprache als die Welt zum Klingen gebracht „ein Widerspiel ewiger Kräfte, herrlich wie Musik und Algebra“. Der Gegensatz zwischen Sprechen und Sein, zwischen Begriff und Realität wäre in solcher Dichtung aufgehoben. Der Wunsch des Dichters, dem die Magie der Sprache vertraut ist, der ganz nahe an ihrem Ursprung sitzt, wo sie noch Beschwörung war.

Der zweite Plan will dasselbe, und doch mehr: Nicht nur die Sprache soll die Welt aus ihrem Inneren heraus zum Klingen bringen. Der Dichter selbst sehnt sich in die Figuren der Fabeln und mythischen Erzählungen der Antike hinein, will selbst in ihnen verschwinden und aus ihnen heraus mit Zungen reden, sie aufschließen „als die Hieroglyphen einer geheimen, unerschöpflichen Weisheit, deren Anhauch ich manchmal, wie hinter einem Schleier, zu spüren meinte“. Nicht nur die Einheit von Sprache und Welt ist es, die ihm vorschwebt. Die Vereinigung von Subjekt und Objekt, von Körper und Geist wird noch eindringlicher vorgestellt, eine sinnliche und geistige Lust.

Der dritte Plan schließlich will wieder dasselbe, und doch noch einmal mehr. Er fegt die ausgewählten mythischen Figuren weg – als wären sie bloß eine Leiter zur ganzen Welt gewesen, die man nicht mehr braucht, wenn man sie einmal und unwiderruflich hinaufgestiegen ist – und hat zum Ziel, diese sinnliche und geistige Lust zu steigern in einen Zustand andauernder Trunkenheit, in dem das ganze Dasein als große Einheit erscheint. Alle nur denkbaren Gegensätze aufgehoben – geistige und körperliche Welt, höfisches und tierisches Wesen, Kunst und Unkunst, Einsamkeit und Gesellschaft – alles ist Natur und alles ist Geist, traumhafte überirdische Natur – und überall ist er nun mitten drin, und in dieser Einheit ist alles das Ganze und ist wahr – „alles wäre Gleichnis und jede Kreatur ein Schlüssel der anderen“.

Alles ist eins – mit einer Besonderheit, die aus dieser Einheit, obwohl ganz in ihr, so doch herausragt: Lord Chandos hat die Schlüsselgewalt, kann jede Kreatur bei der „Krone packen und mit ihr, so viele der anderen aufsperrn, als sie aufsperrn könnte“. Das Konzept eines mystischen Weltbildes, vermittelt als Literatur – obwohl es gar nicht

mehr um Sprache geht: Nicht mehr die Sprache bringt die Welt zum Klingen, es ist auch nicht der sich in ihr und ihren Figuren verlierende Dichter, der ihren Geist mit seinem Geist erfüllt und aus ihnen heraus in Zungen redet. Alles in der Welt spricht selbst für alles andere, alle Kreatur ist ein Kürzel, nein viel mehr der volle Ausdruck des Ganzen und jedes kann daher in alles andere übersetzt werden. Aber Lord Chandos ist der Magier, der, immer im Zentrum des Ganzen, und mit ihm eins, dennoch Alles sich in Alles übersetzen lassen kann, und in Al-lem sich selbst erkennt.

Merkst Du den Widerspruch in dieser großartigen Vision? Das „Packen“ passt doch nicht in diesen rauschhaften Reigen. „Bei der Krone packen“ passt auch nicht zum Bild des Aufschließens: Packen ist festhalten, isolieren, herausheben aus der Einheit. Aufschließen hingegen geht nur, wenn Schloss und Schlüssel aufeinander abgestimmt sind, dann eine kleine Drehung und der Rest macht sich von selbst mit einem satten Geräusch. Irgendwie so. Das Packen schmeckt zu sehr nach Gewalt. Auch wenn es „nur“ Schlüsselgewalt ist.

Da stimmt doch etwas nicht! Ist unserem Dichter – ich meine nun nicht L. Chandos, sondern Hugo von Hofmannsthal himself, etwas unterlaufen? Ein kleiner Fehler, das falsche Wort? Oder lässt er bewusst den Lord Chandos sprachlich danebengreifen, den so sprachgewandten Lord? Hat der Ausrutscher gar einen Sinn?

Wie auch immer, das kann nicht gut gehen. Und es geht ja auch nicht gut. Denn nun folgt im Text der dritte Schritt, der Schritt über den Abgrund, den brückenlosen Abgrund (Wie ist der möglich?).

Beim Weiterlesen wird klar, dass die Angst, die ich hatte, dass was nicht stimmt, berechtigt ist, bloß ist es nicht der Text der nicht stimmt, vielmehr gehört die Angst zum Text. Alles verläuft nach Plan. Das „Packen“ scheint zur Steigerung zu gehören. Schon beim Lesen wirft es uns aus dem Bild der Einheit von Allem mit Allem hinaus, knapp bevor der Hinauswurf im Brief beschrieben wird. Wie eine Fanfare kündigt die Form durch das gewählte Wort den Inhalt an, der gleich darauf erscheint. Wer kann heute so schreiben?

Das unpassende Wort passt auch sonst ins Bild, in dem es stört: Denn ich glaube, gerade das, was ich als gewaltsam bezeichnet habe,

ist es, was den Lord Chandos über den Abgrund hebt. Die Einheit von Allem mit Allem lässt sich nicht herstellen, lässt sich auch nicht durch das Packen von Schlüsseln eröffnen. Niemand hat darüber die Schlüsselgewalt, und wer sie beansprucht, stürzt ab.

Wo also landen wir, nun einmal hinausgeschleudert aus dem schönen Panorama durch die Gewalt des einen, mitten ins selige Bild fremd hingestellten Wortes?

Es ist der dritte Schritt, der Schritt über den Abgrund, der nicht wirklich getan werden kann, und doch mit unerklärlicher Kraft, ja wie soll man sagen, geschieht. Es ist die angekündigte Sonderbarkeit, Unart, wenn man will Krankheit seines Geistes, von der Lord Chandos nun seinem Freund berichtet, der Absturz, die Ernüchterung nach dem Rausch, der Bericht seines Verstummens, der Zweck des ganzen Briefes.

Und wieder – wie wunderbar und rauschhaft, fast möchte ich sagen, wie heilsam und erlösend entfaltet sich die Ernüchterung in der Beschreibung des Lord Chandos einerseits. Wie sehr aber erscheint sie seinem rückwärts gewandten Blick als Bedrohung und Verlust andererseits.

Aber was ist das? Der Bericht des Absturzes hebt nicht gleich an. Zwischen die Darstellung des rauschhaften Zustands und die Beschreibung der Ernüchterung schiebt sich ein kleiner Absatz. Darin nimmt Lord Chandos auf höchst eigenartige Weise Abschied von seiner soeben im Bericht über seine Pläne ausgebreiteten Vision. Und diesem Abschied fügt er einen Satz über die „Geheimnisse des Glaubens“ an, der wie ein schön verschnürtes Paket dort steht, man weiß nicht gleich, wem es gehört.

Das ganze macht auf mich auch in anderer Hinsicht Eindruck: Der Absatz, von dem nun die Rede ist, steht ruhig da, ganz klar wie der ganze Brief. Und doch ist ihm etwas derart eingefügt, dass sich mir beim Lesen wieder alles zu Drehen beginnt. Es ist, um ein Bild zu borgen, das Lord Chandos zweimal in seinem Brief an zentraler Stelle benutzt, wie ein Wirbel, der mich, ich weiß nicht wo hineinzieht.

Also was meine ich? Lord Chandos spricht von einem „wohlgelegten Plan der göttlichen Vorsehung“, der seinen Geist „aus einer so

angeschwellenen Anmaßung in dieses Äußerste von Kleinmut und Kraftlosigkeit“ zusammensinken lässt, „welches nun die bleibende Verfassung“ seines Innern ist. Aber nicht, dass er selbst seinen Zustand als so etwas wie eine Strafe Gottes ansieht. Er distanziert diese Vorstellung von vornherein: „Es möchte dem, der solchen Gesinnungen zugänglich ist“, meint er, so erscheinen. Über ihn allerdings hätten „dergleichen religiöse Auffassungen“ keine Kraft: Sie seien Spinnennetze, durch die seine Gedanken hindurchschießen, ins Leere.

Gut, aber wozu dann die ganze religiöse Metapher, wenn sie ohnehin nicht gilt? Wieder einer der rhetorischen Kunstgriffe, die der Verstumte so gut beherrscht? Immerhin wäre es doch was anderes, wenn der Verlust der literarischen Fähigkeiten des Lord Chandos, seine Unfähigkeit zusammenhängend zu denken und zu sprechen, seine innere Leere nicht einfach eine Eigenart, Unart oder Krankheit seines Geistes wäre, sondern göttlicher Plan. Sie hätte dann Bedeutung, Sinn – wäre damit aber gar nicht so weit entfernt vom Zustand davor. Wird der vorgespiegelte göttliche Plan aber sogleich wie er hingestellt wird, wieder zurückgezogen, so erhöht das den Eindruck der Tiefe des Falls, der Größe des Verlustes. Denn der Verlust wird nicht mehr von einer göttlichen planenden Hand verfügt, nicht von ihr geführt, und damit wohl auch nicht von ihr gehalten. Es geht wirklich in den Abgrund, ins Leere, so wie auch die Gedanken des Lord Chandos durchs religiöse Spinnetz ins Leere schießen. Soweit wäre die distanzierte religiöse Metapher verständlich und passte stilistisch ins bisherige Bild.

Aber warum belässt es Lord Chandos dann nicht wenigstens dabei? Warum kehrt er noch einmal zurück, wirft mit ein paar Strichen ein meisterhaftes Gemälde hin, um seine Position zu den „Geheimnissen des Glaubens“ zu illustrieren? Warum bekennt er, dass sie sich ihm zur „erhabenen Allegorie verdichtet (haben), die über den Feldern meines Lebens steht wie ein leuchtender Regenbogen, in einer stetigen Ferne, immer bereit, zurückzuweichen, wenn ich mir einfallen ließe, hinzueilen und mich in den Saum ihres Mantels hüllen zu wollen“?

Zwar ist die Distanz, zwischen dem Regenbogen-Bild und den hochfliegenden Plänen offenkundig und beeindruckend: Es spannt sich ein leuchtender Bogen über das Leben, der im Moment alles verzaubert, schön in Farbe und Form, aber es ist ein Bogen, der nicht selbst gespannt, geschweige denn ergriffen, gepackt werden kann. Er er-

scheint wie ein Wunder aus dem Nichts und er löst sich ebenso wieder auf. Nichts kann man dazu tun, nichts hat man im Griff. Alle Pläne, die man mit ihm hätte, alles Zueilen auf ihn, wären sinnlos. Man kann seine unbegreifliche Erscheinung nur schauen. Man mag ihn benennen – aber kann man einen Regenbogen so beschreiben, dass, wer ihn nicht gesehen hat, auch nur annähernd eine Vorstellung von seinem Zauber erhalte? Kann man ihn von innen mit Worten zum Leuchten bringen, in ihn hinein und aus ihm heraus mit Zungen reden, seinen Zauber aufschließen mit anderen Dingen? Man muss sich, glaub ich, einfach überraschen lassen von seiner Erscheinung. Man muss hinsehen. Er ist da, strahlt Präsenz, und entzieht sich dem Zugriff. Das ist aber genau die Struktur der guten, freudigen, belebenden Augenblicke, die das geistloses Dasein des Lord Chandos nach dem Verstummen erhellen.

Soweit ist das Bild verständlich. Es erhöht nicht nur die Distanz zum Leben diesseits des Abgrunds mit seiner Sprache, seinen Plänen, seinem Rausch von der aufschließbaren Einheit von Allem mit Allem. Das Bild vom Regenbogen breitet auch die Struktur für das Leben jenseits des Abgrunds mit hingeworfener Leichtigkeit aus. Es ist ein echter Übergang – es steht dazwischen, im Abgrund. Vielleicht ist es selbst der Abgrund.

Aber dennoch, wozu dieser religiöse Bezug, der in aller Distanzierung erhalten bleibt? Und worauf verweist die erhabene Allegorie, zu der sich ihm die Geheimnisse des Glaubens verdichtet haben? Eine Allegorie ist immer ein Bild für etwas anderes. Was ist hier das Andere?

Doch warum bleib ich so hängen an diesem wunderbaren Satz und lese nicht einfach weiter. Der nächste Satz gibt sogleich eine Antwort: Auch die irdischen Begriffe entziehen sich ihm in der gleichen Weise wie der Regenbogen, sagt Lord Chandos. Nun, das ist eine Antwort. Aber bei genauerem Hinsehen ist es doch wieder eine, bei der sich mir erneut alles zu Drehen beginnt.

Zunächst war klar, der Regenbogen steht laut manifester Aussage für die Geheimnisse des Glaubens. Was nicht klar war, ist der Grund warum Lord Chandos diese Geheimnisse, an die er ohnehin nicht glaubt, überhaupt erwähnt. Dann, im Versuch, mich in das Bild vom Regenbogen mehr hineinzufühlen, erschien mir verständlich, warum es

gewählt wurde und warum es an dieser Stelle steht. Ich war der Meinung, die Geheimnisse des Glaubens, der Regenbogen stünden für die guten Augenblicke jenseits des Abgrunds, da sie ganz deren Struktur haben: Man kann sie nicht herstellen, ergreifen, festhalten. Sie überraschen und entzücken.

Nun soll das alles, sagt Lord Chandos, auch für den Verlust stehen? Für den Zerfall der Worte, Begriffe und Gedanken, für das Verstummene? Ja leuchtet das denn auch so über seinem neuen Leben? Ist dieses neue Leben nicht gerade das Gegenteil, so etwas wie ein Verlöschen? Sind die Geheimnisse des Glaubens eine Allegorie sowohl für den Verlust als auch für die guten Augenblicke, die überraschend, wie von selbst auftauchen? Sind also Verlust und Gewinn im Grunde identisch?

Bleiben wir der Einfachheit halber zunächst bei den Worten des Lord, nach denen sich ihm die irdischen Begriffe ebenso entziehen wie die Geheimnisse des Glaubens (und dennoch wie der Regenbogen über den Feldern des Lebens stehen bleiben und leuchten). Sind die Geheimnisse des Glaubens, verdichtet im Regenbogenbild, wenn sie nun auch für die irdischen Begriffe stehen, für das Alltägliche, für die Sprache des Alltags – ist dies etwa der eigentliche Bereich des Heiligen, an den er glaubt? Ist diese Andeutung, diese Verbindung der irdischen Begriffe mit den Geheimnissen des Glaubens der Grund, warum überhaupt der Glaube hier bemüht wird? Geht es darum, auszudrücken, dass das Heilige im Alltag zu finden wäre – würde man sich bloß nicht den Zugang zu ihm dadurch versperren, dass man ihn sich erzwingen will durch Zupacken? Müssen die Worte davor zurückweichen, vor dem Zupacken, vor der Schlüsselgewalt. Ist es dieser Zugriff, der es mit sich bringt, dass ihm die Begriffe, und damit die Worte, die sie transportieren, zerfallen, sich, wie Lord Chandos sagt, als eigene Wesen zeigen, also zu Götzen und Gespenstern werden, die um uns schwimmen, Augen sind, in die wir wie in Wirbel gesogen werden, die uns am Ende ausspucken – ins Leere, damit wir, den bunten Bogen der guten Momente sehend, fühlen, es braucht eine andere Sprache, in der alles miteinander, wie es gleich heißen wird, mit dem Herzen spricht?

Aber halt, wir sind, glaub ich, selbst in den Wirbel geraten. Ich fürchte, mein Sohn, ich kann Dich hier nicht weiter durch diesen magischen

Text führen. Ich muss selber sehen, wie ich da durchkomme. Vielleicht ist es das Beste, wir lassen uns einfach treiben, ohne den Versuch, uns wo anzuhalten. Ist das nicht ohnehin die Methode, im Mahlstrom zu überleben, vom Strudel nicht nur verschlungen, sondern von ihm wieder ausgespuckt zu werden, ohne zu ertrinken.? Also, alles Gute mein Freund.

Immerhin, auch wenn wir es nicht verstehen, alles was nun folgt, steht im unfassbaren Licht des Regenbogens und erhält dadurch eine besondere Weihe. Auch die seltsamen geistigen Qualen, die Lord Chandos mit dem Zurückweichen der Begriffe erlebt. Die Worte „Geist“, „Seele“, „Körper“ auszusprechen, ist ihm nicht mehr möglich, seine Tochter anzuweisen die Wahrheit zu sagen, ebenso wenig. Die alltäglichen Urteile über andere machen ihn zornig. Die Worte haben keine Wahrheit mehr, (Deshalb wäre es paradox, der Tochter aufzutragen, sie möge immer die Wahrheit sagen.) Die Worte werden also zu Strudeln, die ihn ins Leere ziehen.

Kennst Du den Satz aus der Heiligen Schrift: „Du sollst Dir kein Bild machen“?

Ich hatte immer geglaubt, Gott gebietet, man soll sich nur von ihm kein Bild machen, weil er damit zum Götzen würde, zum Gespenst. Aber er gebietet viel mehr: „Du sollst Dir kein Bildnis machen, noch irgendein Gleichnis von dem, was im Himmel oben, oder auf der Erde unten, oder was unter der Erde im Wasser ist.“ (Und weiter heißt es: „Du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen“) Von nichts ein Bild! Nicht nur das Heilige kann begrifflich nicht erfasst werden, auch vom Irdischen soll man die Finger lassen. Auch die irdischen Begriffe machen alles zu Götzen, zu Gespenstern – sind unwahr, wenn sie versuchen die Welt zu erfassen. Auch das Irdische ist heilig – und entzieht sich jedem Versuch, gewaltsam zuzupacken. Oft merkt man nicht, dass man danach einen Götzen in der Hand hält, dass das was überbleibt gespenstisch ist.

In der verrückten Stunde der Wahrheit nach den großen Versuchen, alles in Sprache aufzulösen, geschieht es: Die Begriffe, die Worte weichen zurück, sie lösen sich auf.

Lord Chandos, weißt Du wohl, in wie guter Gesellschaft Du bist!?

Noch ein Beispiel? Gut: „Der Weg, der mitgeteilt werden kann, ist nicht der ewige Weg. Der Name, der genannt werden kann, ist nicht der ewige Name.“ (Worüber man nicht reden kann, darüber muss man schweigen.) Danach folgen im Tao-Te-King 81 gar nicht so kurze Verse über den Weg. (Worüber man nicht reden kann, darüber muss man reden.) Das kann einem schon den Boden unter Füßen wegziehen.

Ich versteh, dass Lord Chandos den Boden wieder zurückgewinnen will und versucht (bist Du noch da, mein Sohn?), Halt zu finden bei bekannten Autoren. Er flüchtet sich zur Harmonie begrenzter und geordneter Begriffe, zu Seneca und Cicero. Diese Begriffe sind zwar wie „herrliche Wasserkinste, die mit goldenen Bällen spielen“ – aber sie haben es nur miteinander zu tun. Keine Hilfe. Das Tiefste, Persönlichste seines Denkens bleibt von Ihrem Reigen ausgeschlossen. Fluchtversuche sind fruchtlos, erneuern und vermehren nur die Qualen. Furchtbare Einsamkeit überkommt ihn.

Und nun das Wunderbare. Durch den Nullpunkt der Geistlosigkeit und Leere gegangen, oder vielleicht mitten in diesem Nullpunkt ereignen sich freudige belebende Augenblicke, Briefe aus der Leere, für deren Beschreibung Lord Chandos die Worte nur so zufliegen, auch wenn er angesichts des völlig Unbenannten, kaum Benennbaren meint, die Worte ließen ihn im Stich. Verfügt er nicht über sie? Kommen sie von selbst? Sehen wir hin! Was charakterisiert, wie charakterisiert er seine guten Augenblicke?

Es ist nichts Großes, Erhabenes, etwa die mythischen Figuren der antiken Griechen oder irgendwas dergleichen, es sind nicht die großen Entwürfe, die Alles in Allem, die trunkene Alleinheit des Seins vor Augen führen sollten. Es sind unscheinbare Dinge, „über die sonst ein Auge mit selbstverständlicher Gleichgültigkeit hinweggleitet“, eine Gießkanne, ein Hund in der Sonne, ein Krüppel. Es sind Dinge, die nicht nur unscheinbar sind, sondern gelegentlich auch widerwärtige Vorstellungen wecken, wie die vergifteten Ratten in seinem Milchkeller in ihrem Todeskampf, die ihm in den Sinn kommen, als er zu Pferd unterwegs ist.

Was an diesen Dingen in den guten Augenblicken geschieht, lässt sich weder planen noch gezielt herbeiführen. Es steht nicht in der Gewalt von Lord Chandos, kein Zupacken ist möglich, da lässt sich nichts machen. Es ereignet sich oder es ereignet sich nicht. Es geschieht plötzlich, von einem Moment zum anderen, wie er zweimal betont. Es sind eben Augenblicke, sonderbare Zufälle. Und auch die schönsten Worte, können sie nicht herbeizaubern.

Was ist es nun, das diesen unscheinbaren Dingen widerfährt, und dem Lord Chandos beiwohnen darf – das somit ihm widerfährt?

Es ist „etwas völlig Unbenanntes, kaum Benennbares, das irgendeine Erscheinung seiner alltäglichen Umgebung mit einer überschwelenden Flut höheren Lebens wie ein Gefäß erfüllend, sich ihm ankündigt.“

Einem Gegenstand „wird die unbegreifliche Auserwählung zuteil, mit jener sanft und jäh ansteigenden Flut göttlichen Gefühls bis an den Rand gefüllt zu werden“. Es ist „Gegenwart, vollste erhabenste Gegenwart.“

Und was ist dieses göttliche Gefühl, diese vollste erhabenste Gegenwart?

„Es ist ein ungeheures Anteilnehmen, ein Hinüberfließen in jene Geschöpfe, oder ein Fühlen, dass ein Fluidum des Lebens und Todes, des Traumes und Wachens hier einen Augenblick in sie hinübergelassen ist – von woher?“ Keine Antwort.

Er versteht es nicht, aber er fühlt, wie er ergriffen wird: Es durchschaut ihn mit einer solchen Gegenwart des Unendlichen, „von den Wurzeln der Haare bis ins Mark der Fersen“, wie ein Blitz.

Die so erfüllten Dinge und Kreaturen erfüllen ihn, sind ihm mehr „als die schönste hingebendste Geliebte der glücklichsten Nacht“ ihm je gewesen ist. Das will was heißen.

Sie heben sich ihm mit einer solchen Fülle, einer solchen Gegenwart der Liebe entgegen, dass ihm alles zu leben beginnt. „Es erscheint mir alles, alles, was es gibt, alles dessen ich mich entsinne, alles, was meine verworrensten Gedanken berühren, etwas zu sein“. Als könnte er in alles hinüberfließen.

Subjekt und Objekt sind eins, Leben und Tod, Traum und Wachen sind in dieser Einheit unterschiedslos präsent. Und die Einheit ist nichts

Theoretisches, nichts Moralisches, auch nichts Ästhetisches. Sie ist ein ungeheures Anteilnehmen, Mitgefühl ohne Beigeschmack.

So, dabei belasse ich es jetzt einmal. Man kommt ja kaum mit dem Gefühl mit, wenn man die paar Seiten liest, auf denen Lord Chandos seine guten Augenblicke beschreibt.

Fällt Dir nicht bei allem hervorgehobenen Unterschied auch die Ähnlichkeit mit dem Lord Chandos diesseits des Abgrunds auf, dem nicht verstummen Lord der hochfliegenden Pläne? Ging es dort nicht auch um diesen Rausch des ineinander Überfließens, des seligen Entzückens. Und ist die Sprache des verstummen Chandos jenseits des Abgrunds nicht genauso mitreißend, wenn nicht noch mitreißender als die des alten?

Und doch sind die Unterschiede deutlich. Nicht nur, weil es die kleinen Dinge sind, und weil das alles nicht gemacht werden kann, sondern geschieht. Es ist noch mehr: Vorher war alles Plan, nun ist es Erfüllung, ganz anders allerdings als geplant.

Vorhin wollte er die Dinge mit Sprache erfüllen, in die Dinge eindringen usw. Nun werden die Dinge selbst von dieser unennbaren Gegenwart erfüllt und erfüllen ihn mit der Gegenwart großer Liebe.

Er darf wiedergeben, was er wahrnimmt und erfährt. Und er tut es, wie gewohnt, mit seinem klaren Denken und seiner überaus schönen Sprache. Aber er meint, Denken und Sprache werden dem, was er erfährt, so gar nicht gerecht. Es wirkt nicht wie Koketterie, wenn er das sagt. Er hebt damit die unfassbare Unendlichkeit seiner Erfahrung um so mehr hervor. Er bietet sogar die stärksten sprachlichen Bilder auf, um die Ohnmacht, auch der schönsten Sprache und des klarsten Denkens angesichts dieser Erfahrung zu benennen: Wenn er davon so bis ins Mark der Fersen durchschauert ist, möchte er in Worte ausbrechen, von denen er weiß, fände er sie, so würden sie jene Cherubim, an die er nicht glaubt, niederzwingen.

Kannst Du Dir vorstellen, solche Worte für das Fehlen der Worte zu finden, wie sie hier vor uns stehen? Es müssen die Worte der Schöpfung selbst sein, die ihm fehlen.

Und was ist das Medium dieser Erfahrungen und Wahrnehmungen, das den Worten, die ihm fehle oder dem die Worte, die ihm fehlen, entsprechen würde? Es ist nicht das zusammenhängende Denken. Es ist etwas, von dem sich nicht sagen lässt, ob es dem Körper oder dem Geist zuzurechnen ist, aber es erfasst, wie schon deutlich geworden, den ganzen Körper von den Haaren bis zu den Fersen. Es ist „ein fiebriges Denken, unmittelbarer, flüssiger, glühender als Worte“. Es sind Wirbel, die nicht wie die der Sprache ins Bodenlose, in die Leere führen, „sondern irgendwie in mich selbst und in den tiefsten Schoß des Friedens“. Aber was ist der Unterschied?

An anderer Stelle sagt es Lord Chandos noch deutlicher: Es ist ihm, als könnten wir in ein neues, ahnungsvolles Verhältnis zum ganzen Dasein treten, wenn wir anfangen, mit dem Herzen zu denken.

Da lässt sich nun nichts mehr dazu sagen. Nur die Frage stellt sich: Wie geht das? Wie kann man das üben?

Die Einheit der Welt, die der frühere Lord Chandos in großen literarischen Plänen darzustellen gedacht hatte – hier, nachdem alles, was ihm teuer war, zerschlagen ist, ergibt sie sich ihm im Kleinen und Kleinsten, als Prozess des ineinander Überfließens, den er nicht versteht, dem er nichts zufügt – als erlittener Augenblick, seinem Zugriff entzogen, sozusagen als Geschenk, das ihn mit wortlosem schrankenlosen Entzücken erfüllt. Danach: Leere, Starre, geistloser Zustand. Der Geist ist befreit.

Er wird kein Buch mehr schreiben – weil die Sprache, in der ihm vielleicht nicht nur zu schreiben, sondern auch zu denken gegeben wäre, die Sprache ist, in der die stummen Dinge zu ihm sprechen, und von deren Worten ihm auch nicht eines bekannt ist.

(Hauptsache er versteht die stummen Dinge „irgendwie“ – ein Wort das zwar nicht zum immer noch uneingeschränkt gepflegten Stil von Lord Chandos passt, das er jedoch zuletzt selbst verwendet angesichts der Unmöglichkeit genauer darzustellen, was er meint).

Ist er nun angekommen, oder gänzlich verloren? Beschreibt er sein Leiden, oder seine Erlösung? Ist er verrückt geworden, oder erleuchtet? Zwar beschreibt er sein Leid, seine seltsamen geistigen Qualen, sein

geistlos, gedankenlos dahinfließendes Leben, seine Einsamkeit, seine innere Starre. Aber ebenso beschreibt er sein Anteilnehmen, Hinüberfließen, Entzücken, seine Erfüllung und Liebe, seinen Frieden.

Kein Wort des Bedauerns über den Verlust, kein Wunsch nach Rückkehr über den Abgrund. Eher Sehnsucht nach dem nächsten guten Augenblick und ungeduldige Erwartung. (Das vielleicht sollte er sich abgewöhnen. Er ist zwar angekommen, könnte man meinen, aber doch erst am Anfang. Er wartet noch auf die Augenblicke, sucht immer noch den Kick).

Irgendwie bleibt es offen, wenngleich vieles für eine Entwicklung spricht, die, nun ja, die ich auch nicht weiter beschreiben kann. Meine Meinung hab ich ja gesagt.

Ist das nicht immer noch ungeheuerlich, was Hofmannsthal uns da zumutet? Obwohl wir heute einiges gewohnt sind. Jetzt stell Dir vor, das Ganze vor 100 Jahren, in einer immerhin noch einigermaßen geordneten Welt. Und um die Ungeheuerlichkeit zu erhöhen, hat Hofmannsthal den Brief ins beginnende 17. Jahrhundert verlegt, als Gespräch von upper-class zu upper-class. Völlig inakzeptabel dieser Absturz und Aufstieg, dieses Zugrundegehen. Natürlich eine schwere Geisteskrankheit.

Und welche Ironie schließlich, dass Hofmannsthal Lord Chandos diesen Brief an Sir Francis Bacon richten lässt, der, selbst ein sprachgewaltiger Denker, viele Entwürfe zur Erneuerung der Wissenschaften geliefert, aber die wenigsten ausgeführt hat (oh Ähnlichkeit und Unterschied!); der schließlich die Utopie eines Gemeinwesens entworfen hat, in dem alles unter Kontrolle ist, alle glücklich sind, das Leben erfüllt, ohne Spannungen, gesegnet mit den Errungenschaften der Technik und Medizin. Einem Mann der Pläne und Entwürfe, und einer Glücksutopie, bei der einem das Gruseln kommt.

Mein Sohn, bist Du noch da? Oder hast Du, dem Geist des Briefes folgend, das alles längst weggelegt, und ich spreche, ich schreibe ins Leere?

Gisela Dischner

Spirituelle und revolutionäre Wahrnehmung

Die mystische Perspektive der Wahrnehmung nimmt ein Ereignis als ein *hic et nunc*: etwas, das ist ohne Beachtung des Zeitpunkts, an dem es stattfindet. Es ist, wenn es so etwas gibt, aus einer *Poetologie der Ewigkeit* gedacht. Auch der Seher sagt nicht, was einst sein wird, sondern kündigt, was immer schon geschehen ist. Das mystische Ereignis ist, wie gesagt, zeit- und raumlos. Es lässt sich nicht in den gewohnten Ordnungskategorien beschreiben und ist doch auf diese angewiesen, weil es auf die Sprache angewiesen ist, die von diesen Ordnungskategorien bestimmt ist, ebenso von der Trennung von Subjekt und Objekt, die einen Satz zu einem Satz macht. Deshalb hat das Schweigen nicht nur die Perspektive der Konfliktvermeidung wie bei Hildegard von Bingen, nicht nur die des Schutzes vor Uneingeweihten, nicht nur die des Schutzes vor dem zu plötzlichen Geblendetwerden durch die Erleuchtung. Es entsteht auch aus dem Gefühl, dass das Erlebte nicht sagbar ist, nicht sichtbar für äußere Augen, nicht hörbar für äußere Ohren, nicht nachweisbar für die äußere Kausallogik. Die mystische ist deshalb eine Bildersprache, um sich diesem Unsagbaren in Vergleichen zu nähern, mit dem *Zauberstab der Analogie*, wie Novalis sagt: etwas zu beschwören, das der Aufnahmebereite nachvollziehen kann, wenn er in Aufmerksamkeit und Konzentration, Zeit, Raum und sich selbst zu vergessen beginnt.

Die zeitlose Allgegenwart ist in der Poetologie der Ewigkeit ein Immerwährendes, das kein Vorwärts und Rückwärts kennt, weil Vorwärts und Rückwärts von einer in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eingeteilten Zeit ausgedacht wird. Es ist ein Nu, ein Augenblick, ein Nichts, aber dieses Nichts ist so erfüllt, so voll, dass es in die fortlaufende Zeit übertragen als Ewigkeit erscheint.

Der wahre Sufi ist ein *Sohn des Augenblicks* (ibnu'l waqt), aber dieser Augenblick ändert alles. Wenn wir in die Zeit des Märchens tauchen, in das „Es war einmal“ und „wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute“, so ahnen wir etwas von der Allgegenwart, aber nur, wenn

wir sie selbst im Nachvollzug herstellen. Ebenso geht es mit aller wahren Dichtung, mit allen mystischen Schriften, die uns in einen anderen *Zeitraum* katapultieren. Wir kommen zu einem Stillstand, der als ungeheure Bewegung wie durch Jahrhunderte empfunden werden kann. Mohammed soll auf einer nächtlichen Reise zu Allah siebzigtausend Gespräche mit ihm geführt haben. Als er zurückkehrte, war sein Bett noch warm und der von ihm vorher umgeworfene Wasserkrug noch nicht ausgelaufen. Unvorstellbar? Die Welt als Wille und Vorstellung ist ein Maya, sagt Schopenhauer. Wir stellen etwas vor uns hin für unsere Orientierung. Der Hund hat keine Vorstellung, er orientiert sich ständig an der Gegenwart und agiert in ihr instinktiv.

Der Mystiker, Zeit und Raum enthoben, befindet sich auf einer Reise zum Ursprung. Er klinkt sich aus; er „flieht“ nicht aus der Wirklichkeit, wie dies gern interpretiert wird, er fliegt über das, was als Wirklichkeit postuliert wird. Er ist in einem „anderen Zustand“ und er würde sagen, dass er vorher nicht in der Wirklichkeit war, sondern geschlafen hat und nun zur Wirklichkeit erwacht sei: Wirklich ist, was wir wirken. Realität ist, was wir realisieren.

Die Initiationsfahrt zum Ursprung⁴, auf die sich der Mystiker begibt, finden wir in allen Kulturen beschrieben, eingefärbt von den Bildern, Symbolen, Allegorien des Kulturkreises, aus dem der Reisende kommt, oft aber auch diese Bilderwelt transzendierend und eine eigene erfindend, die seinen Kulturkreis, sobald sich dieser dafür öffnet, bereichern wird, ja sprachbildend wirkt. Ramon Llull wird der Vater der katalanischen Sprache genannt, aus der nach ihm große Dichtungen hervorgingen. Dantes mystische Reise in der Göttlichen Komödie, ins Purgatorio, in die Hölle und ins Paradies ist die erste große Dichtung in toskanischer Sprache. Deshalb ist er der Vater der italienischen Sprache, die aus dem toskanischen Dialekt hervorging, so wie Luther durch die Bibelübersetzung der Vater der deutschen Sprache geworden ist. Der Mystiker fährt oder fliegt eigentlich nicht aus Eigeninitiative, er wird geflogen und gefahren von den Ursprungskräften in sich selbst, denen

⁴ Vgl. G. Dischner: „Mythische Geographie – poetische Kartographie“. Die Reise ins eigene Innere wird von Umberto Eco ins Äußere projiziert: So finden wir in seinem Roman *Baudolino* Landkarten (Eco, *Baudolino*: 93, 295, 376 etc), in denen beispielsweise das Paradies eingezeichnet ist.

er sich überlässt und über die er so wenig Gewalt hat, dass sie ihm wie Gestalten von außen erscheinen, wie Dämonen und Engel oder wie mythische Gestalten. So überlässt sich Parmenides auf seiner Initiationsreise den Sonnentöchtern, den Heliaden, die ihn im feurig heiß gelaufenen Wagen (Symbol der flugschnellen Geschwindigkeit) zum Tor der Dike bringen, der ersten Pforte der Wahrnehmung, die sie mit wechselnden Schlüsseln bewacht.

Das Gefahrenwerden birgt Gefahren – ohne die Gefährtinnen, die Sonnentöchter, würde der Dichter die Fahrt nicht gefahrlos überstehen – übersetzen muss er deren Winke, ihn hinüberzusetzen in den anderen Zustand, der ihn wie von ungefähr zur Göttin der Wahrheit bringt. Das Wort *Gefahr*, das in seiner ursprünglichen Form ohne Vorsilbe (mhd. *vâre* und *vâr*) erscheint, ist mit dem Fahren verbunden, das vor allem in alten Zeiten immer gefährlich war (Räuber, wilde Tiere etc bedrohten den Reisenden). Noch bis zu Wieland, Herder, Goethe und Schiller wurde das Wort *fahr* als Synonym für *Gefahr* gebraucht:

„gefahr ist ursprünglich feindliche nachstellung, auflauern, auch überfall ... als subst. zu mhd. vâren, ahd. fâren, nachstellen, nachtrachten, auch auf der jagd, z. b. durch fallstricke ... arglist, betrug ... u. ähnl., d. h. aus dem kriegsleben, in dem sich ausgebildet haben wird (und auf der jagd) in das gewöhnliche leben übertragen ...“ (Grimm 4: 2062).

Die Angst vor den Gefahren des mystischen Weges – nicht mehr ins „normale“ Leben zurückzufinden, von den anderen als Narr (davon spricht Lull in seinem Buch vom *Freunde und vom Geliebten*) klinifiziert oder selbst als *gefährlich* verfolgt zu werden – hält manche, die sich fast schon auf dem Weg befinden, ab, sich ganz auf diese Reise einzulassen. In vielen Dichtungen, besonders seit der Romantik, finden wir diese nicht unberechtigten Ängste artikuliert. Vor allem die Furcht, selbst wahnsinnig zu werden in einer Zeit, wo der „heilige Wahnsinn“ nicht mehr wie in der Antike bei Platon und anderen als Göttergabe der Dichter angesehen wird. E. T. A. Hoffmanns *Kreisleriana* spricht von diesen Ängsten und realen Gefahren, Schumann hat in seiner Vertonung die Tiefendimension dieses vom heiligen Wahn ergriffenen Kapellmeisters Kreisler wunderbar in Musik übersetzt. Die Musik trifft uns noch

unmittelbarer als das in Worten Beschworene. Ich denke, dass die mystischen Initiationen mit Hilfe der Musik sehr viel unmittelbarer wirken als durch Sprache, unmittelbarer, da die Musik gerade, wie Schopenhauer feststellt, *kein* unmittelbares, bestimmtes Verhältnis zu den Gefühlen hat, da sie „nie die Erscheinung, sondern allein das innere Wesen, das Ansich aller Erscheinung“ anspreche (Welt als Wille und Vorstellung, II § 39, Schopenhauer II:522).

Die Furcht vor Déjà-vu-Erlebnissen, davor, das Gefühl für die Zeit zu verlieren, in einer Zeit, in der man digital genau funktionieren soll, hat sich in der Gegenwart gesteigert: Die Toleranzgrenze gegenüber der Abweichung von der Norm ist – wider allem demokratischen Anschein – geringer geworden. Was *in* oder *out* ist, schreiben die Medien vor, und wenn man nicht *on* ist, ist man schon *out*. Der *eindimensionale Mensch*, wie ihn Herbert Marcuse Anfang der sechziger Jahre angesichts amerikanischer Verhältnisse beschrieb, ist von der europäischen Gegenwart längst mehr als bestätigt worden. Die gegenwärtige Gesellschaft, so schreibt Marcuse (3), tendiert bei äußerlich demokratischen Verhältnissen dazu, durch ökonomisch-technische Koordination totalitär zu sein. Es werden falsche Bedürfnisse durch sie produziert, die den Menschen immer mehr sich selbst entfremden, ent-individualisieren und eine „euphoria in unhappiness“ zur Folge haben:

„Most of the prevailing needs to relax, to have fun, to behave and consume in accordance with the advertisements, to love and hate with others love and hate, belong to this category of false needs“ (Marcuse: 5).

Durch diesen Prozess geht der natürliche Vorgang der Verinnerlichung des äußerlich Wahrgenommenen, die Introjektion, zunehmend verloren, der Mensch wird eindimensional und identifiziert sich abstandslos mit dem von außen Angebotenen.

Ich möchte diesen Begriff der Introjektion deshalb genauer betrachten, weil er wichtig ist auf dem mystischen „Weg nach innen“ – er ist sozusagen der Anfang dieses Weges. Der Boom der Esoterik zeigt sehr deutlich, dass es eine Sehnsucht nach diesem Weg gibt, der aber gleichzeitig durch direkte Identifikation verhindert wird. Um das Ich loszu-

lassen und, wie Novalis sagt, ein höheres Selbst zu bilden, muss dieses Ich erst einmal hergestellt werden. Denn sonst wird nicht etwas losgelassen, zu dem man bereichert zurückkehrt, sondern man identifiziert sich, wie vorher mit neuen Haarwaschmitteln zur Herstellung von Glück und Gesundheit nun mit transzendentaler Meditation, Reiki, Tai Chi oder anderen Methoden, die alleinseligmachend angewandt werden ohne einen Zwischenschritt der Reflexion. Wenn Denken nach Sartre immer Denken in Situation ist, so wird situationslos und fundamentalistisch ein alleinseligmachender Weg für alle erklärt, weil die individuelle Situation höchstens noch mit psychokratischen Kategorien einem Muster zugeordnet wird. Die rezeptartigen Anweisungen aus der sogenannten „Eso-Szene“ ähneln denn auch zunehmend denen der Werbung, die mit den „du darfst“-Anweisungen eine autoritäre Persönlichkeitsstruktur anspricht und voraussetzt.

Ich will nicht selbst pauschalisierend argumentieren und sehe, dass es innerhalb der modernen Esoterik Differenzierteres gibt, als was auf Esoterik-Messen inzwischen feilgeboten wird. Ich will nur auf eine Tendenz aufmerksam machen, die den mystischen Weg durch trivialisierende Rezeptanweisungen in Gefahr ist zu diskreditieren.

Die Konsumgesellschaft, die nicht wirklich eine Spaßgesellschaft ist, sondern mit dem, was Marcuse „repressive satisfaction“ (7) nennt, jene stressgeplagte „euphoria in unhappiness“ (5) herstellt, die die Menschen dauernd in Atem und Kaufwahn hält, um um Gottes Willen nicht das zu versäumen, was in ist. Introjektion, sagt Marcuse,

„suggests a variety of relatively spontaneous processes, by which a self (Ego) transposes the ‚outer‘ into the ‚inner‘. Thus introjection implies the existence of an inner dimension distinguished from and even antagonistic to the external exigencies – an individual consciousness *apart from* public opinion and behaviour. The idea of ‚inner freedom‘ here has its reality: it designates the private space in which one may become and remain ‚himself‘.

Today this private space has been invaded and whittled down by technological reality ... The result is, not adjustment, but *mimesis*: an immediate identification of the individual with his *society* and, through it, with the society as a whole“ (Marcuse: 10).

Wenn, wie Marcuse sagt, das Wechselspiel von Wahrnehmung, äußeren Impulsen und reflexiver Verwandlung ins Innere grundsätzlich gestört ist, so haben wir es mit einer Persönlichkeitsstruktur zu tun, die grundsätzlich zur direkten Identifikation bereit, also direkt manipulierbar ist. Angesichts dieser Situation, die sich inzwischen in einer aggressiven amerikanischen Außenpolitik – die ohne diese Manipulierbarkeit des eindimensionalen Menschen nicht realisierbar wäre – zu einer für alle lebensgefährlichen Lage gesteigert hat, bekommt das Nachdenken über den Weg *nach innen*, dem Ausgangspunkt mystischer Erfahrung, eine politische Dimension. In welcher Weise diese Dimension im Keim schon immer mit ihm verbunden ist, zeigen nicht erst in der Moderne mystische Anarchisten wie Gustav Landauer oder Simone Weill, es zeigt dies auch die Tatsache, dass die meisten Mystiker in Wahrheit politisch und nicht „religiös“ verfolgt wurden, denn die Kirche maßte sich politische Vorrechte an, die sie im Laufe der Zeit eingebüßt hat – in einer Situation, wo es ausnahmsweise einmal anders herum lief: Die Reden des Papstes gegen den Irak-Krieg waren genau besehen wirkungslos.

Der Weg mystischer Innenschau wird – zusammengefasst – von zwei Seiten äußerlich gefährdet: Von der totalitären Tendenz der Gesellschaft, den Einzelnen zur direkten Identifikation mit gesellschaftlichen Zielen direkt und indirekt (medial) zu verführen. Diese Ziele sind inzwischen reduzierbar auf den reibungslosen Funktionsablauf einer brutal profitorientierten Gesellschaft. Die zweite, subtilere und darum auf der Initiationsfahrt gefährlichere Tendenz ist die: den Weg einer notwendigen Krisis vor der Katharsis abzukürzen durch konsumorientierte esoterische Rezepte, die letztlich dem ersten Ziel – dem reibungslosen Funktionsablauf – wiederum untergeordnet werden: „Nach dem creativity training und der anschließenden Meditation bin ich topfit und mein Chef ist sehr zufrieden mit mir.“

Herbert Marcuses *One Dimensional Man* war ein Kultbuch der deutschen Studentenbewegung, des Pariser Mai '68 und wurde auch auf dem amerikanischen Campus von San Diego bis New York begeistert gelesen. Es hatte neben der sogenannten roten Bibel von Mao die höchste Auflagenziffer im Sommer '68. Dagegen wurde Heidegger von

Adorno im *Jargon der Eigentlichkeit* als reaktionärer Ontologe und Faschist abgetan, so dass er in diesen Kreisen kaum rezipiert wurde. Herbert Marcuse war Heideggerschüler und seine Kritik an der totalitären Gesellschaft ist fraglos ohne Heideggers Denken über die Seinsvergessenheit, das *Man* und das Gestell nicht vorstellbar. Im Grunde hat Marcuse die Kritik des *Man* und des *Geredes* in soziologischer Metaphorik aktualisiert. Seltsame Wege gehen Bücher. Weshalb ist Marcuses *Eindimensionaler Mensch* zum Kultbuch geworden? Es muss ja wohl einen anderen als den „Eindimensionalen Menschen“ angesprochen haben. Wie war dieser beschaffen? Ich habe ihn ein Jahrzehnt später im Rückblick als *Neuen Charakter* beschrieben. Das ist inzwischen über zwei Jahrzehnte her (1979). Dieser Neue Charakter ließ sich nicht mehr als jene „autoritäre“ Persönlichkeit beschreiben, die als Struktur, gesteigert um die Macht der Medien und die Unterwerfung unter einen hochautomatisierten Arbeitsprozess, zum Eindimensionalen Menschen führte. Marcuses Beschreibung geht nicht zufällig ein Buch voraus, das aus derselben sogenannten *Frankfurter Schule* stammt, nämlich Adornos „Authoritarian Personality“, ebenfalls in der amerikanischen Emigration entstanden angesichts amerikanischer Verhältnisse.

Die autoritäre Persönlichkeitsstruktur wurde von Adorno und seinen Mitarbeitern in akribischer empirischer Sozialforschung erarbeitet, einer Arbeit, die zurückgeht auf die Frage: Wie konnte der Faschismus zu einer solchen Massenbewegung werden? Dies lässt sich mit dem reinen Instrumentarium marxistisch inspirierter, ökonomisch fundierter Kritik nicht mehr beschreiben. Der „Faschismus als höchstes Stadium des Imperialismus“ – das war eine nicht falsche, aber ergänzungsbedürftige Aussage.

Ergänzungsbedürftig war ebenfalls die Aussage, es handle sich hier um ein europäisches, spezifisch deutsches Phänomen der Autoritätshörigkeit unter einem Kaiser, der überging in eine Autoritätshörigkeit unter einem Diktator. Diesen Typ hat Heinrich Mann in seinem Roman *Der Untertan* treffend beschrieben. Ihm wurde aus dem demokratischen Amerika eine liberale, „demokratische“ Persönlichkeitsstruktur entgegengesetzt. Aus dieser Entgegensetzung entstand nach dem Sieg der Alliierten das Pathos der „re-education“. Der heutige Präsident ist immer

noch von diesem Pathos erfüllt, wenn er sagt, der Irak (und danach Syrien und der Iran und und) würden, wie einst Deutschland und Japan, mit dem Segen des demokratischen American Way of Life gesegnet werden. Dem missionarischen Pathos des strenggläubigen Präsidenten aus puritanischer Tradition korrespondiert ein menschenverachtendes, kriminelles Profitstreben, das durch das Pathos verhüllt wird. Max Weber hat diese Variante einer protestantischen (zum Pietistischen gesteigerte) Charakterstruktur mit den Mechanismen der kapitalistischen Wirtschaft in Zusammenhang gebracht – dies ist bei ihm nachzulesen.

Im Umkreis der Frankfurter Schule haben die deutsch-jüdischen emigrierten Autoren Max Horkheimer, Th.W. Adorno, H. Marcuse, Erich Fromm und andere sich zusammengetan zu dem Projekt „Autorität und Familie“, um nachzuweisen, dass die den Faschismus ermöglichende Charakterstruktur nicht spezifisch europäisch sei, im Gegenteil, sich mit dem demokratischen Schein einer in Wahrheit totalitären Gesellschaft wie der amerikanischen gleichsam in Reinkultur finde. In ihr wird der äußere Terror – auf den nur zurückgegriffen wird, wenn der Widerstand die Alibifunktion *repressiver Toleranz* (H. Marcuse) überschreitet – überflüssig. Jeder wird sein eigener und des anderen Polizist, weil er ohne „Introjektion“ sich mit den Gesellschaftszielen der industriellen Leistungsgesellschaft direkt identifiziert und sie ständig – auch gegen eigene Gefühlsregungen – nach außen verteidigt.

Das extreme ingroup-outgroup Verhalten („Wir verkörpern das Gute, die anderen das Böse“) ist ein charakteristischer Zug dieser Persönlichkeitsstruktur, die alle individuelle Differenzierung zugunsten einer Schwarz-Weiß-Sicht liquidiert hat. Das lässt sich auch wörtlich verstehen: Der extreme Rassismus dieses eindimensionalen Menschen wird nur dadurch „demokratisch“ verdeckt, dass die unter ihm leidenden Schwarzen in einer, psychologisch gesprochen, „Identifikation mit dem Aggressor“ (das Phänomen lässt sich auch in Israel beobachten) eine Überlebensstrategie entwickeln, die sie manchmal bis in die obersten Ränge am großen Kuchen teilhaben lässt.

Inzwischen hatte sich aber, als Reaktion auf diese extreme Ausformung, gleichsam subversiv eine neue Persönlichkeitsstruktur entwickelt, die speziell in Amerika die Mechanismen des Kapitalismus durch die Entwicklung zu einer Konsumgesellschaft selbst hervorgebracht hatte: Die latente Überproduktionskrise wurde mit einem riesigen Werbeapparat kompensiert, so dass der asketisch-pietistische Zug dieser Persönlichkeitsstruktur abgelöst wurde von einem konsumorientierten, genussfreudigeren Menschentyp, der schließlich aufbegehrte gegen den Stress eines ständigen rigiden Geldverdienen-Müssens um sich diesen Genuss zu leisten. Es wurden Genussmöglichkeiten außerhalb der Käuflichkeit entdeckt – die naturmystische Tradition Amerikas (Emerson, Thoreau, Walt Whitman) lebte auf. Sie ist verbunden mit Vorstellungen einer nicht mehr durch gesellschaftliche Institutionen abgeseigneten freien Liebe, mit Möglichkeiten eines friedlichen Zusammenlebens, das die outgroup nicht mehr als das Böse verteufelt, sondern die krankmachende Struktur einer hochindustriellen Leistungsgesellschaft verantwortlich macht für Phänomene des Rassismus und der faschistoiden Reaktion auf Minderheiten. Zu dieser krankmachenden Struktur gehörte die sexuelle Unterdrückung, die als Aggression nach außen sich entlud und deshalb für Kriege gut manipuliert werden konnte. Der Slogan *Make Love Not War* aus der frühen Hippie-Bewegung spricht dies aus. Dazu kam die *Drogenkultur*, die sich nicht, wie heute zum Großteil, in den Händen einer mächtigen (in Amerika nachgewiesenen) mit der Regierung arbeitenden Drogenmafia befand. Die Antidrogenkampagnen in Amerika werden von der Drogenmafia, das ist bekannt, teilweise unter erpresserischem Druck forciert: denn würden die „leichten“ Drogen (Haschisch, Marihuana) freigegeben und nicht mehr in kriminellen Akten mit den „harten“ (Heroin etc) vermischt, so käme die Drogenmafia um ihre Milliardenverdienste – das „Gras“ könnte billig angebaut werden, wie es damals in den Hippiekommunen geschah.

Was hat das alles mit Mystik und Dichtung zu tun? Schweife ich nicht zu weit vom Thema ab? Lesen Sie, um den Zusammenhang herzustellen, das damals berühmte Kultbuch *The doors of perception – Die Pforten der Wahrnehmung* von Aldous Huxley, von dem auch die Negativ-Utopie *Brave New World* stammt. Dazu kamen Anfang der siebziger Jahre mit dem neuen Blick auf sogenannte „primitive Gesellschaf-

ten“ – Levi Strauss' *Traurige Tropen* erlebten eine hohe Auflage – die Einsicht, dass unter dem Einfluss bewusstseinsweiternder Drogen unser Wahrnehmungsautomatismus – Kennzeichen einer auf Nützlichkeit reduzierten, zielorientierten Wahrnehmung – sich auflösen ließ und zu einer archaischen einheitlichen Wahrnehmungsweise zurückgekehrt werden konnte. *Die Lehren des Don Juan* von Carlos Castaneda wurden ebenfalls begierig rezipiert. Die Kombination aus neuer Musik, bewusstseinsweiternder Drogen und Naturmystik wurde für die an der Leistungsorientierung festhaltenden „Normalen“ langsam gefährlich. Denn dazu kam jetzt eine Rebellion gegen ihre Ideale der Leistung, Nützlichkeit, Arbeitsamkeit und gegen die sie vertretenden Instanzen von Familie, Staat und Kirche.

Es entstand eine Verbindung aus Mystik und Rebellion, die sich allerdings sehr bald wieder spaltete in die „sozial engagierten“ und die „Aussteiger“. Die einen wurden dogmatische Ideologiekritiker, die anderen entpolitisierten sich – ihre Nachfahren finden wir in den heutigen Esoterikkreisen. Die Ideologiekritiker dagegen wurden zum Teil von Gewerkschaften und politischen Parteien absorbiert und einige, die sich nicht „spalten“ ließen, wurden als soziale Randerscheinungen belächelt. Die Aussteiger dogmatisierten sich ebenfalls zu den „Ökos“ oder zu den „Esos“, wobei beide Varianten sich eben durch jenes missionarische Pathos und ein in-out-group-Verhalten kennzeichneten, das sie einst bekämpft hatten. Ich möchte einen Rückblick auf die kurze Zeit der noch ungespaltenen Gruppen werfen, die künstlerisch, kritisch und lebendig waren, ohne sich für esoterische, ökologische oder politische Rezepturen alleinseligmachender Glückseligkeit instrumentalisieren zu lassen.

Ich finde in dieser Zeit erstaunliche Analogien zu den die Mystik charakterisierenden Momenten. Da ist einmal die *Auflösung einer trennenden analytischen Anschauung* zugunsten einer „archaischen“ einheitlichen Wahrnehmungsweise, wie sie aus „Initiationsreisen“ bekannt ist. Die Erfahrung einer solchen neu-archaischen Wahrnehmungsweise, gesteigert durch Musik, bewusstseinsweiternde Drogen und freie Liebe, schwankte zwischen der Angst vor Identitätsverlust und der Euphorie einer kosmischen Identitätserweiterung. Das *Fahren* (der trip, die Rei-

se, der Flug) wurde – wie in alten Zeiten – mit den *Gefahren* verbunden erlebt. Die Räuber und wilden Tiere hatten sich allerdings modernisiert zu den Monstern der süchtig machenden Konsumgesellschaft. Dank des die Technokratie ermöglichenden Fortschrittsglaubens gab es keinen aus der Tradition und mythischen Verwurzelung gewachsenen Kulturgrund mehr, in den diese Er-Fahrungen eingebunden werden konnten. Die offiziellen religiösen Institutionen von Kirchen oder Sekten waren als Instrumente der Herrschaft zur Manipulation des Arbeitstiers Mensch durchschaut und abgelehnt worden. Von den eigenen Wurzeln einer aus mystischer Tradition gewachsenen Bildung war man abgeschnitten. Der Blick in jenen einst von der Romantik als Metapher der Poesie gepriesenen Orient wurde paradoxerweise naheliegender als die Wurzeln der eigenen Kultur. Nach der Romantik gab es am Beginn des 19. Jahrhunderts eine neue Orientbegeisterung. Rabindranath Tagore, Sri Aurobindo und andere Weise aus dem Osten befruchteten Autoren wie Waldemar Bonsels, dessen *Biene Maja* im Jahre 1925 die 580. Auflage erlebte und heute als Comicfigur bekannt ist. Seine *Indienfahrt* aber ist so gut wie vergessen, während Hermann Hesses Indienorientierung noch in dem Band *Steppenwolf* ein existentialistisches Pathos nacherlebt. Klafund und andere Dichter hatten die chinesische und japanische Lyrik populär gemacht sowie Goethe durch seinen West-Östlichen Diwan die persische-mystische Lyrik (Hafis/Rumi). Aber bei all diesen Autoren des 19. und frühen 20. Jahrhunderts gab es den Vorgang einer Anverwandlung auf organische Weise.

Was in den späten siebziger Jahren nach dem durch die Dogmatisierung verursachten Ende der Studentenbewegung von Frankfurt über Paris bis San Diego passierte, war eine mit dem Eigenen kaum mehr vermittelte Adaption des „östlichen Weges“ bei denen, die mit dem politischen Osten und seinen stalinistischen Tendenzen nichts mehr zu tun haben wollten. Aber bevor dies passierte – gegenwärtig werden ja in Esoterik-Kreisen auch die eigenen Wurzeln wieder entdeckt und Bücher über Runen und Druidenkulte kommen in Mode – möchte ich bei der kurzen fröhlichen Entdeckung eines unentfremdeten Zugangs zur eigenen Kreativität und der mit ihr verbundenen Rückkehr zu mystischen Quellen verweilen. Zu dieser Rückkehr gehörte auch eine Neuentdeckung des als irrational, nationalistisch bis faschistoid geltenden

Denkers Nietzsche und seiner Hervorhebung des identitätsauflösenden Dionysischen. Dieses Dionysische wurde von Musikern wie Jim Morrison ins eigene Schaffen aufgenommen. Der sanften Flower-Power-Bewegung der frühen sechziger Jahre folgte nun in der Rockmusik – parallel zur Studentenbewegung und diese begleitend – die dionysische Vision eines Untergangs der alten Welt der Fischeperiode mit apokalyptischen Zerstörungen und lebensbedrohendem Chaos und das Heraufkommen einer neuen Welt des in astrologischen Metaphern beschriebenen *Wassermannzeitalters*. Fergusons Buch *Die sanfte Verschwörung* beschrieb dieses Heraufkommen als eine subversive Vernetzung all jener Kräfte, die gegen Krieg, entfremdete Arbeit und den „Konsumterror“ der spätkapitalistischen Leistungsgesellschaft eine friedliche Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern schon im Hier und Jetzt zu antizipieren versuchten. Die Rockmusik thematisierte dagegen mehr die Krisis, die solcher Katharsis voranging in Metaphern der biblischen Offenbarung des Johannes, der dionysischen Auflösung des principium individuationis aus Nietzsches Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik und aus Zitaten antiker mythischer Ereignisse, die auf den Tod der alten und die durch die Initiation in den eleusinischen Mysterien entstehende neue Identität anspielten. Tod und Auferstehung des Dionysos als mystisches Ereignis wurde mit dem Untergang des vergangenen Zeitalters (in dem die „Normalen“ noch lebten) mit Chaos und Zerstörung und dem gegenwärtigen „Frühlingspunkt“ des neuen Zeitalters assoziiert.

Susanne Brinkmann schreibt dazu in ihrer Abhandlung „Die Gestalten des Todes im Licht des Dionysischen“ (unveröffentlichtes MS):

„Die Auseinandersetzung mit dem Tod, nicht nur in seiner individuellen Form, sondern auch als Zerstörung der Natur und der menschlichen Lebensbedingungen durch die Errungenschaften des *homo sapiens* selbst, rückt nach dem Ende der Flower-Power-Bewegung der 60er-Jahre immer deutlicher in den Mittelpunkt der Rockmusiktexte, was sich schon an der Wahl der Gruppennamen und Songtitel erkennen lässt. Die englische Gruppe Strawbs veröffentlichte z. B. 1971 eine LP mit dem Titel *Grave New World*, anspielend auf Huxleys Zukunftsroman *Brave New World*. Das erste Album von Genesis erschien unter dem Titel *From Genesis to Revelation* und enthält Texte, die das Chaos vor der

Schöpfung beschreiben, das eine *Newborn World* hervorbringt, die sich vor den Augen dessen offenbart, der sich auf den Weg nach innen begibt (*Look inside your mind*).“

Dieser mystische *Blick nach innen* – nicht zufällig heißt eine Band *Novalis* – folgt aus der eingangs erwähnten Auflösung der analytisch-zielgerichteten Wahrnehmung. Wenn wir nicht mehr absorbiert sind von einem zielgerichteten Blick auf den zu bearbeitenden oder zu beschreibenden Gegenstand, so können wir uns in ihn vertiefen, ihn verinnerlichen, und, ins Innere genommen, ihn im Inneren entdecken. Die *Subjekt-Objekt-Auflösung* als drittes mystisches Phänomen verbindet sich ebenfalls mit der musikalischen, mit Drogen experimentierenden Subkultur der 70er-Jahre. Neue *Pforten der Wahrnehmung* werden viertens auf diesem Weg, diesen trips, dieser Fahrt durchschritten.

Und fünftens *steht dabei die Zeit still*, vergrößert sich zum *hic et nunc* einer Allgegenwart, in welcher der Erlebende ganz Wahrnehmung wird. Er *stirbt* dabei (sechstens) für die normal ablaufende Zeit, denn er befindet sich außerhalb der das menschliche Dasein konstituierenden a priori von Zeit, Raum und Kausallogik. Dieses Sterben der alten Identität und die Geburt zu einem anderen Leben in *dieser* Welt mit neuen Wahrnehmungs- und Verhaltensformen wird in mystischen Schriften als Weg der Initiation beschrieben. Tod und Geburt gehören zu diesem Weg – die Auflösung der alten Strukturen nämlich wird wie ein Tod erfahren. Auf dem Fluss der Vergessenheit, Lethe, erfahren wir eine Auslöschung und setzen über an ein neues Ufer. Dies wird in der Übersetzungsarbeit an der Sprache, mit der diese Fahrt und ihre Ge-Fahren nochmals in dichterische Bilder gefasst werden, oft mühsam buchstabiert, weil Ort und Zeit nur märchenhaft verfremdet bezeichnet werden können. Über der Insel der Kirke stand die Sonne immer senkrecht, so dass Odysseus sich nicht mehr nach Osten und Westen orientieren konnte. Die Unterweltsgöttin Kirke (eine andere Erscheinungsform der in einer Höhle wohnenden Kalypso) tritt als Hierophantin dem Myster Odysseus gegenüber. Sie empfängt ihn mit den für eine Mystikerin charakteristischen Worten: „Ihr, die Ihr zweimal sterben werdet, wo andere Menschen nur einmal sterben“.

Die Fahrten und Gefahren des Odysseus lassen sich als Weg der Initiation lesen wie die Fahrt des Parmenides (in seinem *Lehrgedicht* beschrieben), wie die Heimsuchung christlicher Mystiker und die Liebeseinweihungen mittelalterlicher Troubadoure. Goethes „Stirb und werde“ ist als dieser Weg zu verstehen, auf der seine ganze von Spinoza und Giordano Bruno inspirierte Metamorphosenlehre aufbaut. Entscheidend für diesen Weg, in dem die Zeit stillzustehen scheint, ist das Sich-Zeit-Nehmen. Das scheint immer schwieriger. Die zunehmende *Bürokratisierung* des Daseins raubt dem Menschen unnötig Zeit, die sowieso schon durch zusätzliche Aktivitäten außerhalb der meist entfremdeten Arbeitszeit zerstückelt wird. Die „Freizeitkultur“, in der die Profitmaximierer immer neue Absatzmärkte entdecken, suggeriert nach bestimmten Rezepten Glück, Gesundheit und Verlängerung der Jugend. Die Jugendlichen sind von Kindheit an mit Gameboys und Computerspielen daran gewöhnt, ihre Kombinatorik auf Kosten ihrer Phantasiefähigkeit auszubilden. Eine kostenintensive Dauerkommunikation über das Mobilfunknetz hält sie davon ab, zu sich selbst zu kommen, den Weg nach innen zu gehen. Susanne Brinkmann schreibt dazu:

„Die heranwachsende Generation, die Kinder der Yuppies ..., haben keine Zeit mehr für ausgedehnte Bewußtseinsreisen, Indientrips oder spirituelle Erfahrungen. Sie bevorzugen chemische Glückspillen wie Ecstasy, die nicht die Abgründe der Seele und die Dimensionen des Unbewußten erschließen; die ‚Pforten der Wahrnehmung‘ ... bleiben davon unberührt. Die unbändige Gier nach Leben schließt die Erfahrung des Todes aus und findet so nur noch einen dumpfen Widerhall im Bestehenden. Monotone, stampfende Rhythmen wiederholen den zwingenden Zeittakt der Maschinen, dem Gesetz der Produktion unterworfen noch in der sogenannten Freizeit ...“

Vielleicht ist diese Situation schon im Übergang zu einer neuen in diesem neuen Jahrtausend begriffen. Vielleicht lässt sich mit Bob Dylan doch wieder sagen: „The times, they are changing“. „Die Erkenntnisaktivität der schönen Seele“ wird sich von der Phantasie doch immer wieder zu neuen Wahrnehmungsmöglichkeiten leiten lassen und den Weg nach innen entdecken. Immer wieder wird es Menschen geben, die sich nicht für Geld interessieren, sondern die sich für die eigene Selbstverwirklichung auf den mystisch-schöpferischen Weg begeben, Menschen,

die wie Schwitters den *Kommerz* nur noch als Material eigener kreativer Realisation zum *Merz* Werk machen und das Leben selbst als ein Kunstwerk betrachten. Ohne diesen Weg nach innen gibt es weder Mystik noch Dichtung noch überhaupt Kunst. Aber Mystikern, Denkern, Dichtern ist deutlich, dass die Sehnsucht nach dem kosmischen Zusammenklang bleibt, weil sie nur als Empfindung, aber niemals als objektivierbares Produkt realisierbar ist. Der Anfang in himmlische Höhen ist möglich – aber im Abstieg wird davon nur fragmentarisch und in Andeutungen dieses Höhererlebnis beschworen werden können. Die Blüte, sagt Novalis, ist der Himmel. Was davon fassbar ist, bleibt Blütenstaub. Aber es ist dem empfangsbereiten Leser möglich, sich von den wunderschönen Blütenstaubfragmenten des Novalis ins Weiterdenken zu heben in vorher nicht gekannte Höhen. „Die Vollkommenheit“, bemerkte Schwitters 1926 (im Merzbuch I), „ist uns Menschen unerreichbar“ – das gilt für den Künstler, Denker, Dichter, Mystiker.

Literatur

- Bingen, H. v.: Im Feuer der Taube. Die Briefe. Übers. u. hsg. v. Walburga Storch OSB, Augsburg 1997
- Brinkmann, S.: Die Gestalten des Todes im Licht des Dionysischen (unveröff. Manuskript, Hannover 1998)
- Bruno, G.: Ausgewählt und vorgestellt v. Elisabeth v. Samsonow, Reihe Philosophie Jetzt! Hsg. P. Sloterdijk, München 1995
- Ders.: Über das Unendliche, das Universum und die Welten, Hsg. u. übers. v. Christiane Schultz, Stuttgart 1994
- Dischner, G.: Der Neue Charakter – Rebell gegen die Tauschgesellschaft? In „L'invitation au voyage“ Zu Alfred Sohn – Rethel, Bremen 1979
- Emerson, R.W.: Selected Prose and Poetry, ed. v. R. Cook, San Francisco 1969
- Grimm, J. u. W.: Deutsches Wörterbuch, bearb. v. A. Hübner u. H. Neumann (Leipzig 1935), München 1984
- Heidegger, M.: Der Satz vom Grund, Pfullingen 1957
- Landauer, G.: Revolution, Berlin 1974
- Marcuse, H.: One Dimensional Man. Studies in the Ideology of Advanced Industrial Society, Boston 1964
- Nietzsche, F.: Werke in drei Bänden, hsg. Karl Schlechta, München 1965
- Novalis: Werke, Tagebücher und Briefe Fr. v. Hardenbergs, Hsg. v. H.-J. Mähl und R. Samuel, Darmstadt 1999
- Sartre, J.P.: Wahrheit und Existenz, in: Ges. Werke in Einzelausgaben. In Zus.-arbeit mit dem Autor und Arlette Elkaim Sartre, begründet von Traugott König, hsg. v. V. v. Wroblensky, deutsch von H. Schöneberg u. V. v. Wroblensky, Reinbek 1996
- Schopenhauer, A.: Werke in fünf Bänden, nach der Ausg. letzter Hand, hsg. L. Lütkehaus, Zürich 1988

Gabriele Geiger

PERSEIDENSCHWARM

Es war ein Überfall.

*1993 – spontane Fahrt nach Wien.
Wohnen in einem feuchten Haus,
dunkel furnierte Möbel,
Dreizehnter Bezirk.*

*Draußen Hitze, wie seit Jahren nicht.
Die Stadt eine neue Geliebte,
Erobert auf dem Fahrrad.*

Wie es mir gelang, Rolf Schwendter alias Rudolf Scheßwendter im Telefonbuch zu finden – es gab damals noch Telefonbücher in öffentlichen Zellen! –, gar ihn a n s T e l e f o n z u l o c k e n – ich weiß es heute nicht mehr. Er lud mich in die Hasnerstrasse ein.

*Ottakring.
Das Stiegenhaus knarrte.
Zwei Türen, verriegelt, verrammelt.
Eine nur zögernd geöffnet.*

*Mensch Rolf,
Zwischen Papieren und Gerstensuppe.
Gespräch über Mütter.*

Das Beisl dann hatte was, weil es wenig hatte. Zwei alternde Akteure, in jahrelang gespielten Rollen das weitere Publikum unterhaltend. Ein vorzügliches Gulasch – es war doch Gulasch? –, das meinen Hunger eher besänftigte als Gerstensuppe.

Alljährlich Mitte August durchquert die Erde den Strom von Trümmern, die der Komet Swift-Tuttle hinter sich herzieht. Am 12. Dezember 1992 hatte er auf seiner Umlaufbahn um die Sonne den sonnennächsten Punkt seit den 60er-Jahren des 19. Jahrhunderts erreicht. Durch Verdampfung entstand eine neue Wolke von Sternenstaub, die für den Sommer des Folgejahres einen besonders spektakulären Meteoritenschauer verhiieß.

„Magst du Sternderl gucken?“ fragte ich Rolf, und nicht ahnend, was sein armes Herz würde aushalten müssen, nickte er.

*Ein R4 Kasten mit Beifahrer-Notsitz,
auch die Gurte nicht entworfen für
undogmatische Gastrosophen.
Der lange Weg zum Hermannskogel.*

*Und ungeahnt die Massen,
Blechlawine bergauf,
den Wünschen näher.*

Auf der Höhenstraße, grad oberhalb von Neuwaldegg, schere ich aus der Kolonne aus und wende. Ich meine zu hören, wie Rolfs Herzschlag aussetzt. Aber Sternschnuppen gehören uns immer allein, in der Meute vergeht mir das Wünschen, nicht wahr? Und wäre uns das Wünschen je dringlicher gewesen?

Auf einer nassen dunklen Wiese, Rücken an Bauch mit bald steifem Genick haben wir Meteoriten gezählt und gewünscht. Der dramatische Schnuppenregen blieb aus zu dieser frühen Stunde, doch wir sind abergläubisch und bescheiden – nicht die Menge zählt.

Rolfs Wünsche kenne ich nicht. Meine wurden erfüllt. Aber den Launen der Götter ist nicht zu trauen, ihr Sternengeschenk zerrann gar zu bald. Ich hoffe, Rolf, das dir zuteil gewordene hat Bestand.

Harthold Hammer-Holle

Fragmente einer Begegnung

„Kurze Auseinandersetzung mit K. Popper unter Heranziehung des im Anschluss an Rolf Schwendter gebildeten Begriffs der (erkenntnistheoretischen) Drehpunktanalogie“⁵

I Poppers Methodenlehre

Karl. R. Popper, führender Theoretiker der Methodik des immer unerträglicher werdenden kapitalistischen Weltbilds, bezieht sich einerseits auf die Natur- und andererseits auf die Sozialforschung:

Seine Methode der Falsifikation (= permanente Fehlerkorrektur) von Naturgesetzen besagt, dass bei allgemeinen empirischen Aussagen nur deren eventuelle Unwahrheit letztgültig bewiesen werden kann, nicht aber ihre positive Wahrheit. Er schreibt: „Die Methode der Wissenschaft ist die Methode der kühnen Vermutungen und der sinnreichen und ernsthaften Versuche, sie zu widerlegen.“ (Erkenntnis, 95) Die „oft phantastisch kühnen Antizipationen der Wissenschaft werden klar und nüchtern kontrolliert durch methodische Nachprüfungen.“ (Forschung, 223) Popper bekämpft den „Essentialismus“, womit er ein Denken meint, das ein selber nicht mehr hinterfragbares Wesen oder Natur eines Dinges behauptet, statt Probleme der Argumente zu liefern, die wahr oder falsch sein können, d. h., die kontingent (= zufällig, nur begrenzt gültig) sind.

Seine Methode der Sozialtechnik für Verhaltensnormen besagt, dass nur die „rationale“ Herrschaft von sozialen Institutionen sichergestellt werden kann, nicht aber eine Vorhersage der sozialen Entwicklung. Er schreibt: „[...] ich behaupte, dass kein Gefühl, nicht einmal die Liebe, die Herrschaft von Institutionen ersetzen kann, die von der Vernunft kontrolliert werden.“ (Propheten, 291) „Schließlich ist der Rationalismus [...] mit der Erkenntnis der Notwendigkeit *sozialer Institutionen*

⁵ Textauszüge aus: Mutter Erde steht auf dem Spiel. Textreihe für die Gruppe MEKKA. II 1 Denk- und Erkenntnismethoden der Weltbilder: Experimentelle Analogie und essayistische Tetradike. (Lesungsskript für das OW e.V., Uni Kassel, WS 2003/04; Selbstverlag)

verbunden, die [...] die Freiheit des Menschen schützen.“ (a. a. O.,294) Popper bekämpft die „Geschichtsprophetie“, womit er ein Denken mit der eigenen Rasse (Faschismus) oder Klasse (Kommunismus) meint, das die Ratiokratie (= Herrschaft der Vernunft) mittels tieferliegender Gefühle unterläuft. Dieses Denken, das Popper aus dem Verlust der Stammeswirklichkeit abzuleiten versucht, halte dem Kapitalismus die Notwendigkeit von Planung und Totalität vor, statt sich selbst eine Methodik der „Wahrsagerei“ einzugestehen.

II Poppers zentrale Analogie

Popper vergleicht sozialinstitutionelle mit maschinentechnischer Herrschaftssicherung. Er schreibt: „Unter soziologischen Gesetzen oder Naturgesetzen des sozialen Lebens verstehe ich nicht so sehr die angeblichen Evolutionsgesetze, an denen Historizisten wie Platon interessiert sind [...] Mir schweben vielmehr Gesetze von der Art vor, wie sie in modernen ökonomischen Theorien [...] formuliert werden. Diese und andere wichtige soziologische Gesetze sind mit den Funktionen sozialer Institutionen verbunden [...] Sie spielen in unserem sozialen Leben eine ähnliche Rolle wie etwa das Hebelgesetz im Bauwesen. Denn ebenso wie Hebel sind Institutionen notwendig, wenn wir etwas erreichen wollen, das unsere Muskelkraft übersteigt. Wie Maschinen vervielfachen auch die Institutionen unsere Macht zum Guten und zum Bösen. Wie Maschinen benötigen auch sie verständige Beaufsichtigung durch Menschen [...].“ (Zauber, 103) Die Maschinenanalogie der Sozialtechnik rechtfertigt angeblich auch, dass das „Kreuz der Zivilisation“ eben getragen werden müsse.

Poppers Programm ist somit das des Zivilisationsfortschritts. Dessen Kehrseite ist aber der Verfall und die Auflösung von Verwandtschaft: Von der Allverwandtschaft der Wesen und Dinge im Urmatriarchat sinkt das Niveau ab zunächst über die Paarungs- und Einehe samt Haustier- und Pflanzenzüchtung in Patriarchat und früher Industrie, sowie weiterhin die Kernfamilie und ihre Bruchstücke samt Massenhaus- und Versuchstier- und Pflanzenproduktion bis schließlich zur künstlichen Fortpflanzung (Klonierung, Leihmutterchaft, Gebärmachine) samt genetisch veränderten Lebewesen und Cyborgs. – Indessen ist längst die Gegenbewegung des *Gentilisationsfortschritts* in vollem

Gang; als Aufstieg und Vervollkommnung des Totemismus-Tabuismus: Von der Erklärung einzelner Organe und Details zu Tabus und Totems wie Knochen, Zähnen, etc. weitet er sich aus über die Erklärung von Einzelwesen und -dingen zu Tabus und Totems wie dem Bären, dem Panther, etc. und weiter natürlichen und sozialen Supersystemen wie Naturschutzgebieten und Stammesvölkerreservaten bis zum Tabu und Totem Biosphäre = Mutter Erde. Mit der Gefährdung durch die Sozialtechnik wächst die Rettung durch die Naturerotik!

III Poppers Stammesfeindlichkeit

Der späte Popper bekämpft einen Kreationismus (= Gottesschöpfungsdenken), wie ihn Stammeskulturen vertreten. Er sagt: „Wir lernen etwas über unsere Umwelt nicht dadurch, dass wir uns von ihr belehren lassen, sondern indem wir von ihr herausgefordert werden [...] und wir lernen durch Ausschaltung unserer erfolglosen Reaktionen [...]“ (Erkenntnis, 294), „unsere Erkenntnis besteht zu jedem Zeitpunkt aus denjenigen Hypothesen, die ihre (relative) Tüchtigkeit [...] gezeigt haben [...] in [...] einem Konkurrenzkampf, der die untüchtigen Hypothesen ausmerzt.“ (a. a. O., 288) D. h., Popper gibt Erkenntnis als Besitz von Hypothesen im Kampf um Herrschaft der Gesellschaft über die Natur aus. Entfremdung und Zerstörung von Natur erkennt er nicht als Gefahr für das Leben. Insofern diese aber durch Herrschaft hervorgebracht werden, endet Poppers Selektionsgesetz der Hypothesen zwangsläufig mit einem künstlichen unfruchtbaren Planeten, d. h. einer kalten und toten Drahtmutter für die Menschheit.

Der frühe Popper bekämpft einen Gentilisationismus (= (Wahl-) Verwandtschaftsdenken), wie er aus der Stammeskultur resultiert. Er sagt: „Platons Ästhetizismus, Holismus und Kollektivismus [...] drückt die Gefühle und Hoffnungen aller Menschen aus, die unter der Last der Zivilisation leiden [...]“ (Zauber, 266) „Diese Last, dieses Unbehagen [...] ist eine Last, die von allen getragen werden muss, die in einer offenen und teilweise abstrakten Gesellschaft leben und die sich bemühen müssen, (emotionale und natürliche Bedürfnisse; H.H.H.) unbefriedigt zu lassen [...]“ (a. a. O., 237). D. h., Popper will mit der Methode der Sozialtechnik die Methode der Naturerotik ausmerzen. Selbstversorgungsökonomie und Selbstenthebungsethnologie erkennt er nicht als

Chance für das Leben. Insofern diese aber aus der Methode der Naturerotik resultieren, erhebt sich Poppers Gesetz der zugemuteten Institutionslast unverfroren gegen die natürlich-lustvolle Erde, d. h. die warme und lebendige Mutter der Menschheit.

IV Poppers Erkenntnishumanum

Popper vertritt also einen evolutionistischen Zivilisationismus. Dieser wird bisher weitgehend getragen vom Establishment des Kapitalismus und von diesem der kompakten Majorität (= Masse der Mehrheit) eingetrichtert. Er setzt sich zusammen aus einem Bündnis von Technokratismus und Ökonomismus als Reduzierer von psychosozialen Problemen auf Technik- und Marktentwicklung, oder, wie R. Schwendter es herausarbeitet, sind „Technokraten und Großaktionäre durch Eigentumsverhältnisse und Privilegierung in den Metropolen eng miteinander verbunden.“ (Schwendter, 112) Schwendter weiter: „Die 1984-Utopie der vollständig vereinzelter Menschmonade stammt ausgerechnet von Popper: ‚Man kann sich eine Gesellschaftsordnung vorstellen, in der sich die Menschen praktisch niemals von Angesicht zu Angesicht sehen, in der alle Geschäfte von isolierten Individuen ausgeführt werden [...] die sich in geschlossenen Kraftfahrzeugen umherbewegen‘ [...] Es gibt kein halbes 1984; es gibt keine halbe Befreiung.“ (bei Schwendter, 124 f.) – so Schwendters Folgerung einer konsequenten Entscheidung.

Was bleibt dann noch übrig als Humanum des Kapitalismus? Es ist der Besitz. Schon die Rassenlehre des Faschismus und die Klassenlehre des Kommunismus betrachtet Popper nur durch die Besitz-Brille: Es gehe beiden um den „Besitz der Erde“. (Zauber, 32 f.) Dem ist aber nicht so: es geht dem einen um Kampf und dem anderen um Arbeit. Poppers Projektion macht an dieser Stelle dagegen deutlich, was sein eigenes unbewusstes Ziel und sein Trieb sind und damit die des gesamten Kapitalismus! Das somit ausgewiesene kapitalistische Humanum, der Besitz als Geostrategie (und Geldmoral), ist der patriarchistisch-kapitalistische Fluch, der einem tragenden Prinzip für die ökosexuale Krise entgegensteht, der es aber auch selber gerade erst notwendig macht. – Mutter Erde hat die menschliche Freiheit, sich für sein richtiges Humanum zu entscheiden, gewagt; es ist unsere Pflicht, d. h. wir sind es

ihr nun schuldig, diese Freiheit dafür einzusetzen, ihr dies zu danken durch die Entscheidung für das allein tragende vierte Humanum der Sorge aus dem Weltbild des Ökofeminismus.

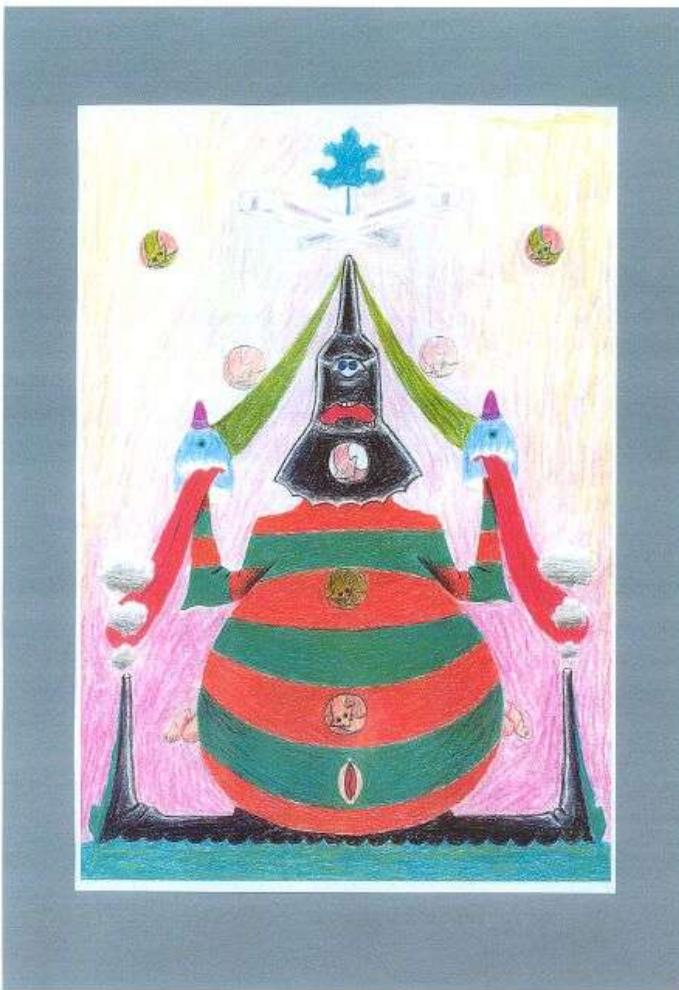
V Experiment Natur-Norm-Parallelismus

Der Mensch macht sich in allen vier Weltbildern selber zum Experiment: Als FaschistIn quält er/sie die Fremdrasse zu Tode (Nazi-VerführerIn). Als KommunistIn quält er/sie die Eigenklasse zum Erfolg (Prolo-ErlöserIn). Als KapitalistIn hegt er/sie eine getötete Erde zur Ware (Zivil-HerrIn). Und als ÖkofeministIn hegt er/sie eine lebendige Erde zur Mutter (Gens-DienerIn). Die Methode des ÖkoSex-Denkens aber besagt, dass Mutter Erde es ist, die durch und für die Menschheit ein Experiment mit sich selber veranstaltet: Wie eine Schamanin ihre Krankheit als Prüfung für ihre Heiltätigkeit auf sich nimmt, sucht Mutter Erde das Bündnis mit dem Homo Sapiens für die Heilung der Krankheit, die dieser ihr selber verursacht.

Drehpunktanalogie des Ökofeminismus ist die zwischen Mutter und Erde, d. h. zwischen Oikos und Sexus, d. h. zwischen Psyche und Physik, und d. h. zwischen Sozialnorm und Naturgesetz als Kernparallelismus und damit echter Physiozentrismus. Parallelität (= Gleichläufigkeit, Vergleichbarkeit) ist hier das Analogieverhältnis. Demgegenüber hat Popper für den Kapitalismus ein unanaloges Verhältnis zwischen Sozialnorm und Naturgesetz behauptet, nämlich eines der Disparität (= Unvereinbarkeit, Ungleichheit). Tatsächlich aber ersetzt er nur die Analogie zwischen Natur/Umwelt und Norm/Geschlecht durch eine zwischen Geist/Technik und Norm/Geschlecht. D. h., er vertritt einen echten Technozentrismus und damit das wirkliche Gegenteil des Physiozentrismus. Faschistische und Kommunistische Drehpunktanalogie behaupten indessen Kontinuitätsverhältnisse zwischen Natur und Norm, d. h., sie wurzeln zwar im Physiozentrismus, münden aber in Technozentrismus ein.

Das weitertragende Humanum ist damit das ökofeministische der Sorge (ame.: caring) der Sorge um unseren Oikos und Sexus angesichts des Verhängnisses von Technik und Psyche, von dem sich Mutter Erdes Selbstexperiment bedroht sieht: der Sorge als Sorgetragen durch Für-,

Vor- und Nachsorge und gegen die falsche Sorglosigkeit im Umgang mit Umwelt und Geschlecht. Aber mehr noch der Gewissheit des Schon-versorgt-Seins durch Mutter Erde selbst: Ohne die sind wir ihren Zerstörern bereits ausgeliefert.



Günter Irle

Die Gruppe als ein Objekt der Bildhauerei

Ein Grenzgang zwischen Gruppentheorie und bildender Kunst

1 Gruppen ohne Körper

Das Thema liegt auf der Grenze zwischen sozialwissenschaftlicher Gruppentheorie und darstellender Kunst. Beide nicht gerade verschwisterten Gebiete bringe ich durch die Frage zusammen, wie Skulpturen aus drei und mehr Figuren zeigen, dass sie eine kleine soziale Gruppe verkörpern oder eine andere soziale Konstellation.

Diese Frage ging aus der Auseinandersetzung mit theoretischen Modellen hervor, die beschreiben und erklären, wie soziale Gruppen ein Bild von sich selbst entwerfen und ein Selbstwertgefühl entwickeln (z. B. Hogg/Terry 2001, Mummendey/Simon 1997). Hat der Umstand, dass einer Gruppe als ganzer ein eigener physischer Körper fehlt, Konsequenzen für die Selbstbildkonstruktion und Identitätsbildung?

Arbeitsgruppen und andere kleine Gruppen aus mindestens drei Personen wie Freizeit-, Sport- oder Therapiegruppen entwickeln nach einiger Zeit ein Bild von sich als Gruppe. Nicht selten sind es mehrere und in der Regel solche, die sich als Ideal- und Realbilder gegenüberstehen und zu Dissonanzerfahrungen Anlass geben. Gruppen haben eine implizite oder artikuliert Vorstellung davon, worin sie sich von anderen Gruppen unterscheiden. Sie sind mit sich und dem was sie tun, unterlassen, leisten oder erleiden, zufrieden oder unzufrieden. In der praktischen Arbeit mit kleinen Gruppen eignen sich Skulpturen- und Aufstellungstechniken, um die Mitgliedern zu unterstützen, gemeinsam ihr Gruppenselbstbild zu rekonstruieren (Königswieser/Exner 1998). Die Parallelen und Differenzen zur bildhauerischen Gestaltung einer Kleingruppe wären ein Thema für sich.

Soziale Gruppen unterscheiden sich in der Art, wie sie Selbstbilder herstellen und Selbstbewertungen erleben durch das Fehlen einer einheitlichen somatischen Basis. Für eine Person ist der Körper eine unverzichtbare wie selbstverständliche Grundlage ihrer Selbstdeutung. Das

individuelle Selbst oder Ich ist körperlich. Untersuchungen zur Bedeutung des Körperbildes für das Selbstverständnis Erwachsener (z. B. Gugutzer 2002) und symbolischer Ausdehnungsmöglichkeit für das eigene Selbst in Räumen (Löw 1994) zeigen dies eindrucksvoll. Vermutlich beruht auch die subjektive Erfahrung von

Konsistenz im Wesentlichen auf der unmittelbar erlebten Konstanz des Körpers. Nur auf dessen Grundlage können die Ich-Bastler aus postmodernen Identitätsphilosophien in den wechselnden Situationen des Alltags ihre Rollenspiele inszenieren (vgl. Hettlage 2000). Vergessen sollte man auch nicht, dass die uns amtlicherseits zugestandene Identität am Gesichtsbild hängt, das uns seiner Individualität wegen als derjenige ausweist, der wir beanspruchen zu sein.

Die aufgezählten Kleingruppen haben keinen physischen Körper, der in seiner funktionellen und organischen Einheit mit dem menschlichen Körper vergleichbar wäre. An dieser Stelle lässt sich ein Einwand anmelden, der die Bedeutung des Körpers für ein Gruppenselbst zu entkräften sucht. Er betrifft die Dimension der inneren mentalen Repräsentation des subjektiven Körpererlebens, das den biologischen Organismus transzendiert. Die aus der Gruppenpsychologie bekannte Metapher des Wir-Gefühls und subjektive Einschätzungen von Einzelnen, sich in der Gruppe aufgehoben zu fühlen, zeigen an, dass die Gruppenmitglieder ihrer Gruppe einen fiktionalen Körper zuschreiben können.

Auch wenn man dieser gut begründbaren Einsicht für das Verständnis einer Gruppe ein großes Gewicht einräumt, muss man bedenken, dass ihr somatisches Defizit Probleme aufwirft. So erlebt eine Gruppe, vorausgesetzt, sie ist mehr als ein Aggregat von Individuen, mangels einer eigenen Körperbasis nicht wie eine Person integriert körperlich Gefühle. Wie kann man dennoch z. B. einem Team Emotionen wie Stolz, Scham oder Angst zubilligen, die mit seiner Selbstbewertung assoziiert sind (z. B. „Wir sind ein gutes Team“)? Diese Frage, die eine überlegte Anwendung emotionstheoretischer Annahmen (z. B. Schütz/Laux 2000) auf Gruppen erfordert, soll hier nicht weiter verfolgt werden (vgl. Kelly/Barsade 2001). Sie weist aber auf eine Schwierigkeit hin, die dem Betrachter einer Skulptur aus drei und mehr Personen begegnet. Die affektive Dynamik in einer kleinen Gruppe, für die sich man-

che Gruppenforscher und -praktiker besonders interessieren, manifestiert sich nur in wenigen beobachtbaren Elementen einer Skulptur, so z. B. im Gefühlsausdruck der Gesichter von Einzelnen, einer bestimmten Kopf- oder Körperhaltung, angedeuteten Gesten vielleicht. Interpretierende Rückschlüsse von solchen sichtbaren Zeichen sind möglich und finden statt im zeitgeschichtlichen und kunsthistorischen Kontext, in dem der Betrachter einer Skulptur begegnet, leibhaftig im Museum oder nur abgebildet in einem Bildband.

Festzuhalten bleibt:

- Gruppenmitglieder bleiben bei ihren Treffen körperlich die meiste Zeit abgegrenzt von einander, je nach kulturellen Normen für räumliche Distanz. Ein Sonderfall sind, abhängig von der Behandlungstechnik, Körpertherapie-Gruppen, die wenigstens für kurze Zeit durch direkte körperliche Kontakte zwischen den Teilnehmern eine Art Patchwork-Gruppenkörper herstellen können.
- Das, was normale kleine Gruppen wie die aufgelisteten wahrnehmbar zusammenhält sind die vielen Facetten sozialer Interaktion, hör- und visualisierbare Wortwechsel, zu- oder abgewandte Körperhaltungen, synchron oder verteilt ausgeführtes Verhalten der Gruppenmitglieder. Im wechselseitigen Austausch untereinander sind die Selbstdeutungen einer Gruppe verankert. Durch sie werden gefühlshafte Zustände wie Gruppenklima, Stimmungsauf- und -abschwünge als gemeinsame Erfahrungen auf verschlungenen Wegen vermittelt.
- Was man als Betrachter in einer einzelnen Skulptur sieht und erkennt, ist abhängig vom sozialen Ort, an dem sie steht sowie ihrem zeit- und kunstgeschichtlichen Rahmen, in dem sie weitergegeben wird.

An welchen Interaktionsmerkmalen erkennt man also bei einer Skulptur aus drei und mehr Figuren, dass diese eine kleine soziale Gruppe verkörpern? Aus der bildhauerisch-technischen Perspektive würde die Frage lauten: Welche gestalterischen Mittel und Strategien hat ein Bildhauer eingesetzt, um drei oder mehr Personen oder abstrakte Figuren als Kleingruppe zu präsentieren?



Nr.1: Raymond Mason „Beleuchtete Menge“, 1979

2 Hintergrundannahmen

2.1 Zwei bildhauerische Strategien

Es gibt zwei bildhauerische Strategien, wie man eine Skulptur herstellen kann, die eine Gruppe verkörpern soll.

- Die eine Strategie versteht es, einzelne Figuren körperlich ineinander zu verschränken. Eine Skulptur kann auf diese Weise einen Gruppenkörper zeigen, den normalerweise reale soziale Gruppen nicht haben. Trotz ihrer körperlichen Verbindung bleiben die Personen als Einzelwesen unterscheidbar. Ineinander verwobene menschliche Körper zeigen jedoch nicht in jedem Fall eine soziale Gruppe. Ich stelle beispielhaft Skulpturen vor, bei denen die Gruppenbildung relativ zweifelsfrei ist, solche, wo sie fraglich und eine, wo sie weitgehend ausgeschlossen ist.
- Die andere Strategie spielt mit unserem Assoziationsvermögen. Die Figuren sind so geformt, dass sie beim Betrachter Erinnerungen an ihm bekannte Gruppenthemen aus seiner Erfahrungs- und Wissenswelt wachrufen. Obwohl die einzelnen Personen keine körperliche Verbindung zueinander haben, können wir als Betrachter die dargestellten Figuren als die Komposition einer sozialen Gruppe deuten.

Diese Wahrnehmungsweise entspricht der Alltagserfahrung, in der ein Beobachter einen Mann, eine Frau und ein kleines Kind in einem Kinderwagen mit einer gewissen Trefferwahrscheinlichkeit als eine familiäre Gruppe bestimmt.

2.2 Was ist eine Skulptur?

Ich lege ein enges Verständnis von Skulptur zugrunde. Eine Skulptur ist ein körperliches Gebilde in einem Raum. Das Material kann aus Stein, Ton, Holz, Metall oder Plastik sein. Die Raumausfüllung kann Menschen, Tiere oder Sachen zeigen. Körper in einem engen Sinn meint Lebewesen; in einer weiteren Bedeutung, die auch auf abstrakte Gebilde passt, ist mit Körper jede Art von abgegrenzter, integrierter Raumausfüllung gemeint.

Man kann das körperliche Gebilde von fast allen Seiten betrachten. Die Skulptur steht überwiegend frei.

Für die Suche nach menschlichen Gruppengebilden in der Bildhauerei habe ich folgende Exemplare ausgeschlossen, um die Antwort auf die gestellte Frage zu vereinfachen:

- Reliefs, die für mich zwischen Bild und Skulptur stehen. Eine Ausnahme machen hier die höchst plastischen Reliefs von Riemen-schneider, z. B. die Abendmahlszene im Rothenburger Altar.
- Ich vernachlässige bis auf ein Beispiel die Denkmalkunst wie z. B. Kriegsdenkmäler, die vor allem Kollektive und soziale Großgruppen, zeigen, auch oft in Reliefform.
- Ganz schließe ich die vielen Paarkonstellationen aus, wozu etwa Mutter-Kind-Kompositionen gehören oder Liebende wie der berühmte „Kuss“ von Rodin, denn diese erfüllen nicht die Mindestvoraussetzung einer Gruppenbildung von wenigstens drei Personen.

2.3 Soziale Gruppe als Kleingruppe

Ebenso eng stelle ich die Linse ein für die Identifizierung einer sozialen Gruppe.

In Betracht kommen nur Kleingruppen wie die beispielhaft aufgezählten. Die nachfolgende Beschreibung von Merkmalen und Erken-

nungsgrößen einer kleinen Gruppe ist weit und verglichen mit der Fülle von Gruppenphänomenen und -bedingungen sparsam gehalten (vgl. Ardel-Gattinger 1999, Fisch u. a. 2001). Sie schließt aufgabenorientierte Gruppen wie Teams ein sowie solche, bei denen soziale und andere Bedürfnisse und Ziele leitend sind.

Einbezogen sind neben beobachtbaren Gruppenaspekten einige wenige Größen des gruppeninternen erlebbaren Interaktionsgeschehens, die ein außenstehender Betrachter nicht direkt beobachten kann. Für eine kontextgeleitete Interpretation der ausgewählten Skulpturenbeispiele sind diese unverzichtbar, vermutlich sogar im Vergleich zu den direkt beobachtbaren der Mimik, Körperhaltung, Gestik und Figurenanordnung ausschlaggebend.

- Eine kleine Gruppe ist ein Ensemble von mindestens drei Personen. Die trianguläre Beziehungssituation enthält Differenzierungsmöglichkeiten und Konfliktpotentiale, die eine Zweier-Verbindung nicht aufweist, z. B. das Bündnis aus Zwei gegen Einen. Bei Arbeitsgruppen liegt die wünschenswerte Größe bei 6 bis 7 Mitgliedern.
- Die Gruppenmitglieder haben gemeinsame Ziele, Interessen oder Aufgaben, ein gemeinsames Anliegen, konvergierende Bedürfnisse. Jedenfalls glauben sie das – und müssen sich darum bemühen. Das Spektrum reicht von geselligen Aktivitäten über planmäßig bearbeitete Aufgaben bis hin zu politischen Aktionen.

Was drei und mehr Personen, die in einer Skulptur gezeigt werden, in dieser Hinsicht verbindet, ihr „Thema“, wird mitunter nur aus dem Kontext erschließbar und das nicht nur, weil die bildhauerische Momentaufnahme Gruppenprozesse nur andeuten kann. Weder sind für die Mitglieder realer Gruppen die Ziele stets klar und konvergent, noch wissen sie stets genau, was sich in ihren Reihen unter der Oberfläche genau abspielt.

- In einer kleinen Gruppe kann jeder mit jedem direkt sprechen. Ebenso werden bestimmte Aktivitäten koordiniert ausgeführt. Dieses beobachtbare und hörbare Zusammenspiel, von dem die Protagonisten von Teamarbeit synergetische Wunder erwarten, muss sich in einer Skulptur wiederfinden lassen, soll sie als Kleingruppenkomposition identifizierbar sein. Der Zeichenvorrat dafür ist allerdings nicht besonders groß: Gesten und Körperhaltungen, die an-

deuten, wer mit wem interagiert und spricht, Kopfhaltungen und Blickrichtungen, die einander zu- oder voneinander abgewandt sind; mehrdeutige Gesichtszüge. Das dokumentieren auch minutiöse Interaktionsanalysen mit Videoaufnahmen von Arbeitsgruppen und Entscheidungsgremien (z. B. Beck/Orth 2001).

- Jeder weiß, wer zur Gruppe gehört und wer nicht. Die Gruppengrenzen sind bekannt, wenn auch nach bestimmten Regeln für eine bestimmte Situation oder eine Zeitdauer durchlässig.

Bei Skulpturen hat man als Beobachter scheinbar damit kein Problem. Ein mehrteiliges Figurenarrangement hat in der Regel eine absolute Grenze. Was jenseits davon liegt, ist zu mindestens nicht direkt erkennbar, abgesehen von anderen Exponaten in einer Ausstellung, die in der Nähe stehen. Am „Raub der Sabinerin“ von Giambologna (Nr.6) lässt sich jedoch erkennen, dass Bildhauer es verstanden haben, eine Mehrpersonen-Komposition als Ausschnitt einer größeren Menschenansammlung zu gestalten.

- Eine kleine Gruppe besteht über eine längere Zeit. Sie hat eine Geschichte aus angenehmen und unangenehmen Erfahrungen, oft unbewältigten Konflikten und manchmal aus Leichen im Keller. Skulpturen sind ohne ihren zeit- und kunstgeschichtlichen Kontext nahezu reine Momentaufnahmen. Doch kann man das, was sie als Ereignis und Handlungsgeschehen zeigen, berechtigterweise als ein Ergebnis vorausgegangener Vorgänge interpretieren. Das geschieht im Rückschlussverfahren. Zukunftsprojektionen lassen sich ebenfalls einer Skulptur anheften, in dem man als Beobachter den gezeigten Bewegungsfluss in der eigenen Phantasie fortsetzt.

Gruppenskulpturen sind bezüglich der Zukunftsdimension gar nicht so weit weg von realen Kleingruppen. Ob eine Gruppe noch länger weiterbesteht, müssen manchmal ihre Mitglieder ernsthaft bezweifeln.

Von der skizzierten Kleingruppe heben sich große soziale Gruppen und Kollektive ab. Dazu gehören z. B. die Bewohner eines Stadtteils, alle Mitglieder einer Gewerkschaft, die Berufsgruppe der Ärzte, ethnische Minderheiten. Großgruppen können in einer Skulptur durch einzelne Personen repräsentiert werden, die nicht gleichzeitig eine Kleingruppe bilden müssen, jedoch können. Bei den „Bürgern von Calais“ von Ro-

din (Nr. 5) kann man darüber streiten kann, ob die Skulptur nur die Repräsentanten eines Kollektivs oder mit diesen zugleich eine kleine politische Aktionsgruppe verkörpert.

Erwähnt seien noch soziale Phänomene wie Massenveranstaltungen z. B. Sportveranstaltungen oder zufällige Menschenansammlungen auf Straßen oder Plätzen. Ein bildhauerisches Beispiel für eine Menschenmenge gibt die Skulptur von Raymond Mason unter dem Titel „Beleuchtete Menge“ von 1979 (Le Normand-Romain u. a. 1986) (Nr.1). Diese Plastik mit einer Größe von 40x114x51cm kontrastiert recht deutlich mit dem, was eine kleine Gruppe ausmacht:

Die Figuren blicken und bewegen sich in unterschiedliche, teilweise entgegengesetzte Richtungen. Auffällig ist der Kontrast zwischen den Gestalten auf der rechten und linken Außenseite der Menschenansammlung. Die vom Betrachter aus gesehenen rechts stehenden Personen blicken offensichtlich gemeinsam auf ein Objekt oder einen Vorgang in einiger Entfernung. Die Personen auf der linken Seite sind paarweise in kämpferische Auseinandersetzungen verwickelt oder mit artistischen Übungen beschäftigt. Davon nehmen aber die Danebenstehenden keine Kenntnis.

2.4 Interpretationsperspektive und Sortiergesichtspunkte

Meine gruppentheoretische Sicht auf Skulpturen vernachlässigt ästhetische Gesichtspunkte und Bewertungen. Dafür schlage ich mehrere Interpretationen aus dem Gruppen-Blickwinkel vor. Das ist unumgänglich, denn kleine Gruppen sind mehrdeutig. Diese Eigenschaft teilen sie, wenn auch in geringerem Ausmaß, mit Kunstobjekten. Man muss sich bei diesen ebenfalls darauf einlassen, dass sie mehrdeutig sind.

Die Kommentare zu einzelnen Skulpturen verbinden mal spärlicher, mal ausführlicher kunsthistorisches Wissen mit dem, was ich durch die gruppentheoretische Brille sehe.

Das zeit- und kunsthistorische Wissen dient als tradiertem Deutungsrahmen, der wichtige Hinweise zur sozialen Ortsbestimmung der ausgesuchten Figurenkompositionen gibt.

Die ersten beiden Skulpturenbeispiele „Laokoon“(Nr.2) und „Abendmahl“ (Nr. 3) zeigen weitgehend eindeutig eine soziale Kleingruppe. Bei den „Three Dandy Scuttlers“ (Nr. 4) und der Skulptur „Die Bürger von Calais“ (Nr.5) ist der Gruppencharakter mehrdeutig, während „Der Raub der Sabinerin“ schwerlich eine Kleingruppe verkörpert, außer man lässt ihn in der Gegenwart geschehen.

3 Weitgehend eindeutige Kleingruppenkonfigurationen

3.1 „Laokoon“ (Bruneau u. a. 1991, Gärtner 1992)



Nr. 2: Drei Bildhauer aus Rhodos „Laokoon“, 2. Jhd. v. Chr.

3.1.1 „Laokoon“ als familiäre Kleingruppe – kunsthistorisch

Die Marmor-Komposition, 2,42 m hoch, aus dem 1. Jhd. v. Chr. (Nr.2), zeigt in symmetrischer Anordnung einen Mann, zwei Jungen und zwei Schlangen. Man kann in der Menschen-Tierverbindung nur eindeutig eine familiäre Kleingruppe erblicken, wenn man sie im kunsthistorischen Rahmen belässt.

Die Skulptur ist eine Gemeinschaftsarbeit von drei Bildhauern aus Rhodos (Gärtner 1992). Sie greift nach der Version von Vergil ein bekanntes mythologisches Thema auf: Laokoon hatte als trojanischer Priester seine Landsleute davor gewarnt, das Holzpferd der Griechen in die Stadt zu ziehen. Dafür schickte ihm und seinen beiden Söhnen die griechische Kriegsgöttin Athene zwei Würgeschlangen auf den Hals, die sie töten.

Es fällt auf, dass sich die drei Personen nicht berühren; die zwei Schlangen stellen die Verbindung zwischen ihnen her. Man erkennt zwei parallele Verbindungen, die eine im Oberkörperbereich, die andere in Beinhöhe. Alle drei Personen kämpfen gleichermaßen gegen die Würgeschlangen.

Eine mögliche Interpretation erschließt sich, wenn man fragt, wieso denn die Söhne für eine Tat sterben sollten, die sie nicht begangen hatten. Es sieht doch so aus, als würden die beiden Kinder des Laokoon für eine Tat mit bestraft, die nur ihr Vater begangen hat. Aus diesem Blickwinkel erweist sich die schlangenmäßig hergestellte Doppelverbindung zwischen dem Mann und den beiden Jungens als zweiwertig. Die Söhne verdanken ihr Leben dem Vater, dem sie körperlich ähnlich sind. Und sie erleiden als seine Söhne sein Schicksal mit. Diese familiäre Kleingruppe wäre als eine Art Haftungsgemeinschaft zu verstehen. Etwas verallgemeinernd formuliert: Die Kinder haften mit für die Fehler ihrer Väter.

3.1.2 Laokoon – Anspielung auf kollektive Unterwerfung?

Neben dieser familiär-biografischen Deutung wäre eine politische denkbar. Als die Skulptur entstand, gab es im römisch-griechischen Mittelmeerraum kriegerische Expansionsbewegungen mit kriegerischen

Zügen. Der Laokoon-Mythos hat nach der überlieferten Version von Vergil eine politische Kern – Eroberung fremder Territorien und gewaltsame Unterwerfung ihrer Herrscher und Bewohner, wobei der Sabotageversuch göttlicherseits – Gewalt legitimierend – geahndet wird. Aus dem Blickwinkel von Menschen in einem Unterwerfungsbereich würden die Eindringlinge und Besetzer wie Würgeschlangen erscheinen, die das Überleben des patriarchal organisierten Gemeinwesens bedrohen. Schließlich verkörpern die Drei den patriarchalisch-männlichen Kern einer antiken Familie, in der Frauen nicht viel zählten. Aus der Blickrichtung von Eroberern würde dagegen die Skulptur eine handfeste Drohung gegenüber allen vermitteln, die sich ihnen in den Weg stellen.

3.1.3 *Jenseits des kunsthistorischen Rahmens*

Die Skulptur kunst- und zeitgeschichtlich ahnungslos betrachtet, erlaubt dem Betrachter zahlreiche Assoziationen. Die drei Personen, die nichts anhaben, könnten in einem armen Land gelebt haben. In der Gegend, wo sie sich gerade aufhielten gab es große, gefährliche Schlangen. Die geografische Lokalisierung ist aber schwierig. Für Afrika sind die drei Personen zu weiß, für das Amazonasgebiet der Mann zu groß, für den Mittelmeerraum die Schlangen zu riesig.

Was die Drei sozial miteinander verbindet, ist ebensowenig eindeutig aus der Komposition zu erschließen. Sie könnten sich zufällig begegnet sein, als sie in einer schlangenreichen Umgebung unterwegs waren. Die beiden Jungen hätten sich angesichts der drohenden Gefahr schutzsuchend zu dem großen, stark wirkenden Mann gestellt.

Es könnte sich auch um einen Mann mit zwei Sklaven handeln; auch die Vater-Sohn-Variante ist denkbar.

Abgelöst vom kunsthistorischen Kontext enthält die Darstellung einige thematische Rätsel. Man fragt sich dann, wie die Drei in diese lebensgefährliche Situation geraten sind. Sie haben keine Waffen, Speere, Macheten bei sich. Wenn es notwendig war, dass sie in eine so schlangenreiche Umgebung gingen, dann wäre zu erwarten, dass sie landes- und zeittypische Jagdwaffen bei sich trügen.

Oder waren sie nur leichtsinnig? Dann wäre die Botschaft der Skulptur: Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Doch auch diese

Interpretationsvariante ist sehr voraussetzungsreich. Man muss bei einer so aufwendigen, teuren und kunstvollen Komposition davon ausgehen, dass die Gesellschaft, in die sie hineingehört, massenhaft von einer Mentalität tödlicher Leichtsinnigkeit befallen war.

Die Laokoon-Gruppe macht sichtbar, wie sehr es vom zeitgeschichtlichen Kontext und dem Standort abhängt, was man in einer Skulptur sieht.

3.2 Die Abendmahlszene im Heiligenblutaltar von Riemenschneider (Beyer/Flesche 1962)

3.2.1 *Die Abendmahlszene als Dinner eines religiösen Zirkels*

Wie sehr der soziale Ort einer Skulptur bestimmt, was man in ihr sieht, dokumentiert die Abendmahlszene im Rothenburger Altar von Riemenschneider (Nr. 3).

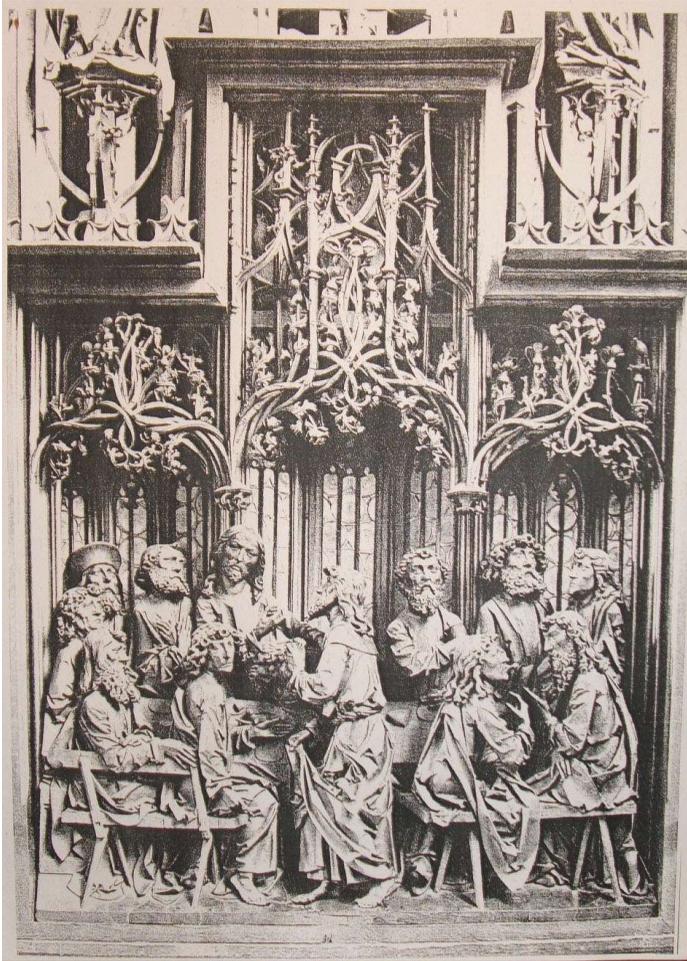
Der Altar entstand in der Zeit von 1501–1505 als eine Auftragsarbeit. Das Thema war durch den Auftrag vorgegeben. Der Altar steht in der St. Jakobskirche in Rothenburg o. T.

Der gesamte Altar hat die Form eines Domes. Er bildet den unmittelbaren symbolischen Bedeutungsrahmen, in dem die Abendmahlszene das Kernstück ist. Ich beleuchte nur die Abendmahlszene, die mehr Skulptur als Relief ist. Die Szene ist gemäß der kirchlich-theologischen Tradition als gemeinschaftliches Essen dargestellt. Durch den kirchlichen Ort ist der Kleingruppencharakter der Komposition eindeutig festgelegt.

Der Betrachter sieht auf der Abbildung nur elf Jünger. Der Zwölfte hat seinen Kopf auf den Schoß von Jesus gelegt.

Die Personen sind symmetrisch um den länglichen Tisch angeordnet. Sie sitzen eng beieinander, ohne sich erkennbar zu berühren bis auf den Jünger, der seinen Kopf auf den Schoß des sitzenden Jesus gelegt hat.

Alle sehen ernst aus. So, wie die Einzelnen einander zugeordnet sind, muss man sich fragen, was sie als Mitglieder einer Gruppe, einem eingeschworenen religiösen Zirkel, in dieser Situation des gemeinsamen Essens miteinander zu tun haben.



Nr. 3: Riemenschneider, Heiligenblutaltar „Abendmahl“, 1501–1505
(Abbildung mit freundlicher Genehmigung des Dausien-Verlages)

In der vorgestellten Momentaufnahme essen sie nicht. Würden alle gerade essen, wären ihre Handlungen hochgradig synchronisiert. Das sind sie aber nicht.

Zwei Gesprächspaare fallen auf. Im Zentrum sieht man Judas mit einem Geldbeutel in der linken Hand. Ihm schräg gegenüber sitzt Jesus, der

ihm einen Brotbrocken anbietet. Judas sieht Jesus mit etwas schräg gestelltem Kopf von unten nach oben an. Die Abbildung gibt nicht zu erkennen, wie direkt der dargestellte Jesus Judas anblickt. Er scheint nur halb zugewandt zu sein; der Oberkörper jedenfalls gar nicht, der Kopf halb, die Augen möglicherweise etwas. Die Interaktion zwischen Judas, im Begriff, sich zu verabschieden, und dem sitzenden Jesus, wirkt gebrochen.

Auf der rechten Seite der Tischszene unterhalten sich zwei Jünger offensichtlich lebhaft. Ob ihre Unterhaltung etwas mit dem zu tun hat, was zwischen Jesus und Judas gesprächsweise abläuft, ist nicht feststellbar. Man müsste sich die Gesichter und Blickrichtungen der übrigen Einzelfiguren noch genauer ansehen, um sicherer entscheiden zu können, wie sie jeweils in die Geschehnisse in der Tischgruppe einbezogen sind. So, wie einzelne Figuren ausgestaltet sind mit ihrer spaltenartigen Aufteilung in eine linke und eine rechte Hälfte deutet sich an, dass diese Gruppe im Begriff ist, sich aufzulösen.

Ohne den kirchlich-theologischen Rahmen ist es nicht mehr so leicht, in der Tischgruppe eine Kleingruppe zu erkennen. Es könnten einige Mitglieder einer alten Gewerbezunft sein, die sich mal zum Abendessen verabredet haben.

4 Mehrdeutige Gruppenkonfigurationen

4.1 „Three Dandy Scuttlers“ von Nash (Andrews 1996).

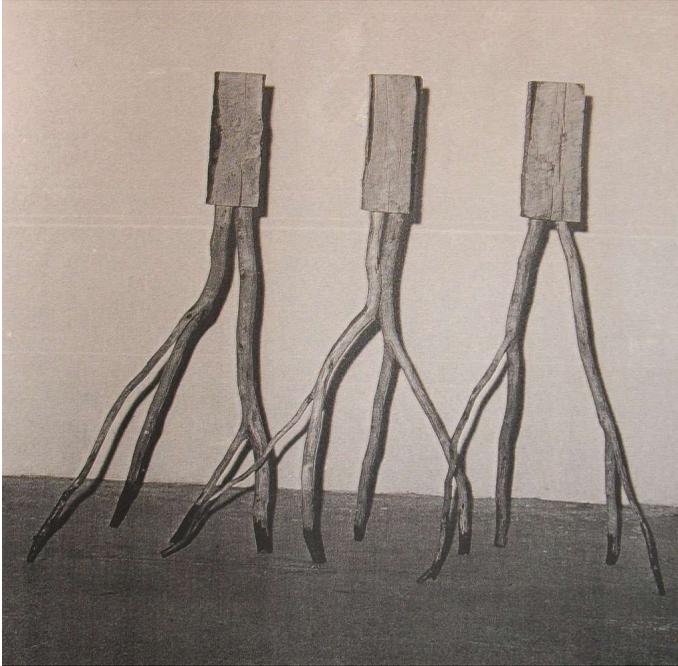
4.1.1 Zeit- und kunstgeschichtlicher Kontext

Die Skulptur des Engländers D. Nash (Nr.4) aus dem Jahr 1976 ist ein Beispiel für eine mehrdeutige Gruppenkomposition. Für die Bildhauerei von Nash ist die Arbeit mit Holz kennzeichnend, das dieser oft in seiner ursprünglichen Form verwendet. Das ist bei der abgebildeten Skulptur sofort erkennbar.

Nash hat die Skulptur betitelt und damit mehrere Deutungen angeboten, die ich aufgreife.

Nach dem ersten Titel stellen die drei Figuren Dandys dar, die rennen. Der in Klammern beigefügte weitere Titel „Chorus line“ weist in

eine andere Bedeutungsrichtung. Es können auch drei singende oder tanzende Personen sein.



Nr. 4: D. Nash „Three Dandy Scuttlers“, 1976

Die Skulptur hat die Maße 1,57 x 2,40 x 75 m. Jede Figur besteht aus zwei auf dem Kopf stehenden verzweigten Ästen. Die Verzweigungen sind als Beine erkennbar. Die Astgestalten berühren sich nicht, sind jedoch symmetrisch angeordnet. Bei jeder Figur steht das linke dünnere Ast-Bein im gleichen Winkel nach außen. Dadurch entsteht der Eindruck einer einheitlichen, synchronisierten Bewegung in eine Richtung. Die Astgestalten sind so aufgestellt, dass die angedeuteten Schritte wie Kettenglieder in einander greifen. Das verleiht der Komposition große Geschlossenheit. Äußerlich sind sich die Figuren zum Verwechseln ähnlich. Es fehlen ihnen Merkmale, durch die sie als Individuen unterscheidbar wären.

Der erste Titel legt zwei Bedeutungsrichtungen nahe. Das Dandy-Etikett weist in eine erste Richtung. Dandy ist ein englisches Schimpfwort aus dem 19. Jhd. (um 1830). Der Dandy war ein Mann aus der englischen Oberschicht, der sich auffällig elegant, etwas geckenhaft kleidete. Ein Dandy war sehr damit beschäftigt, sich stilvoll anzuziehen. Im Handbuch der Klassischen Herrenmode (1999) wird der Modezar Lagerfeld mit Zopf und Sonnenbrille als Dandy präsentiert.

Ein Dandy musste jeden Tag so schwierige Fragen entscheiden wie, ob er vormittags ein Hemd mit einem breiten Kragen, Haifischkragen oder einem soft-roll-Kragen anzieht, ob er den formellen Schuh mit geschlossener oder offener Schnürung, den Laufschuh oder den mit der Schnalle nehmen muss; denn, erst wenn die Hose seines Maßanzuges auf den richtigen Schuh fiel, konnte er sich sicher sein, dass sein Outfit perfekt war.

Erkennt man den Dandy an der auffälligen Eleganz zu jeder Tageszeit, dann findet man davon etwas in den schlanken, stilvollen drei Astfiguren von Nash wieder. Da diesen Gestalten aber jegliche Individualität fehlt, verkörpern sie vermutlich nur das soziale Phänomen des Dandytums. Ihre Zugehörigkeit zu einer elitären sozialen Klasse verbindet sie. Darüber hinaus verbindet sie noch der Umstand, dass sie zur gleichen Zeit und auf die gleiche Weise in dieselbe Richtung rennen oder flitzen. Diese Indizien sind ausdeutbar in Richtung einer engeren sozialen Beziehung zwischen ihnen. Darüber kann man spekulieren.

Eine dieser Spekulationen wird durch die zweite Bedeutung des englischen Wortes „to scuttle“ für „rennen“, „flitzen“ nahe gelegt. Es bedeutet auch „davonlaufen“, „abhauen“. Folgt man dieser Bedeutungsrichtung, dann kann man sich vorstellen, dass die Dandys vor etwas davon laufen, das für sie bedrohlich oder gefährlich ist. Vielleicht die Arbeitsunruhen und Streiks im englischen Früh- oder Spätkapitalismus?

Der zweite, in Klammern gesetzte Titel, etikettiert die Figurenkomposition als „chorus line“.

Das bedeutet, es kann sich ebenso um drei Personen handeln, die gemeinsam singen oder tanzen. Diese Sinnggebung unterscheidet sich von der Dandy-Deutung in zwei Punkten.

Die Drei können Frauen, Männer oder beides sein. Dandys waren ausschließlich Männer.

Sodann kann man die dargestellte synchronisierte Bewegung als ein Teil einer Choreografie oder Tanzperformance auffassen, nicht als Rennen oder Weglaufen. Als Terzett, Ballett oder Modern Dance Company könnten die drei eine Gruppe sein, vielleicht ein Team, das zusammenarbeitet.

4.1.2 *Ohne Titel*

Lässt man die Deutungsvorschläge der Titel weg, eröffnen sich andere Sichtweisen auf die drei Figuren. Man könnte darin elegant geformte und geschickt arrangierte Vogelscheuchen sehen, die in einer Ausstellung gezeigt werden unter dem Titel „Die Kunst der südrussischen Weizenregionen“.

4.2 „Die Bürger von Calais“ von Rodin (Levkoff, Mary L. (1994).

Zeit- und kunsthistorischer Kontext

„Die Bürger von Calais“ (Nr.5) oszillieren ebenfalls zwischen den beiden Bedeutungsrichtungen „soziale Kleingruppe“ und „soziales Kollektiv“.

Die Skulptur wurde als Denkmal 1895 in Calais aufgestellt. Rodin hatte sie im Auftrag der Stadt angefertigt. Sie besteht aus Bronze und hat die beachtlichen Ausmaße von 209,6 x 238,8 x 191 cm. Es gibt davon Abgüsse in verschiedenen Museen.

In einem Museum kann man die Komposition eher als eine mehrdeutige Skulptur denn als ein ortsgebundenes Denkmal mit eindeutigen historisch-politischen Sinnbezug wahrnehmen.

Rodin hat dem Figurenarrangement – auftragsgemäß – eine historisch-politische Bedeutung gegeben. Hintergrund ist die Geschichte von der Belagerung Calais. Der englische König Edward III hatte 1347 Calais für längere Zeit belagert. Die Stadtbewohner drohten zu verhungern. Nach der historischen Überlieferung versprach Edward der Stadt unter einer Bedingung die Belagerung aufzuheben:

Sechs namhafte Bürger müssten ihm die Stadtschlüssel und sich selbst als Zeichen der Aufgabe ausliefern. Die Sechs müssten in Sack-

kleidung, mit bloßen Füßen und einem Strick um den Hals vor ihm erscheinen.

Das geschah so. Entgegen der Erwartung wurden die Männer nicht hingerichtet – oder ermordet, dank einer Intervention von Edwards königlicher Gattin.



Nr. 5: Auguste Rodin „Bürger von Calais“

Einige Gestaltungselemente: Aus der Blickrichtung des Lesers und Betrachters ist der sechste Mann weitgehend verdeckt. Man sieht nur seinen gebeugten Kopf von oben. Einige Männer tragen einen Strick um den Hals. Die Hände und Füße der Gestalten sind ziemlich groß geraten. Die Hände müssen für Rodin eine große Bedeutung gehabt haben, da er mit mehreren Gestaltungsvarianten experimentiert hat.

Jeder steht für sich. Körperliche Berührungen zwischen den Sechsen gibt es nicht.

Die Männer sind verschieden zueinander positioniert und bringen mit ihrer Körperhaltung unterschiedliche Bewegungsrichtungen zum Ausdruck; z. B. dreht sich der dritte Mann zur Seite als wolle er weggehen.

Die unterschiedlichen Körperhaltungen bringen eine Differenz innerhalb der Sechser-Gruppierung zum Vorschein. Diese Verschiedenheit kontrastiert mit der offensichtlichen Ähnlichkeit zwischen den Personen, angefangen von der Körpergröße über die tiefen, schattenerzeugenden länglichen Falten in den Sackkleidungen, die großen Füße bis hin zu einzelnen Gesichtszügen.

Die Gesichter zeigen Gefühlslagen von Verzweiflung über Niedergeschlagenheit bis zur trotzigen Entschlossenheit des Schlüsselträgers.

Man hat versucht, jeder Person einen Namen zuzuordnen. Jedoch decken sich die Namen teilweise nicht mit der historischen Überlieferung. Von drei Männern wird angenommen, dass sie verwandt waren.

Die Frage ist, ob die sechs Männer nur die Repräsentanten eines sozialen Kollektivs, der Stadtbewohner von Calais, verkörpern oder darüber hinaus noch eine kleine politische Aktionsgruppe. Es ist nicht einfach, eine eindeutige Antwort zu geben, denn der bekannte zeit- und kunsthistorische Rahmen kanalisiert den Blick. Ich neige dazu, die sechs Männer nur als politische Repräsentanten der Bürgerschaft von Calais anzusehen, die bereit sind, sich für das Überleben ihrer Mitbewohner zu opfern.

Dafür bietet die Art und Weise, wie die Figuren auftreten, einige Anhaltspunkte:

- Jeder der sechs Männer steht für sich.
- Keiner ist dem anderen zugewandt. Die Männer blicken sich nicht an; es fehlen Zeichen einer nonverbalen Kommunikation. Damit fehlen dieser Konfiguration zwei ganz wesentliche Bedingungen einer Kleingruppe: der wahrnehmbare direkte Austausch untereinander und Zeichen einer gegenseitigen Unterstützung. Jeder scheint mit seiner Verzweiflung, seinem Trotz oder seinem Fluchtimpuls allein zu sein. Jeder von ihnen steht für das Kollektiv, doch jeder für sich allein.

Dem geschilderten Gesamteindruck lässt sich eine alternative Sicht gegenüberstellen. Was könnte dafür sprechen, dass es sich bei den Männern doch um eine politische Aktionsgruppe handelt? Nimmt man die

Komposition als die Momentaufnahme eines Ereignisses, dann folgt daraus, dass das gezeigte Geschehen eine Vorgeschichte hatte. Vorstellbar ist, dass sich die sechs Männer Tage vorher getroffen haben. Sie haben überlegt, ob sie sich zur Verfügung stellen sollten oder nicht, ob es eine Handlungsalternative für sie und die Stadt gibt. Sie haben sich gegenseitig Mut zugesprochen. Schließlich haben sie gemeinsam entschieden, sich stellvertretend auszuliefern. Mit einer solchen Vorgeschichte wären die Sechs als eine kleine politische Aktionsgruppe erkennbar. Die Skulptur als eine Momentaufnahme würde die Männer auf dem Weg zu ihrem Henker oder bereits vor ihm stehend zeigen. Auf dieser letzten Wegstrecke wäre freilich jeder auf sich zurückgeworfen, weil er als unverwechselbares Individuum seinen Tod für sich allein sterben müsste.

Weil die Skulptur selbst nichts über eine Vorgeschichte dieser Art verrät, spricht mehr für die erste als die zweite Sichtweise.

5 Keine Kleingruppenkomposition

5.1 „Der Raub der Sabinerin“ (Nr. 6) von Giambologna (Ceysson1987)

Die sechste Skulptur ist ein Beispiel für eine Gruppenkomposition, die schwerlich eine Kleingruppe verkörpert. Giambologna, der in Florenz lebte, schuf die Figurengruppe im Auftrag der Medici. Die Skulptur wurde 1582 aufgestellt.

Sie ist aus Marmor und hat nicht zufällig die unglaubliche Höhe von 4,10 m. Damit ist sie beinahe so hoch wie der „David“ von Michelangelo (4,30), von dem Giambologna beeinflusst war. Die Komposition steht auf einem Sockel mit einem Relief, das den Raub der Sabinerinnen zeigt.

Es gäbe viel über die kunsthistorische Bedeutung dieser Skulptur und der Bildhauerei von Giambologna für die europäische Bildhauerei des 16. und 17. Jhd. zu sagen. Das muss hier unterbleiben.

Man findet zwei etwas voneinander abweichende kunsthistorische Interpretationen (Ceysson 1987). Davon leuchtet mir die erste mehr ein als

die zweite. Nach der ersten Deutung zeigt die Skulptur einen Römer, der eine Sabinerin raubt – oder folgt man der Terminologie in englischen kunsthistorischen Darstellungen (The Art Book 1994) – sie vergewaltigt (rape).



Nr.6: Giambologna „Raub der Sabinerin“

Die Frau versucht sich durch eine Drehung des Körpers aus der Umklammerung zu winden. Die Arme sind wie in einer Ausweichbewegung ausgebreitet. Angeblich ist diese Armgestaltung eine manieristische Übertreibung („The Art Book“ 1994)

Der Römer geht über den am Boden kauernnden, besiegten Sabiner hinweg, der sich mit dem Oberkörper zurück- und abwendet. Die Frau und der am Boden kauernde Mann haben Blickkontakt.

Die drei Personen sind spiralförmig und serpentinenartig in einander geschoben. Diese technisch brillante Figurenkombination hat als Darstellungsschema spätere Bildhauer beeinflusst.

Giambologna hat mit dem Relief vom Raub der Sabinerinnen, das am Sockel der Skulptur eingemeißelt ist, eine Bedeutungsrichtung vorgegeben. Das Relief und die Skulptur beziehen sich auf die Sage vom Raub der Sabinerinnen, die Livius überliefert hat. Die Sabiner waren ein Volksstamm, der im 3. Jhd. v. Chr. in den Appenien lebte und später das römische Bürgerrecht erhielt. Auf dem Relief sieht man mehrere einzelne Raubszenen, u. a. in der Mitte einen Mann, der wie in der Skulptur eine Frau, die sich wehrt, wegträgt. In anderen Szenen versuchen Männer den Frauenraub zu verhindern.

Giambologna hatte schon ein Jahr vorher das Raubmotiv in gleicher Weise in einer Bronzestatue verkörpert. Ceysson (1987) meint, dass Giambologna in der großen Skulptur anschließend den zweiten Mann, der am Boden kauert, aus bautechnischen und ästhetischen Überlegungen hinzugefügt habe. Bautechnisch gibt die untere Figur der ganzen Skulptur mehr Halt. Sie bildet außerdem den Übergang zwischen dem massiven Sockel und den dazu vergleichsweise schmalen Beinen des stehenden Römers.

Trotz ihrer engen körperlichen Verbundenheit bilden die drei Personen aber keine Kleingruppe. Im Gegenteil. Sie streben auseinander – diebstahlbedingt. Der Räuber oder Vergewaltiger bewegt sich von dem Mann weg, der sich geschlagen gibt und sich schützend abwendet. Die Geraubte sucht sich zu entwinden, jedoch erfolglos, wie es scheint.

Die Komposition verweist auf einen Kampf auf Leben und Tod, der allein den Anfang einer sozialen Gruppenbildung unmöglich macht.

In Verbindung mit dem Relief kann man die Figuration auch als verdichtete und monumentale exemplarische Darstellung des kollektiven Frauenraubs durch Römer beim Volksstamm der Sabiner auffassen. Soweit die erste Interpretation.

Einen etwas anderen sozialen Blick auf die Skulptur legt die Deutung von Toman (1994) nahe. Er meint, der römische Räuber sei Romulus, der einem Sabiner die Frau raubt. Folgt man dieser Lesart, verkörpern der besiegte Mann und die geraubte Frau eine Ehe- und Paarbeziehung. Die Szene nimmt jetzt individuellere Züge an. Der Raub zerstört eine Ehe- und Paarbeziehung oder wenigstens, was für antike Verhältnisse wahrscheinlicher war, eine enge Wirtschaftsgemeinschaft.

5.2 Ohne Titel – der Anfang einer Dreierbeziehung?

Eine moderne Lesart der Skulptur ohne ihren kunsthistorischen Rahmen schlug eine Malerin vor, mit der ich mich über den „Raub der Sabinerin“ unterhielt. Ihr Deutungsvorschlag wäre nur ein feministisches Salto, enthielte er nicht einen ernsthaften Kern.

Man könnte in der Komposition eine Momentaufnahme sehen, die den Streit zwischen zwei Männern um eine Frau abbildet. Der eine ist der Gewinner, vorläufig, denn die Frau wehrt sich dagegen, gewaltsam in Besitz genommen zu werden. Da die dargestellte Szene nur einen Ereignisausschnitt zeigt, eröffnet sie dem Betrachter einen Raum für Spekulationen, wie die Geschichte weitergehen könnte:

Die Frau wehrt sich weiterhin heftig gegen die gewaltsame Inbesitznahme. Endlich sieht der Mann ein, dass es so nicht geht und man sich Frauen nicht besitzergreifend aneignen kann. Es kommt zu einer längeren Auseinandersetzung zwischen der Frau und beiden Männern. Diese endet versöhnlich; die Frau bietet beiden Männern eine Dreierbeziehung an.

Die Fortsetzungsphantasie enthält eine ernstzunehmende Sinndeutung. Die Szene würde einen Gesellschaftszustand zeigen, in dem Männer auf Leben und Tod um den Besitz einer Frau kämpfen und diese an sich reißen. Doch sind die Frauen mit dieser Art der Partnerwahl überhaupt nicht einverstanden. Mit diesem Seitenblick auf die Idee des egalitären Geschlechterverhältnisses endet der Grenzgang zwischen sozialwissenschaftlicher Gruppentheorie und Bildhauerei.

6 Fazit

Der gruppentheoretische Blick auf die ausgewählten Skulpturen hat einmal mehr die Vieldeutigkeit von Kunstobjekten sichtbar gemacht. Da eine Skulptur das „Innenleben“ von Kleingruppen nur an wenigen sichtbaren körperlichen und räumlichen Zeichen zu erkennen gibt, ist der Betrachter auf den sozialen Ort, an dem sie steht, als Bedeutungsrahmen angewiesen. Nimmt man sie aus dem tradierten Deutungskontext heraus, muss man für sie einen neuen erfinden.

Diese Einsicht ist für sinnverstehende sozialwissenschaftliche Forschung und Kunsthistoriker nicht neu. Sie wird allerdings bis in die Gegenwart von vielen Kleingruppentheorien und -konzepten, insbesondere zu Arbeitsgruppen und Teams, nur in wenigen Fällen ernst genommen (z. B. Ancona/Caldwell 1992, Wurst u. a. 2001). Man versucht meistens, das komplexe Geschehen in solchen Gruppen und ihre Leistungen aus sich selbst zu erklären (vgl. Ardelt-Gattinger u. a. 1998). Dass dies nicht gut gehen kann, wird erst langsam deutlicher in Forschung und Praxis, etwa der Teamsupervision, gesehen.

Festzuhalten sind aus der Beobachterperspektive einige Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen Skulptur und Kleingruppensituation. Skulpturen können sehr genau, sofern ein Bildhauer es darauf anlegt, die körpergebundene Zeichensprache von realen Gruppen wiedergeben: die Ähnlichkeiten im Aussehen, der Haltung, der Gestik von Figuren; Synchronie der Bewegungsabläufe, die auf nicht sichtbare Regeln und handlungsleitende Muster in einer Gruppe hindeuten; die wechselseitige Bezogenheit der Personen, z. B. in Kopfhaltungen und Blickrichtungen.

Skulpturen sprechen jedoch nicht. Doch können Kommunikationsabläufe indirekt in thematisch unterscheidbaren Ereignisabfolgen bildhauerisch ausgeformt werden. Reliefs bieten dazu aus bautechnischen Gründen allerdings mehr Möglichkeiten als freistehende Skulpturen. Bildhauerisch kann man die „Sprachlücke“, die Skulpturen aufweisen, durch enge körperliche Verbindungen und Verschachtelungen bis zu einem gewissen Grad wettmachen. Mit welcher Brillanz das möglich ist, zeigt der „Raub der Sabinerin“. Erinnerung sei hier noch an bedeutende

kirchlich-religiöse Skulpturen, die Gruppen verkörpern, wie die Heilige Familie oder die Grablegung Jesu (z. B. die Pieta von Michelangelo).

Die Ausgangsfrage, ob das Körperdefizit realen Gruppen die Konstruktion eines eigenen Selbst erschwert oder sogar erleichtert, kann mit dem Blick auf Skulpturen nicht schlüssig beantwortet werden. Das war auch nicht zu erwarten. Stimmt es aber, dass die Sprach- und Kommunikationslücke in Skulpturen durch körperliche Verbindungen verringert werden kann, dann verweist dies auf die Möglichkeit, dass die Mitglieder einer realen kleinen Gruppe in bestimmten Situationen, die belastend oder für das Gruppenimage bedrohlich werden, auch im wörtlichen Sinn „enger zusammen rücken“ können, um ihren Zusammenhang körpernaher zu spüren. In diese Richtung weist ein sozialpsychologisches Experiment zum Einfluss einer gemeinsamen, übergreifenden Selbstdefinition auf das Verhalten zweier Gruppen zueinander, die eine Problem lösen mussten (Dovidio et al. 1990). Die Forscher verwendeten eine Versuchsanordnung mit einigen originellen Details. In der ersten Phase, in der die beiden Gruppen noch getrennt arbeiteten, mussten die jeweiligen Mitglieder die gleichen T-Shirts tragen und sich einen Sticker mit dem selbst zugelegten Gruppennamen anheften. Sie erhielten außerdem die Gelegenheit, eine Kordel am Tisch anzufassen, die sie verband – das Gegenteil „laokoonischer“ Schlangen. Das körperbezogene Arrangement beruhte auf der schon früher gewonnen Erkenntnis, dass sich die räumliche Nähe bzw. Distanz zwischen den Teilnehmern darauf auswirkt, ob man diese als eine einheitliche Gruppe wahrnimmt oder nicht.

Ob in Zeiten individueller Autonomieprojekte und in Kulturen mit Berührungsverbot eine körpernähere Gruppenpraxis im Alltag überhaupt möglich ist, erscheint mir fraglich. Um so wichtiger dürften Skulpturen mit Gruppenkompositionen sein, die aufzeigen, was hinsichtlich einer Körper integrierenden Praxis wünschenswert, aber aus den verschiedensten Gründen nur schwer zu machen ist.

Skulpturen sind in der Lage, einen Körper zu zeigen, den reale Gruppen letztlich nicht herzustellen vermögen, allenfalls sehr fragmentarisch und in seltenen Momenten.

Literatur

- Ancona, D.G./Caldwell, D.F. (1992). Bridging the boundary: External activity and performance in organizational teams. *Administrative Science Quarterly* 37, pp. 634–665.
- Andrews, J. (1996). *The Sculpture of David Nash*. London
- Ardelt-Gattinger, E./Lechner, H./Schlögl, W. (Hg.): *Gruppendynamik* Göttingen.
- Beck, D./Orth, B. (1995). Wer wendet sich an wen? Muster in der Interaktion kooperierender Kleingruppen. In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 26: 92–106
- Beyer, G.K./Flesche, H. (1962). *Tilman Riemenschneider*. Hanau. 2. A.
- Bruneau, Philippe u. a. (1991). *Skulptur. Antike 8. Jhd. v. Chr.–5. Jhd. nach Chr.* Köln u. a.
- Ceysson, Bernard (1987) *Skulptur. Renaissance bis Rokoko*. 15. Bis 18. Jhd. Köln u. a.
- Dovidio, John F./Isen, A.M./Guerra, P./Gaertner, S.L./Rust, M. (1998) Positive Affect, Cognition and the Reduction of Intergroup Bias,. In: Sedidikes, S./Schopler, J./Insko, Ch.I. (Eds.). *Intergroup Cognition and Intergroup Behaviour*. Hillsdale, pp. 337–366.
- Fisch, R./Beck, D./Englisch, B. (Hg.): *Projektgruppen in Organisationen*. Göttingen.
- Gugutzer, R (2002) *Leib, Körper und Identität*. Opladen.
- Hettlage, R./Vogt, L. (Hrsg.) *Identitäten in der modernen Welt*. Opladen.
- Hogg, M./Terry, D.J.(Eds.) (2001). *Social Identity Processes in Organizational Contexts*. Philadelphia.
- Kelly, J.R./Barsade, S.G. (2001). Mood and Emotions in Small Groups and Work Teams. *Organizational Behavior and Human Decision Processes*. Vol. 86, No.1, pp. 99–130.
- Königswieser, R/Exner, A. (1998). *Systematische Intervention*. Stuttgart.
- Le Normand-Romain u. a. 1986, *Skulptur. Die Moderne*. 19.u.20. Jhd.. Köln u. a.
- Levkoff, Mary L. (1994). *Rodin in his time*. Los Angeles/New York.
- Löw, M. (1994). *Raum ergreifen: alleinwohnende Frauen zwischen Arbeit, sozialen Beziehungen und der Kultur des Selbst*. Bielefeld.
- Mummendy, A./Simon, B. (Hrsg.): *Identität und Verschiedenheit: Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften*. Bern
- Roetzel, B. (1999). *Der Gentleman. Handbuch der klassischen Herrenmode*. Köln.
- Tomann, R. (Hrsg.) (1994). *Die Kunst der italienischen Renaissance*. Köln.
- Wurst, K./Högl, M./Gemünden, H.G. (2001). Zusammenarbeit in der frühen Phase von Multi-Team-Entwicklungsprojekten. In: Münden, H.G./Högl, H. (Hg.). *Management von Teams*. Wiesbaden, 219–236.

Rudolf Messner

Texte zum Theater – vier kleine Essays

Einleitung: Wofür ich Rolf Schwendter dankbar bin

Rolf Schwendter, in der Wahl des persönlichen, auch des Künstlernamens drückt sich aus, was für mich in meiner eigenen langen Kasseler Zeit von 1972 bis 2004 an dem Mann mit seinem gleichermaßen unvergesslichen geistigen und leiblichen Habitus so wichtig, ja ein Anlass zur Neuentdeckung eines brachliegenden Teiles meiner eigenen Existenz geworden ist.

Irgendwann in der Frühzeit der Universität Kassel – damals noch sittenstreng ausschließlich Gesamthochschule genannt –, bin ich dem kollegialen Zuwachs aus Wien erstmals begegnet. Ihm eilte der Ruf voraus, durch die Stadt seiner Herkunft in Aussehen und Diktion unverkennbar geprägt zu sein. Vor allem aber sollte alles am Prof. Rolf Scheßwendter irgendwie radikal und links, im Marcuseschen Sinne subkulturell sein. Und sehr gescheit sollte er auch sein, er hätte bei Zweitausendeins wichtige Titel zu seinem Fachgebiet Devianz- und Subkulturforschung publiziert. Bald erlebte ich meinen Kollegen bei einer Diskussion nach einem Vortrag des Planungsreferenten Ulrich von Weizsäcker, Dr. Willy Bierter. Ein langer Vortrag, in dem die institutionelle Erstarrung der Hochschule beklagt und freisetzend gemeinte Alternativen aufgezeigt wurden. Als einer der ersten Diskutanten meldete sich Schwendter. Er hatte während des Vortrags an seinem Tisch bei einem Glas Wein einen eher gedämpft zuhörenden Eindruck gemacht. Nun teilte er mit, dass er zwölf Punkte, es können auch vierzehn gewesen sein, anzumerken habe. Frei stehend, ohne Notizen zu verwenden. Er begann etwas wienerisch-grummelnd, aber die Brillanz von Rede und Inhalt steigerte sich zu einem höchst klaren und scharfsinnigen Gegenreferat, das zum Erstaunen der Zuhörer das vorhergesagte 12- oder 14-Punkteprogramm präzise erfüllte. Wie oft habe ich diese unermüdliche, jede erwartbare physische Präsenz sprengende Intellektualität und Diskussionsbereitschaft, aber auch die Fähigkeit zur

resümierenden Analyse in den Sitzungen des Offenen Wohnzimmers zu wissenschaftlichen Themen erlebt!

Mir selbst sind freilich dessen literarische Abende, die Leseaufführungen, zu meinem Lebensschicksal geworden. Von irgendjemand zu den Leseaufführungen mitgenommen, habe ich bald erlebt, welche bereichernde Erfahrung es darstellte, in Gemeinschaft mit anderen in Wedekinds „Frühlingserwachen“ ein verzopftes Lehrerfossil oder in Nestroys „Freiheit in Krähwinkel“ gleichzeitig den Nachtwächter und Sperling, den Edlen von Spatz, lesen zu dürfen. Vor mir liegt noch der handschrieben-kopierte „Rundbrief Nestroy“, auf dem Rolf Schwendter mit seinen charakteristischen kleinen Schriftzügen die Besetzung notiert hatte (nicht ohne anzumerken, dass der Nachtwächter im Dialekt und Sperling in Hochsprache zu lesen sei). Mit dem Dialekt hatte es eine eigene Bewandnis. Durch Rolf Schwendter habe ich entdeckt, dass ich mir – meine Mutter war Wienerin –, obwohl in Tirol aufgewachsen und lebenslang in Opposition gegen die weich-singende Wiener Intonation, unbewusst einen beträchtlichen passiven Wiener Sprach- und Redeschatz angeeignet hatte. Er kam mir bei den „großen“ Lesungen der „Letzten Tage der Menschheit“ von Karl Kraus in vielen Rollen zugute, angefangen vom Lehrer Zehetbauer bis zum Marktamtskommissär, als der ich mich mit Rolf Schwendter in der Rolle des „Viktualienhändlers“ Vinzenz Chramosta streiten durfte (Schwender als Chramosta zu mir: „Wos, warnen a no? Sö Amtsperson Sö! Sö Hungerleider! I bring Ihna um!“). „Die letzten Tage der Menschheit“ wurden mein wichtigstes Stück in der Zusammenarbeit mit Rolf Schwendter. Zuletzt, bei den Mainzer Kulturtagen am Pfingstsonntag 2001, hatte ich die Freude, mit dem Schwendter-Leseteam, eine Vielzahl von Rollen, vor allem aber – im Zwiegespräch mit dem „Optimisten“ Johannes Feest aus Bremen – die ungeheure Auslassung des Nörglers in der 29. Szene des Ersten Aktes zu lesen. R.S. ahnt nicht, wie sehr ich an diesen Leseerfahrungen meine aktiv-sprachgestaltenden Fähigkeiten revitalisieren und neu entwickeln konnte. Dies kam mir in meinen Vorlesungen genauso zugute wie in literaturdidaktischen Seminaren, aber auch insgesamt in meiner Beziehung zu literarischen Texten. In den Leseaufführungen entdeckte ich die Welt der Literatur neu, von der inneren Identifikation mit den Texten her.

Unvergesslich sind mir die Mehrtageslesungen, z. B. des Ulysses (wo Schwendter auch mit einem weiteren seiner Multitalente, seiner Kochkunst, brillierte). Besonders wichtig ist für mich auch die Teilnahme an der Lesung von Auszügen von Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“ geworden. In diesem Fall auch in Wien, in der subkulturellen Szene Währings, des 18. Wiener Gemeindebezirks. Ich hatte die Ehre, wichtige Teile der „Parallelaktion“, genauer Ausführungen über die „wahre Erfindung der Parallelaktion durch Graf Leinsdorf“ (II, 21), in prominenter Gesellschaft in Wiener Diktion zu lesen. Da ich jedoch als Mitglied des „Kasseler Lesetheaters“ angekündigt war, verblüffte meine Wiener Aussprache einen anwesenden Hörfunkjournalisten (die Leseaufführung wurde im Österreichischen Rundfunk übertragen). „Wieso sprechen Sie so gut Wienerisch?“ wurde ich als vermeintlicher Norddeutscher gefragt. Ich antwortete, ohne Widerspruch zu ernten: „Das habe ich bei Rolf Schwendter gelernt!“

„Das habe ich bei Rolf Schwendter gelernt.“ Dieser Satz gilt auch für das eigene Inszenieren von Stücken für Leseaufführungen im Offenen Wohnzimmer. Insbesondere Texte von Thomas Bernhard – „Heldenplatz“, „Der Deutsche Mittagstisch“, „Der Atem“, „Alte Meister“ – mit dem unvergesslichen Monolog Rolf Schwenters als Kunstkritiker Regier, vor dem Bilde Tintoretts sitzend, wurden hier für mich prägende Erfahrungen, auch im zunehmenden Verständnis der unwiederholbaren Verbindung von Komik und Verzweiflung, wie sie m.E. im Werk Thomas Bernhards auf höchstem Niveau stattfindet.

Rolf Schwendter weiß vermutlich nicht, dass der literarische Kontakt zu ihm über die Leseaufführungen hinaus bei mir auch den Mut und die Aktivität ausgelöst hat, zu literarischen Dingen in kleinen pointierten Texten Stellung zu nehmen. Eine Ambition, unmittelbar durch meine literarische Wiedererweckung im Offenen Wohnzimmer angeregt. Ich weiß nicht, ob ihm die folgenden vier Texte zusagen werden. Auch wenn Sie ihm missfallen sollten, ein wenig sind sie auch seine „Kinder“. Ich habe sie nur wenigen Menschen zu lesen gegeben. Mit unterschiedlichem Erfolg. Der noch während der Peymann-Ära 1989 im Foyer des Burgtheaters beim Anstehen um Karten skizzierte Text „Die Überquerung des Seils“ hat, als ich ihn auf Rat eines der wenigen

Leser an's Burgtheater sandte, immerhin dazu geführt, dass ich bis heute, mehr als 10 Jahre *nach* Peymann, immer noch die Programme des Wiener Theaters zugesandt erhalte. Der Clavigo-Text von 1994 hält für mich Glanz und Elend des Tif fest. Die Anmerkungen zum Kasseler „Urfaust“ haben mir postwendend eine Gesprächseinladung des Intendanten Nix verschafft (aus der aber „nix“ geworden ist, als Nix von mir erfuhr, dass ich zwar die „halb-genialische“ Nimz-Interpretation des Faust kritisiere, niemals aber das Recht, solche Inszenierungen jederzeit anzubieten, ich mich also nicht als sein Feind geoutet hatte). Die Zuckmayer-Reminiszenz über die Wiesmühl in Henndorf bei Salzburg schließlich hat mich in Diskussionen mit dem dortigen Gemeinderat über deren Erhaltung gebracht.

Die vier so unterschiedlichen Texte werden Rolf Schwendter zu Ehren hier erstmals abgedruckt. Ob er sie mag oder nicht, sie sind eine kleine Hommage für ihn. Und ein Dank dafür, dass er mit seiner tendenziell genialischen literarisch-wissenschaftlichen Existenz in den Kasseler Jahren mich ein wenig mit-inspiriert und mir neben meiner wissenschaftlichen Arbeit zu ein wenig gestalterischer Rekultivierung verholfen hat.

Die Überquerung des Seils

am 27.03.1989 im Wiener Burgtheater

„Bitte die Herrschaften, sich jetzt in Zweierreihen anzustellen! Rechts, hier an der Kassa, für Stehplätze. Und die Herrschaften, die Sitzplätze wünschen, bitte links an der Wand, vor der Absperrung!“ Mit diesen Worten versucht der erste der Theaterdiener Ordnung in die Menschengruppe zu bringen, die – chaotisch durcheinanderstehend, an den Wänden lehnd oder auf Marmorstiegen sitzend – durch die gemeinsame Hoffnung zusammengebracht, nein gezwungen wird, im Foyer des Wiener Burgtheaters, Fünfviertelstunden vor Beginn der Eröffnung der Abendkassen, für die Aufführung um 19 Uhr noch Karten zu erhalten. Die Menschengruppe fügt sich, ungeachtet dessen uniformiert-souveräner Kompetenz, nur unwillig den Anordnungen des ersten Theaterdieners. Dieser muss die Mühe auf sich nehmen, das rotgeflochtene armdicke Absperrungsseil, das die Gruppe der Sitzplatzinteressenten in Hüft-

höhe vom jetzt noch nicht zugänglichen Teil des Kassenraums abgrenzt, mit einem Spagat zu übersteigen, um zur Ansammlung der Stehplatzbewerber gelangen zu können.

„Soi des eine Zwarerreihe sein?“ fährt er die Gruppe unwirsch an. „Verstehens net, wenn Sie geordnet in aner Zwarerreihe anstengan, dann geht das zagg, zagg, und Se kumman alle schnella dro!“ Und zu einem jüngeren Burschen, der sich vorgedrängt und möglichst unauffällig neben ein schon gebildetes Paar gestellt hat: „Se, hearsn, Se stölln sich wieder hintn a, Se san ja erst kumma. Und de andern Herrschaf-ten wartn doch scho a hoibe Stund.“

Kopfschüttelnd geht der Theaterdiener zum roten Absperrungsseil zurück, dessen Übersteigen ihm diesmal von einem jüngeren Dienerkollegen erleichtert wird, indem dieser es vom Wandhaken löst, der es straff über das Foyer spannt, und es dadurch dem vorgeordneten älteren Kollegen beinahe in Bodenhöhe zum leichteren Überschreiten darbietet. Der erste Theaterdiener wendet sich nun der hinter dem Seil wartenden Sitzplatzbewerberreihe zu, die sich angesichts der ihrer Parallelschlan-ge erteilten Schelte etwas wohlgestalteter formiert hat: *„Dass des de Leit net einsegn woin, dass es füa alle longsama geht, wenn ka Ordnung net is. Wenn zwa und zwa zur Kassa kumma, dann geht des zagg, zagg. Scho hamms de Billet abgrissn. Vurwärts, de nextn zwa, so geht des weita, in einem furt.“*

Ein Mann im grauen Anzug nähert sich, zwischen den beiden Zweierreihen hindurchschreitend, ohne jede Untertänigkeit dem Absperrungsseil. *„Jessas, der Herr Dokta!“* ruft der erster Theaterdiener aus und wendet sich mit seinem Kollegen beflissen dem roten Seil zu. Dieses ist aber schon von einem dritten, noch jüngeren und bewegungsschnellen Uniformträger aus der Verankerung genommen worden. Und während seine beiden Mitdiener in ihrer hilfebereiten, aber nicht zu Ende gekommenen seillösenden Aktion erstarren, hat dieser das aus dem Haken genommene Seilende schon die vier, fünf Meter bis zur Mitte des Foyers getragen, so dass der Herr Doktor – offenbar mit der Vorbereitung der Vorstellung befasst –, ohne seine Gehbewegung wesentlich

verlangsamen und ohne das Seil auch nur überschreiten zu müssen, seinen Amtsweg zur nach oben führenden Treppe fortsetzen kann.

Der Jüngste der Theaterdiener spannt das Seil allerdings nicht sofort in die Verankerung zurück, denn eben – es ist fünf Minuten vor Kassenöffnung – nähert sich ein Feuerwehrpolizist der Barriere. Ihm wird ihre Überwindung mit einem Gruß „*Guten Abend, Herr Inspektor!*“ nicht völlig abgenommen, aber doch bis aufs Äußerste erleichtert, indem der Jungdiener das Seil mit einer starken Bückbewegung flach zu Boden gleiten lässt, so dass der Feuerwehrpolizist seine Lackschuhe beim Hindernisüberwindenden Schritt nur eine Winzigkeit mehr als üblich anheben muss. Eine solche Ehre erweisen die Theaterdiener auch ihrem ranghöchsten Kollegen nie. Allenfalls wird für ihn, wie schon erwähnt, das Seil mehr oder weniger abgesenkt. Die jüngeren Diener – Programme und Anweisungen müssen hin- und herbefördert werden – übersteigen oder überspringen das Seil nun mehrmals mit zur Schau gestellter jugendlich-sportlicher Ambition. Niemals hingegen sehe ich einen Diener das gespannte Seil gebeugt unterkriechen. Nur ein einziges Mal geht der erste der Diener unter dem Seil durch, das jedoch in diesem Moment von einem seiner Kollegen über Kopfhöhe emporgehalten wird.

Eiligen Schritts schreitet eben der ranghohe Herr Doktor, die Treppe herunterhastend, vom Innenraum her erneut auf das Seil zu. Die in ihrer Aufmerksamkeit nach außen gewandten Theaterdiener bemerken ihn infolgedessen so spät, dass es auch dem schnellsten nicht mehr gelingt, das aus der Wandaufhängung genommene Seilende zur Foyermitte zu tragen, um den Weg völlig freizumachen. Das Seil kann nur mehr ganz flach auf den Boden gelegt werden, während alle drei Diener gleichzeitig mit einer für einen Augenblick gewährten Verbeugung ihr Bedauern über das Verbleiben eines Hindernisrestes ausdrücken. Dann eilen die drei Diener den noch nicht in die richtige Ordnung gebrachten Schautischen mit den Texten früherer Aufführungen zu, entfernen einen Barockschemel in eine Nische und stellen sich in einer Reihe auf, während der Jüngste das Seilende nun endgültig aus der Verankerung nimmt und auf die andere Wandseite des Burgtheaterfoyers trägt. Er gibt damit die ganze Breite des Zugangs zur inneren Kasse frei.

Es ist 18 Uhr 01. „*Meine Herrschaften*“, sagt feierlich der als erster in der Reihe stehende erste Theaterdiener, „*wollen Sie sich, bitte in Zweierreihen, zur Kassa begeben!*“ Die Sitzplatzinteressenten schreiten in paargeordneter Würde auf dem freigegebenen Weg voran, einem fast sicheren Kartenglück für eine Shakespeareraufführung entgegen. Verbunden mit dem etwas fragwürdigen Glück, in dem mit Klaus Brandauer besetzten Hamlet das Haus nur im Glanz seiner vorpeymannschen Herrlichkeit zu erleben.

Goethes jugendliches Treue-Drama „Clavigo“

dekonstruiert (1994)

Kasseler Staatstheater. Anfang März 1996. Kleines Theater im Fridericianum. Aufführung von Goethes Trauerspiel „Clavigo“ in einer eigens für die kleine Bühne und jüngeres Publikum eingerichteten Fassung. Eine sehr engagierte Aufführung mit Esprit und Spielwitz, aber auch deutlich im Bemühen um eine „Dekonstruktion“ des Textes, wie sie für das gegenwärtige Regie-Theater nicht untypisch ist. Ein Beispiel liefert die „Wiederannäherungsszene“ zwischen Clavigo und Marie in der Mitte des Stückes.

„Clavigo“ ist ein im Geist des Sturm und Drang geschriebenes Treue-Drama. Alle Konflikte wurzeln darin, dass Clavigo, nachdem er als Schriftsteller und Archivar des Königs von Spanien Karriere machte, seine große Jugendliebe Marie hat sitzen lassen.

Nun befinden wir uns im Dritten Akt in der Madrider Wohnung von Sophie, der Schwester von Marie Beaumarchais. Hier sind sie alle versammelt: die immer noch ihrem Verlobten nachtrauernde Marie, ihre Schwester Sophie, der von den Kanarischen Inseln angereiste, rachedurstige Bruder, der dem treulosen Clavigo an den Kragen will, und Buenco, der Freund des Hauses und heimliche Verehrer Maries. In der Kasseler Fassung wird auch Maries Bruder durch eine – nicht minder rache glühende und waffengewandte – Frau verkörpert, so dass neben den etwas tapsigen Buenco als Gegengewicht zu Clavigo und seinem mephistophelischen Einflüsterer Carlos ein in Schmerz und Wut hochaktives Frauentrio tritt.

Als Clavigo in Maries Wohnung anlangt und ihrer ansichtig wird, ist er voller Skrupel, zerrissen zwischen Gefühlen der Schuld, der Liebe und der schieren Menschenangst. Schuld empfindet er, weil seine Abtrünnigkeit Marie nach den damals nicht nur in Spanien herrschenden strengen Sitten entehrt hat; Liebesregungen, weil seine Leidenschaft für Marie, wenn auch durch ein teilweise ausschweifendes Hofleben verdrängt, noch nicht erstorben ist; entsetzliche Angst, weil ihn Maries Bruder soeben in seiner eigenen Wohnung zu Tode bedroht und ihm eine Erklärung abgerungen hat, in der schwarz auf weiß sein Betrug an Marie einbekannt ist – eine Erklärung, die Clavigo gesellschaftlich vernichten würde, sollte sie denn veröffentlicht werden. Ein ambivalenter Sturm von Gefühlen der Neigung und Zweckmäßigkeit also in Clavigos Brust.

Nun nähert sich Clavigo der erschrockenen Marie und ihren rachelüsteren Geschwistern und versucht durch das, was er am besten kann, große Rhetorik, die Situation zu wenden, wobei sich unverkennbar Liebesbeschwörung und Rechtfertigungsschwulst miteinander mischen:

„... Hören Sie mich, Beste, wenn Sie mich nicht ansehen wollen. Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in sein Haus aufnahm, da ich ein armer, unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenschaft für Sie fühlte, war's da Verdienst an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Übereinstimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, dass auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, dass ich nach einer Zeit mir schmeicheln konnte, dies Herz ganz zu besitzen? Und nun – bin ich nicht ebenderselbe? Sind Sie nicht ebenderselbe? Warum sollt' ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollen Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen, unglücklichen Seereise lange für verloren geachtet, nicht wieder an ihren Busen nehmen, wenn er unvermutet wiederkäme und sein gerettetes Leben zu Ihren Füßen legte? ... Marie! Wie können Sie mich hassen, da ich nie aufgehört habe, Sie zu lieben? ... Wollen Sie das Glück Ihres Lebens nun nicht ausgenießen, weil ein düsterer Zwischenraum sich unseren Hoffnungen eingeschoben hatte? ...“ Usw., usw.

Wie wird dieser Wiederannäherungsversuch nun in der Kasseler Aufführung dargestellt?

Zunächst: Clavigo tritt allein auf die Bühne. Das Frauentrio, auch Marie, hat sich vor ihm auf die Zuschauertribüne zurückgezogen, so dass Clavigo seine an Marie gerichteten Worte ins Publikum sprechen muss. Bekleidet ist Clavigo mit seinem leuchtend roten Dichteranzug aus Lackleder, was ihm ein feurig-jugendliches Aussehen gibt, das allerdings durch die drei riesengroßen poproten Annäherungsluftballons, die er während der gesamten Szene in der Hand hält, etwas ins Linkisch-Infantile verkehrt wird.

Überhaupt Luftballons! Alle verliebten Männer tragen sie während des gesamten Stückes herum. Nur in liebesferneren Szenen werden sie vorübergehend an Statuenhänden abgelegt. Neben den Luftballons gibt es in der Aufführung noch zwei andere Manierismen des neuen Regietheaters, die manchmal effektiv und verstärkend, manchmal auch etwas banal wirken: Immer wenn Geschriebenes eine Rolle spielt, wird vom Überboden per Handzug eine Flut von auf die Bühne flatternden Zetteln ausgelöst, immer wenn Liebesschmerz zu artikulieren ist, wird von einer alten Platte ein und dasselbe Zarah-Leander-Lied abgespielt (das schließlich aufgrund eines simulierten Plattenfehlers in unvermeidlicher postmoderner Wiederholungsmonotonie endet).

Clavigo tritt wenig selbstsicher auf. Weinerlich-zerknirscht und leise spricht er seinen Versöhnungsmonolog „... da ich ein unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenschaft für sie fühlte ...“ und verfällt immer mehr in ein schluchzend-unverständliches Gemurmel. Nach einer halben Minute der Peinlichkeit aber bricht er plötzlich ab und sagt mit lauter, nüchterner Stimme: „Das versteht doch keine Sau!“ Dann setzt er sich mit herausfordernder Miene in die Mitte der Bühne und beginnt den Monolog noch einmal von vorne, diesmal enthusiastischer.

Auch dieser Versuch wird unterbrochen. Er spricht den Monolog ein drittes, schließlich ein viertes Mal, diesmal selbstbewusst-frecher, aber nun zunehmend gegen die Zwischenrufe ankämpfend, die das empörte Damentrio Marie, Sophie und Beaumarchais ihm in immer dichter Folge aus dem Publikum entgegenschleudern: „Bammel, bammel!“ – „Kann man deine Luftballons kaufen?“ – „Klingt gut!“ – „Schnauze!“ – Gesang: „Ein Männlein steht im Walde ...“ – Labber, labber, alles Rhe-

torik!“ – „Gut für Putzfrauen!“ – „Das ist ein billiger Trick!“ – „Bla, bla, bla!“ – „Können wir weitermachen? Die Leute wollen nach Hause!“ Mit einem Wort, Clavigo bekommt – szenisch gesehen – kein Bein auf die Erde, sondern wird vom Frauenkollektiv, das sich als Resonanzboden für alle Anwesenden fühlt, als falsch daherquasselnder Macho entlarvt. Und wie geht es weiter? Die Szene geht insgesamt wohl zehn Minuten dahin, dann verstummt Clavigo resignierend. Die Frauen kehren auf die Bühne zurück. Alle treten wieder in das Stück ein. Die Möglichkeit der Weiterführung wird dadurch gesehen, dass sich Marie und Clavigo, nun ausschließlich ihrer Körpersprache vertrauend, in die Arme sinken. Über Liebe wird nicht mehr geredet, wohl aber werden – wie am Schluss des Aktes im Stück vorgesehen – von den Verwandten Marias Zweifel am Gesinnungswandel Clavigos artikuliert.

Ich vermute, dass kaum der näheren Erklärung bedarf, worin hier Dekonstruktion besteht. Durch die mehrfache Wiederholung der Wiederannäherungsszene, ihre publikumsbezogene Präsentation und ihre Kommentierung wird der Schein, freilich damit auch der mögliche Zauber der Unmittelbarkeit der Goetheschen Szene distanzierend aufgebrochen. Sie wird als *Konstruktion* vorgeführt – und als solche gleich in *vier möglichen Lesarten*. Im Offenlegen des Originaltextes als Konstruktion und im Aufdecken von dessen pluraler Vieldeutigkeit, insbesondere aber in der Entlarvung der immanenten Widersprüche, die dem Goetheschen Versöhnungsmonolog innewohnen, besteht die vielbededete Dekonstruktion. Die scheinbare Liebesbotschaft weist ja Züge der Überlebensangst und der schieren Berechnung auf, die tatsächlich eine erneute Zumutung an Marie bedeuten.

Mir ist es dabei so ergangen, dass ich ärgerlich darüber war, dass vorübergehend die Illusion der Unmittelbarkeit der Handlung des Stückes aufgehoben worden ist. Ich hatte auch Probleme mit der Trivialisierung des Textes und überhaupt mit seiner rüden Demontage, die für Teile der Aufführung zu einer Art „Goethe-Revue“ führt, in der jeder Eigeneinfall der Mitwirkenden gleichberechtigt neben den klassischen Text gestellt wird. Andererseits vermittelt die Distanzierung durchaus auch intellektuellen Genuss und spielerisches Vergnügen. In Goethes Drama steckt selbst schon erheblicher Zweifel an der Beständigkeit von

Beziehungstreue. Von Goethe selbst wird also der Treue-Mythos bereits angezweifelt, während jener der Liebe unbeschädigt bleibt (sie kann nur verschüttet, nicht aber ausgelöscht werden). Bedeutet die Dekonstruktion in Clavigos Wiederannäherungsszene also nur die Darstellung eines schon im Goethestück angelegten Widerspruchs mit den Mitteln des postmodernen Theaters?

Urfaust im Kasseler Staatstheater am 05.10.2002

oder: Faust, ein stammelnder Triebtäter?

Vielleicht *die* Schlüsselszene der Aufführung nennt sich im Faust-Text „Abend“. In einem „kleinen reinlichen Zimmer“ soll sie sich laut Goethe abspielen. Gretchen hat eben auf der Straße Faust zum ersten Mal gesehen. Nun bindet sie in ihrer Kammer ihre Zöpfe auf und reflektiert im Selbstgespräch, was für ein edler, kecker Herr ihr da heute begegnet ist. Dann verlässt sie die Kammer kurz. Und schon drängt Faust mit Mephistopheles in die Stube. Er ist für Gretchen entflammt und will ihr nun hier nahe sein.

Im Original wird Faust von einer Fülle liebevoll-romantischer Vorstellungen über den Ort und das Geschick des ihm engelgleich erscheinenden Wesens überwältigt, das hier lebt und aufgewachsen ist. Mit den Worten „Ich bitte dich, lass mich allein“ vertreibt er Mephistopheles aus der Intimität der Stube. Mephistopheles geht auch ab, aber nicht, ohne nüchtern festgestellt zu haben: „Nicht jedes Mädchen hält so rein.“

Dann Faust:

„Willkommen, süßer Dämmerchein,
der du dies Heiligtum durchwebst!
Ergreif mein Herz, du süße Liebespein,
die du vom Tau der Hoffnung schmachtend lebst!
Wie atmet rings Gefühl der Stille,
der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armut welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit!“

Und später:

„Hier möcht' ich volle Stunden säumen.
 Natur! Hier bildedest in leichten Träumen
 den eingebornen Engel aus!
 Hier lag das Kind, mit warmem Leben
 den zarten Busen angefüllt,
 und hier mit heilig reinem Weben
 entwirkte sich das Götterbild!

Und du! Was hat dich hergeführt?
 Wie innig fühl' ich mich gerührt!
 Was willst du hier? Was wird das Herz dir schwer?
 Armsel'ger Faust! Ich kenne dich nicht mehr.

...

Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
 Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?“

Nicht einfach, diese Stelle nachzuvollziehen. Sie ist durchsetzt mit Ru-
 fezeichen der Empfindsamkeit. In der kleinen Stube materialisiert sich
 für Faust die Allgegenwart seines übermächtigen Liebesehnens. Alles,
 auch die Einfachheit, ja Trivialität einer Mädchenstube wird ihm im
 hochgeputzten Beziehungs- und Liebeswahn zum höchst bedeutsa-
 men Weltgeheimnis.

Auch Erich Trunz, der große Goethe-Interpret, schreibt zu dieser Stelle
 mit erklärender Distanz: „Die Sprache hier und im Folgenden stark ly-
 risch, mit der Ausdruckskraft des Sturm und Drang, die innere Berührt-
 heit Fausts durch die Atmosphäre symbolisierend.“ (Goethe, Faust, An-
 merkungen von E. Trunz, S. 552)

Was aber macht Martin Nimz, der Regisseur der Kasseler Aufführung,
 aus dieser Stelle?

Zunächst ist zu sagen, dass es keine Stube gibt. Die gesamte Aufführung spielt in einem vierfach sich verkleinernden, wie ein Spiegelkabinett nach hinten versetzten Hörsaal. Aber es handelt sich nicht um eine Spiegelung, sondern um vier reale, betret- und bespielbare Hörsäle, was durch ihre Stufung – jeder Hörsaal liegt höher als der vorangehende – und eine leichte Krümmung in ihrer Abfolge noch betont wird. Drei Artefakte symbolisieren übrigens in identischer Weise die Hörsäle. Ein Rednerpult mit Mikrophon. Darunter links und rechts zwei Stuhlreihen und dazwischen ein roter Teppich, der die vier Hörsäle, die übrigens in der Aufführung erst nach und nach durch das Öffnen von Vorhängen enthüllt werden, wie ein roter Handlungsfaden aneinanderbindet.

Nach meinem Empfinden ein fast genialisches Bühnenszenario mit einer Fülle von Spielmöglichkeiten. So sitzt Mephistopheles am Anfang des Stücks schon als – einziger und schnarchender – Zuhörer im ersten und untersten Hörsaal, als Faust seinen Eröffnungsmonolog „Habe nun, ach! Philosophie ...“ als Vorlesung vom Pult über Mikrophon vorträgt. Ich bewundere den Einfall, weil damit wunderbar das im Urfaust – es handelt sich um ein Fragment – nicht erklärte Auftreten von Mephistopheles überspielt und mit dem Professorenamt Fausts verknüpft wird. Allerdings ahne ich noch nicht, dass das Fehlen jeder Zuhörerschaft symptomatisch für das Faustbild des Regisseurs Nimz sein wird. Die Lebenskrise des Faust – mir als *innere* Krise eines genialisch suchenden Geistmenschen geläufig –, sieht er von Anfang an als Existenzkrise eines Hörsaalmenschen, der seinen Beruf in Wirklichkeit nie ergriffen hat. Nicht überschreiten will Faust das wirkungsmächtig ausgefüllte Professorenamt, sondern er fällt in der Kasseler Aufführung von Anfang an auf die Stufe seines Unverstands zurück, die es ihn nie hat wirklich ausfüllen lassen. Ein Stammerler auf dem Professorenthron, der in seiner Verzweiflung zu koksen beginnt. Der ganze Faust eine Koksphantasie.

Übrigens ist jeder der vier gekrümmt hintereinandergeschachtelten Hörsäle ein wenig kleiner als der vorhergehende. Auch die – übrigens ständig schlagenden – Türen, von denen man die Hörsäle von links und rechts betreten kann, sind jeweils kleiner. Da die Personen gleich groß

bleiben, wirken sie perspektivisch beinahe ins Gigantische verzerrt, wenn z. B. Heinrich in der Schlusszene der versuchten Befreiung Gretchens aus dem Kerker auf Ebene 4 zum Auf- und Ausbruch drängt. Dagegen Gretchen klein und armselig, aber dem Publikum nahe, auf Ebene 1.

Die Szene „Abend“ spielt also in der Kasseler Aufführung nicht in Gretchens Stube, sondern auf Hörsaalenebene 3. Die Türen sind schon etwas niedrig, Faust und Mephistopheles müssen sich bücken, wenn sie Gretchens Hörsaal-Stube betreten. Was aber geschieht dann? Wie bewältigt der Kasseler Faust den Ausbruch von Empfindsamkeit, den Goethe hier für angemessen hält, in die Wahrnehmung des Ortes die ganze allumfassende Welt- und Liebessehnsucht Fausts hineinprojizierend?

Zunächst: der Kasseler Faust spricht überhaupt nicht. Der Darsteller des Faust ist ein junger, nicht unhübscher Mann von großer Statur und ziemlicher Leibesfülle. So wirkt er, wenn er sich sein schwarzes Trikot ausziehen muss, ein wenig wie ein noch nicht von der Mutterbrust abgenabeltes Riesenbaby. Voll auch von kindlichem Trotz. Und Gewalttätigkeit, wenn er seinen Willen nicht bekommt.

Der Kasseler „Faust“ spricht in der Abend-Szene überhaupt nicht. Allenfalls ist ein Murmeln zu hören. Einige Wortfetzen, die man nur bei wiederholtem Hören mit dem Text des Urfaust in Verbindung bringen könnte. Aber während Mephistopheles, eine Hörsaalenebene tiefer – er ist ja in der Szene nicht anwesend – von einem Sessel aus zusieht, steigt Faust auf zwei der kleinen Hörsaalstühlchen von Ebene 3 und schmiegt als erstes verzückt ein weiteres schwarzes Stühlchen an sich. Dann lässt er seine schwarze Hose herunter und beginnt, auf seinem podestartigen Platz verharrend, mit einem, von Stöhnen, Seufzen und Geschrei begleitenden Akt der Selbstbefriedigung. Vor aller Welt muss er sich sein unter der schwarzen Turnhose – Gott sei Dank, er behält sie an! – zu vermutendes Geschlechtsteil wohl eine Minute lang reiben. Wie peinlich – und doch wie sehr intensives Theater, weil diese Peinlichkeit ja erspielt wird. Sogar der Regisseur findet aber hier eine leicht ironische Brechung angebracht. Mephistopheles vollzieht sie, indem er sich mit

augenzwinkernder Abscheu dem Publikum zuwendet. Und Faust? Irgendwann kriegt er seine schwarze Hose wieder hoch und ergreift seinen schwarzen Talar. Aber er bleibt der stammelnde Triebtäter, als der er sich in der Abend-Szene so obszön offenbart. Später wird er Gretchen vor dem Liebesakt brutal drei-oder viermal durch den halben Raum werfen (Hörsaalenebene 2). Nie gelingt ihm im ersten Teil ein zusammenhängender Satz. Er stammelt, murmelt, giert, von einem dumpfen Trieb in Unruhe und Lustbegehrt versetzt.

Damit gewinnt mein Unbehagen mit der Kasseler Dekonstruktion des Goetheschen Urfaust Gestalt. Ich sehe hier Faust, der für mich der Inbegriff des nach Vollkommenheit suchenden, des alle Barrieren durchbrechen-wollenden forschenden Menschen ist, zum stammelnden Triebtäter degradiert. Faust will die höchste Liebe, die, wie Trunz schreibt, „allhaltige Seligkeit“ erfahren (S. 551). Und er ist doch auch im Urfaust und auch jenseits des Teufelspakts ein Mensch im Vollbesitz seiner geistigen Idealität, die im Sturm und Drang eine neue, auf das menschliche Götterrecht pochende Stimme erhalten hat. Und gleichzeitig wird im Urfaust vorgeführt, wie die menschliche Geistnatur in ihrem Götterstreben in die Fallstricke triebhafter Regression gerät. Aber der faustische, der göttergleiche Kern bleibt doch durch alle Destruktionen hindurch erhalten, die Sehnsucht, die Hoffnung auf das Höhere – und die Zugehörigkeit zu ihr – stirbt nie. Sie setzt sich trotz aller entsetzlichen Leiden bei Gretchen und bei Faust (wenn auch erst am Schluss der Tragödie) schließlich durch.

Aber hat nicht der Regisseur Nimz Recht? Sind nicht wir es, die einem falschen Idealbild unterliegen, und ist nicht der göttergleiche Faust selbst es – und nicht die böse Teufelsmacht –, der lügt, verführt, Gretchens Mutter mordet, kurzum der seine Triebbefriedigung zum höchsten Gesetz macht? Ist nicht insofern Nimz mit seinem dekonstruktiven Denkmalsturz von Goethes Urfaust im Recht? Zeigt er nicht die Fatalität unseres Existenzkerns, die brutale Triebbesessenheit des scheinbar suchenden Menschen, die Goethe nur indirekt in der Verkleidung der Fausttragödie auszusprechen wagte?

Der Einwand bleibt: Der Mensch ist immer das, als was er sich selbst in seiner Geschichte, in seinem individuellen Leben *entwirft*. Und Goethe

hat im Faust den Menschen in der Vielschichtigkeit seiner Existenz entworfen.

Am Muster eines sich göttergleich erheben-wollenden Menschen hat er zugleich das Potential und die verderblich-destruktive Schwäche des Menschen gezeigt. Beides ist ihm möglich: Geistesstreben, höchste Sinnlichkeit und Liebe und destruktive Verführbarkeit und Triebverfallenheit. Selbstbesinnung und kriminelle Selbstvergessenheit.

Nimz hat in der Kasseler Aufführung nur die *eine* Seite der Menschenatur zu zeigen vermocht. Wenn auf sie allein gesetzt wird, wird der Menschenentwurf aber zu einem Zerrbild menschlicher Möglichkeiten. Die durchaus begründet herausgearbeitete Gefahr menschlicher Regression wird zur Botschaft, dass Menschen – entgegen ihrer Kulturillusion – nur der Regression fähig sind. Damit aber befinden wir uns nicht mehr in einem dekonstruierten Faust, sondern in einem anderen Stück. Der Nimzsche Faust ist kein dekonstruierter Faust, sondern überhaupt kein Faust mehr, ein dramatischer Irrläufer gleichsam in einer scheinbaren Aufführung von Goethes Urfaust. Denkanregend, genialisch in einzelnen Aspekten, aber kein Urfaust mehr.

Ob sich dies an weiteren Widersprüchen der Aufführung belegen lässt? Ich meine schon. Vor allem wäre auf die Sprachlosigkeit und Ungeistigkeit des Faust zu verweisen. Sie musste, um das Stück weiterführen zu können, schließlich im zweiten Teil der Aufführung teilweise aufgebrochen werden, etwa ab dem Glaubensgespräch Fausts mit Gretchen. Aber das Problem bleibt: Lässt sich der Urfaust, ein epochales Symbol der Eroberung neuer Sprach- und Ausdruckswelten im Zeichen der Empfindsamkeit, als Sprachbehindertenstück, jedenfalls was Faust betrifft, aufführen? Und darf die Beredsamkeit ganz dem Teufel überlassen werden – *er* spricht ja größere Teile seines Textes?

Schließlich ein letzter Einwand: Darf Triebhaftigkeit – so wenig ambivalent – *nur* als Gewaltausübung verstanden werden? Auch der Trieb und die Sinnlichkeit haben zwei Seiten. Nimz scheint mir in seinem Drang zur De-Konstruktion immer nur eine zu sehen: Begehren *einzig* nur als Gewaltausübung, kommunizierbar nur mit Gegengewalt (wenn etwa Gretchen beginnt, nun auch ihren Partner im Raum herum-

zuwerfen – bei dessen Gewicht kein einfaches, eher Heiterkeit provozierendes Problem).

Eine Faust-Aufführung, die ihrem Sujet FAUST gerecht werden will, muss aber mehr vermitteln, als nur Verklemmtheit und Beklemmung. Sonst befinden wir uns in einem anderen Stück, nämlich einer Urfaust-Persiflage, einem Prothesen-Faust, der nicht ohne Vergnügen vorführt, was herauskommt, wenn man an die Stelle von Faust ein Popcorn mampfendes, Mädchenschleuderndes Triebbaby setzt. – Ochz! Stöhn!

Die Wiesmühl in Henndorf

als landschaftlich-architektonisches Gedicht (2002)

Im „Versuch über Schiller“, dem bekannten Essay von Thomas Mann, gibt es eine Stelle, die mir tiefen Eindruck hinterlassen haben muss, obwohl die Lektüre Jahre zurückliegt. Thomas Mann beschreibt da, wie der neunzehnjährige Schiller noch als Zögling der gehassten Kadettenanstalt heimlich die ersten Entwürfe der „Räuber“ niedergeschrieben hat und wie seine Kameraden aufgehört und von Anfang an das Ungeheure und Freiheitsdürstende dieses „Dramatischen Gedichts“ empfunden hätten, wenn auch mit Scheu vor der Tatsache, dass einer der ihnen sich getraut hatte, so etwas und etwas so Großes und Rebellisches zu schreiben. Aber nicht das ist der Punkt, der mir besonders in Erinnerung geblieben ist, sondern wie dem jungen Dichter, als er zwei Jahre später als Regimentsmedicus, nachdem er Schulden gemacht hat, um das Manuskript der Räuber drucken zu lassen, vom großen Theaterdirektor von Dalberg in Mannheim – in Aussicht einer wirklichen Aufführung – immer weitere Glättungen, historische Verfremdungen und Zurücknahmen des revolutionär aufwühlenden Textes abgerungen wurden. Aber, so resümiert Mann, das Stück sei trotz aller Streichungen und Bearbeitungen in seinem genialischen Ton und seiner dramatischen Wirkung nicht umzubringen gewesen, weil seine „Dynamik den ängstlichen Maßnahmen widerstand und sich intakt gehalten hat bis auf den heutigen Tag“ (Thomas Mann: Essays. Band 6: Meine Zeit. 1945–1955. Frankfurt am Main 1997, S. 310). Die „Räuber“ elektrisierten das Mannheimer Publikum vom ersten Moment an und haben ihren

Siegeszug über die Bühnen angetreten. Schiller hat seinen Stoff für alle Zeiten unverwechselbar gestaltet.

Der Bezug von dieser Geschichte zur Wiesmühl in Henndorf bei Salzburg, wo Carl Zuckmayer glaubte, das irdische Paradies gefunden zu haben und sein weiteres Leben verbringen zu können, mag kühn erscheinen. Aber Zuckmayer scheint nicht nur die Fähigkeit gehabt zu haben, aus fragilem Wortmaterial Dramen und Erzählungen zu gestalten, die sich im Gedächtnis der Menschen gehalten haben, wie „Der fröhliche Weinberg“ oder der „Seelenbräu“. Er verstand es offenbar auch (und gerade!) – wie Schiller dem Lebensschicksal des Karl Moor –, einem vorgefundenen Henndorfer Bauernhaus, also einem Wohnensemble und Grundstück, für immer den Stempel seiner künstlerischen Persönlichkeit einzuprägen. Carl Zuckmayer hatte die Fähigkeit, das heimatgebende Potential dieser Stätte zu erfüllen. So vermochte er die Wiesmühl zu einem LEBENSORT auszugestalten, an dem er sich mit allen Fasern seines Wesens einwurzeln konnte. An der so entstandenen Wiesmühl wird deutlich, wie ein Haus wohnlich gestaltet, wie das Ensemble der anschließenden Gebäude, wie Bach und Wiese einbezogen und die Vielfalt und Buntheit der Pflanzen zum Blühen und Leuchten gebracht werden können. Was beweist hier Zuckmayer? Seine Fähigkeit zur Poetisierung eines Ortes, der zur Heimat wird – als ein selbst ausgestaltetes und aufgebautes Stück Welt, an dem tiefste Geborgenheit erfahren und alle Sinne in Arbeit, Schlaf, Wandern und Geselligkeit angesprochen und verwöhnt werden. Ein wunschloser Ort verdichteter Sinnlichkeit, mit einem Satz, ein Paradies. Aber nicht ein schon vorgefundenes, sondern ein selbst mit hervorgebrachtes, die Wiesmühl als Form der „Dichtung“ mit anderen Mitteln, als Zuckmayers landschaftlich-architektonisches GE-DICHT.

Drei Gedanken seien angeschlossen.

Es liegt nahe, in einer solchen Bemühung des Schriftstellers eine Art Auflehnung gegen den latent unsinnlichen Charakter seiner Haupttätigkeit, dem Schreiben, zu sehen. Der geistige Prozess des Hervorbringens von Texten ist hochabstrakt. Die inneren Bilder, die im Akt des Schreibens entstehen, müssen ja in eine endlose, höchst artifizielle Reihe von Zeichen gebracht werden, aus denen Worte und Zeilen, schließlich Texte oder gar Bücher werden. Ist es da nicht verständlich, sich konkretere, gegenständlichere Objekte für die eigene Gestaltungsfähigkeit suchen zu *müssen*, in diesen Objekten andererseits die eigene Formfähigkeit aktiver, handelnder, an der materiellen Gegenständlichkeit von Tisch, Bett, Beleuchtung (Zuckmayer gestaltete die Lampen seiner Wohnräume selbst) ausleben zu können?

Was zur selbstgestalteten Heimat geworden ist, wird „entweicht“, wenn andere einen daraus vertreiben und sich selbst darin breit machen. Bekanntlich wurde Zuckmayer in der NS-Zeit, im Grunde einzig wegen der Aufmüpfigkeit seiner literarischen Produktion, zum „Volksfeind“ erklärt und in die Emigration getrieben. In seiner „Wiesmühl“ machten sich zunächst die Henndorfer Nazis, später die Salzburger Hitlerjugend und schließlich der Berliner Anwalt Hermann Petzoldt breit, delikaterweise Justiziar des Ullstein-Verlages, in dem Zuckmayer veröffentlicht hatte. Er „kaufte“ die Wiesmühl für billiges Geld den Nazis ab. Als Zuckmayer sein Henndorfer Anwesen 1948 zurück erhielt, wohnte er keinen einzigen Tag mehr darin, sondern verkaufte die Wiesmühl. Das unverwechselbar Persönlich-Intime des selbstgestalteten Lebensortes war vermutlich verlustig gegangen. Vielleicht wirkte auch nach, dass sich der Schriftsteller im März 1938 heimlich durch eine Innenhoftür aus seinem eigenen Haus hatte schleichen müssen. Der heimatpendende Bann der Geborgenheit war gebrochen, die Wiesmühl war zum verlorenen Traum geworden. Zuckmayer damals: „Mein Herz aber hängt an jenem Haus im Dorfe. Nicht weil es mir gehört hat, sondern weil ich

ihm gehört habe, ihm und dem Grase und dem rauschenden Wasser. Es war ein volles, in sich geschlossenes Leben. Es war vollendet wie ein Traum, und es verschwand wie ein Traum.“

Für alle anderen aber hatte die Wiesmühl unverlierbar die Zuckmayer-sche Prägung erfahren und bewahrt. Zum einen durch die hier im Materiellen sichtbar werdende künstlerische Schaffenskraft des Dichters, zum anderen als Ort, an dem unter anderem so bedeutende Dramentexte, wie Katharina Knie, der Schinderhannes oder der Hauptmann von Köpenick, geschaffen worden waren. Und so kommt es, dass zwar die Nazis das Haus geplündert, dass ein schnäppchenjagender Nazi-Anwalt die Inneneinrichtung umgestaltet und seit 1950 schon eine Generation lang eine Wiener Adelsfamilie – als rechtmäßige Besitzer – die liebevoll gepflegte Wiesmühl zu ihrem eigenen Ansitz gemacht haben, dass aber Besucher, durch alle diese Veränderungen und Verfremdungen hindurch, in der Wiesmühl einzig den Lebens- und Schaffungsort Carl Zuckmayers sehen, jenen Platz, an dem er glaubte, das irdische Paradies gefunden zu haben. Die noch vorhandene Lampe im alten Wohnraum ist wichtig, mit deren Hilfe Zuckmayer im noch unrenovierten Haus bei Kerzenlicht arbeitete. Und nicht der buntbemalte, gläsergefüllte Bauernschrank im selben Zimmer oder die Pferdebilder und nautischen Objekte, mit denen die jetzige Besitzerin, durchaus respektabel und anziehend, sowohl ihrem verstorbenen Mann wie ihrer eigenen Familie in anderen Räumen des Hauses ein Andenken gesetzt hat.

„Stand hier SEIN Tisch?“, „Wo hat Zuckmayer gearbeitet?“, „Aha, auf dieser Bank vor dem Haus saß er oft und schrieb?“, „Den Kachelofen, sagen Sie, hat ihm Stefan Zweig geschenkt?“, „Dort war sein Arbeitszimmer?“ (Der große schöne Eckraum im ersten Stock, später Arbeitsraum von Hofrat Kwizda, jetzt Schlafräum seiner Witwe), „In der Nacht, sagen Sie, sind ihm die besten Dinge eingefallen? Deshalb getrennte Schlafzimmer?“, „Hier durch diese Tapetentür ist er, eine Wanderung vortäuschend, vor den Nazis aus dem Haus geflüchtet?“ – Die in ihrer Generation einzig überlebende Frau Hofrat Kwizda ist bereit, auf alle Fragen freundlich einzugehen. Sie ist selbst ein Zuckmayer-Fan

geworden. Aber im Tiefsten, bei allem liebenswürdigen Engagement, ist doch eine leise Abwehr gegen die Tatsache zu spüren, dass das Familienleben der Kwizdas durch eine ganze Generation dem Haus im Grunde trotz aller Umgestaltungen und Präsentationen keinen eigenen Stempel hat aufprägen können. Die Wiesmühl ist das Haus Carl Zuckmayers geblieben, sein Geist ist allgegenwärtig, auf ihn hin imaginieren Besucher die Szene, die Kwizdas sind, obwohl sie die Räume mit wundervollen Eigenmöbeln neu eingerichtet haben, letztlich doch nur Bewohner und Sachwalter eines Anwesens geblieben, das ein Dichter unumkehrbar als WIESMÜHL zum Teil seines Lebens und Werks ausgestaltet hat.

Olaf Reins

Der Tod ist nur eine Metapher

I

Die Epik des Augenblicks

Erster Teil

Einmal, ein einziges Mal nur für einen jener kostbaren Momente der Entrückung (wie sie der paradoxale Eindruck einer perpetuierlichen Zeitlosigkeit kaum annähernd zu vermitteln vermag) in diese hellen, blauen, diese diamantenklaren Augen gesehen zu haben ... – Marianne stellte ihre Teetasse ab und hob den Kopf.

Ein scharfes Schwirren flog über das Haus.

Antonio „Toni“ diFrancogiorno, einer der größten und bedeutendsten Künstler des Landes und Jahrhunderts, „Magister diFrancogiorno“, „il maestoso Maestro“, oder wie auch immer sonst die Presse ihn in den über vierzig Jahren seines fulminanten Lebens und Wirkens genannt haben mochte, Antonio diFrancogiorno lag im Sterben!

Und sie, Marianne Köhler, pflichtschuldig niedergeschlagenes Protegé, jetzt im Haus des sterbenden Gönners, in dem sie zusammen mit den engsten Freunden und seiner, soeben aus seinem Sterbezimmer zurück gekehrten langjährigen Lebensgefährtin Candida-Claudine Aragon unten im von Deckenflutern indirekt beleuchteten Wohnzimmer saß, bereit, wenn die Reihe an sie gekommen sein würde, hinauf zu gehen und ans Bett des Sterbenden Protektors zu treten, um letzte Worte aus dem Gral seines Mundes zu empfangen – sie zuckte zusammen bei der heftigen Explosion des Donners in der aufgeladenen Luft über ihren Köpfen. Gleichzeitig mit der Rückkehr der Lebensgefährtin des Sterbenden begannen schwere Regentropfen zu fallen.

„Es geht ihm immer schlechter“, flüsterte Candida-Claudine Aragon.

Nicht selten, so hatte sich wieder einmal mehr – und nicht nur für jene in den Kämpfen der Jahre müde gewordenen Frau – bewahrheitet, sind Hoffnung und Befürchtung identisch; und das Ende der Selbsttäuschung ist meist auch das Ende aller Hoffnung. Alles was bleiben würde, wären die Lügen der Erinnerung und ein mit Bedeutung aufgeladener letzter Augenblick angesichts eines greifbar gewordenen Abschieds. Und dennoch waren es nicht viel mehr als nur die despektierlichen Tränen des Mitleids (die schon jetzt der Vergangenheit angehörten), welche den letzten Kontakt aufzunehmen kaum mehr versuchten.

Die Epik des Augenblicks

Zweiter Teil

„Weißt du was zu den bittersten Erkenntnissen des Lebens gehört?“ hatte Candida-Claudine, den Kopf auf die Seite gelegt, gefragt und Toni di Francogiornos Hand sacht gedrückt.

„Was denn?“

„Dass die Menschen, die wir schätzen und lieben um keinen Deut besser sind, als jene, die wir hassen und verachten!“

„Sag doch so was nicht!“

„Aber wieso? Es stimmt doch.“ Sie hatte milde gelächelt. „Es mag nicht schön sein, jemanden zu hassen, doch es ist wenigstens auch dann noch möglich, wenn alles andere versagt hat.“

Antonio hatte geschwiegen. Und Candida-Claudine hatte sich die Lippen geleckt und hinzugefügt: „Vertrauen ist nur dann gut, wenn man sich eine Enttäuschung leisten kann.“

Antonio hatte sie nur in fassungsloser Überraschung anstarren können, wobei er mit Erschrecken gespürt hatte, wie sehr ihr ihre Bosheiten Freude bereiteten: „Weißt du, ich habe gelernt, dass Hass das einzig wirklich autarke Gefühl ist: – Als einziges Gefühl bedarf es keinerlei

Entgegenkommens um nicht nur dauerhaft Bestand zu haben, sondern sogar zu wachsen!“

„Candida!“ Fast hätte er aufgequiekt vor Freude.

„Alles mag eine Frau einem Mann verzeihen“, hatte diese düster verkündet, „nur dieses eine niemals: Ihre Irrtümer über ihn!“

Damit hatte sie sich eine jener despektierlichen Tränen von der Wange getupft, die ihr übers wasserfeste Makeup, spurlos wie über ein Seerosenblatt gekullert war und hatte das Zimmer verlassen.

Die Epik des Augenblicks

Dritter Teil

Äußerlich ungerührt und innerlich nur unwesentlich aufgewühlter, war sie dann soeben ins Wohnzimmer zurückgekommen.

Marianne blickte beim Eintreten Candida-Claudines betroffen zu Boden; dennoch achtete niemand auf sie.

Nach Candida-Claudine würden jetzt, hübsch der Reihe ihrer Bedeutung nach, die Gäste folgen, die Künstlerkolleginnen und -kollegen, jene wichtigen „Wegbegleiter“ also, wie die Presse sie, ebenso gewichtig wie nichts sagend nannte. Insgesamt noch acht Männer und Frauen, bevor Marianne selbst in Antonio di Francogiornos Zimmer vorgelassen werden würde.

II

Es gibt Rücksichtnahmen, die an einem verübt werden wie Anschläge. Während einer nach dem anderen begann, sich auf den Weg in Antonio di Francogiornos Schlafzimmer zu begeben, um von dort nach wenigen Minuten um einiges nachdenklicher und schweigsamer wieder zurückzukehren, entspannen sich unter den jeweils zurückgebliebenen die üblichen Wortgeplänkel bei Kaffee, Tee, Wasserpfeife und harten Drinks.

„Ich habe keine Freunde, weil ich kein Geld habe“, verkündete beispielsweise ein schlecht rasierter versnobter Enddreißiger mit unreiner Haut, der sein Whisky-Glas zwischen den Fingern hielt wie ein frisch gepflücktes Gänseblümchen; „ich habe keine Freunde, weil ich kein Geld habe; hätte ich Geld, brauchte ich keine Freunde!“

„Er ist sicher ein guter Mensch“, bemerkte ein anderer Gast herablassend, „aber das entschuldigt nicht alles!“

„Sie wissen doch“, zischte eine Blondine: „Nichts verursacht mehr Aufwand als Faulheit.“

Und immer wieder dieselbe Frage: „Wie geht es ihm?“

Und immer wieder ging es weiter im Geplänkel.

„Nicht genug damit, dass Sie alte Fehler beibehalten, nein!“ Die flamingofarbene Carmen Weidenholz, eine bedeutende Kunst-Agentin, hob ihr Glas. „Sie sind auch fähig, neue zu begehen!“

„Die meisten Menschen sind viel zu ideolatristisch, um verletzlich zu sein!“ bemerkte Peer Flöter, ein langgedienter Grafiker, Plakatkünstler und frei rhythmisierender Dichter.

„Da haben Sie vollkommen recht!“ akklamierte Fanny van Hülsten, die bereits seit Jahrzehnten – so schien es wenigstens zu sein – mit ihren diversen Schreib-AGs an der Volkshochschule reüssierte.

„Aus fehlgeleiteter Emotion ist der Mensch zu allem fähig“, nickte die Lyrikerin Maria Altmann, genannt „Das Lebersternchen“. „Sogar zum Guten!“ Sie kicherte und kratzte sich ausgiebig an der strammen Wade. Offenbar hatte sie schon wieder – oder noch immer – einen im Tee. „Ist letzten Endes Hilfsbereitschaft nicht auch nur eine Form der Willkür?“ philosophierte sie.

„Ich denke, die Wahrheit ist die letzte Zuflucht des Lügners!“

„Auch kein eben neuer Gedanke.“

„Wenn man mehr von dir verlangt, als du zu leisten imstande bist – biete noch mehr an! Wenn schon Scheitern, dann am noch Größeren!“

„Ich weiß. Manchmal denkt man: ‚Das ist so schön, das kann gar nicht wahr sein!‘ Und tatsächlich ...“

„Ganz genau, so nach dem Motto: Schwärmen kann ich davon – aber damit leben ...“

„Etwas zu zerstören ist schlimm.“ verkündete Gabi Birkner, die in ihrer Eigenschaft als Sozialarbeiterin und Psychotherapeutin nur scheinbar nicht so recht in diese illustre Runde passen wollte (nicht wenige schließlich vertreten ganz entschieden die Ansicht, *jedwede* künstlerische Betätigung ließe sich – und zwar *ausschließlich!* – auf einen seelischen Defekt zurückführen). „Mutwillig aber etwas zerstören zu wollen“, redete sie weiter, „und dann feststellen zu müssen, dass es nie da war, das ist die übelste aller Frustrationen des quengelig geifernden Kleingeistes!“

Na, und so weiter ...

III

Leidenschaft ist die Negation jeglicher Vernunft zu Gunsten der Katastrophe

So ging die Zeit dahin bis endlich – sie war die Vorletzte – die Reihe an Marianne Köhler kam.

Antonio di Francogiorno empfing sie mit irgendeinem seiner für ihn so typischen abfälligen Sprüche und ließ dabei seinen wie eine lethargische Schlange zu den Silben in der Luft tanzenden Arm schlaff auf die Bettdecke fallen.

„Ja, ja, ich kenne dich“, seufzte Marianne: „Wer noch an die Liebe glaubt, kann nicht geliebt haben.“

„Nein, nein“, widersprach Antonio. „Die Liebe ist ebenso existent wie alle anderen Illusionen!“

Er konnte es an der Art ihres Einatmens hören, dass Marianne eine scharfe Entgegnung auf den Lippen lag; dass sie sich zurückhielt hatte Antonio lediglich seinem angegriffenen Zustand zu verdanken.

„Es stimmt nicht, dass ich die Frauen hasse“ lenkte er – scheinbar – ein. Und fuhr – fast unbekümmert, ja geradezu heiter – fort: „Ich verachte sie viel zu sehr für einen derartigen emotionellen Überschwang!“

„Das sind doch alles nur Sprüche.“

„Ach was! Egal, ob es Paris, oder Rom, oder New York, oder L.A. oder sonst irgendeine Stadt sein wird, oder ob es sich um die Hinterhofgarage eines Kuh-Kaffs handelt – es wird am Ende immer eine Frau sein!“

Marianne krampfte ihre Hände im Schoß zusammen. „Dann glaubst du also tatsächlich, dass Zuneigung meistens nichts anderes ist als ein Ausdruck von Hilflosigkeit?“

„Ebenso wie die Steigerung bis zum Orgasmus jene Befriedigung verspricht, die der Orgasmus selbst nie einlöst, ist auch die Vorstellung von der Liebe als Kraftquell der luxuriöse Unsinn pathologischer Romantiker und Realitätsverleugner.“ Antonio hustete. „Als Menschen haben wir nur eine Möglichkeit frei zu sein: Unseren Geschlechtstrieb zu verlieren! Ist der weg, verebbt das Sentiment von ganz allein. Ich weiß das, denn ich habe meine Libido zurück erlangt! Die Falle des Lebens bestand schon immer darin, dass wir jene, die wir zu lieben glauben, nicht anlügen wollen, diese aber – und mit ihnen wir selbst – in ganz besonderem Maße unserer Lügen bedürfen. Kaum etwas wirkt sich zerstörerischer auf den menschlichen Charakter aus, als der Wahrheit wegen von denen verachtet zu werden, denen wir vertrauten. Und wir werden um der Wahrheit willen, die wir auszusprechen wagten, verachtet

werden, weil jede nur denkbare Ausprägung der Wahrheit ein Wesentliches gemeinsam hat: Den beweiskräftigen Hinweis auf eine Mittelmäßigkeit, die unbedingt im Verborgenen bleiben muss! Freunde sind dabei nur die Ergänzung und Erweiterung unserer eigenen Vorstellungen vom Leben, unseres Suchens, Strebens und unserer Möglichkeiten; sind sie das irgendwann nicht mehr, so endet die Freundschaft. Und die meisten Freundschaften enden mit ihrer Bekräftigung; je vehementer, desto abrupter. Also bitte, versuch' nicht mich zu trösten!“ rief er theatralisch. „Ich will nicht getröstet werden: Der Trost würde mir das Letzte nehmen, was mir noch geblieben ist!“

Marianne rannte fluchtartig hinaus. –

IV

„Wunderbar hyperbelig!“
oder
Manchmal ist mehr einfach besser!

Der letzte, der die düstere knarrende Eichentreppe hinauf gehen durfte war Hans Lovis Fink. Hans Lovis Fink war einer jener Menschen, die qua Talent alles sein und alles machen konnten; dadurch, dass er tatsächlich gar nichts tat, hielt er sich ausnahmslos jede Option offen, so dass er, solcherart im Konjunktiven verharrend, in der Tat alles sein konnte, alles machen konnte, und gerade durch dieses Schweben im Nicht-Tun, jede Möglichkeit transzendierend, in gewisser Weise auch alles war und alles tat.

Er nun betrat das abgedunkelte Zimmer.

„Setz dich“, sagte Antonio und wies mit kraftloser Geste auf den vor dem Bett stehenden Stuhl. „Nun mach schon! Setz dich!“ rief er, als er sah, dass der alte Freund zögerte.

„Toni!“ rief Hans entsetzt.

Antonio lachte. „Beruhige dich! Ist ja alles in Ordnung!“

Hans starrte ihn an. „Du liegst nicht im Sterben?“

„Nach dem, was ich eben gehört habe weiß ich nicht, was besser wäre.“

„Im Ernst“, forderte Hans und nahm neben dem Bett Platz.

„Was willst du machen?“ sagte Antonio leichthin. „Wenn das Leben keine Inspiration mehr bringt, vielleicht bringt der Tod mehr!“ Er lachte.

„Soll das heißen ... ?“

„Bevor du dich synthetisch empörst“, unterbrach Antonio, „darf ich dich daran erinnern, dass es nicht alle wie du so wunderbar hyperbelig wie im Flug der Gedanken schwerelos zu schweben verstehen.“

„Hübsch gesagt“, räumte Hans ein. „Dennoch ...“

„Ach was!“ Antonio machte eine wegwerfende Handbewegung. „Viele Menschen berauben sich der Möglichkeiten ihrer Zukunft dadurch, dass sie sich in der Gegenwart nach einer Vergangenheit zurück sehnen, die sie tatsächlich so nie hatten!“

Hans Lovis Fink stand abrupt auf, verhielt dann aber doch noch kurz vor dem Bett. „Sympathie“, sagte er dann, „Sympathie empfinden wir stets nur für jene, die uns ähneln. Mit der Antipathie verhält es sich interessanterweise ebenso!“

Antonio lachte: „Alles was du willst! So lange du nur den Mund hältst!“

V

(vorläufiger)

Epilog

Da die Zukunft schon immer eine deutliche Neigung zur Wiederholung des Vergangenen hatte, wird ihre vornehmlichste Aufgabe auch weiterhin darin bestehen, als Licht- und Schattenspielhaus nicht in Angriff genommener Träume zu dienen, sich also größtenteils in jene Vergangenheit zu verwandeln, die sie vorgehend imitiert.

Mit diesem Gedanken befiel Toni di Francogiorno eine Müdigkeit, die er tödlich hätte nennen können, wäre diese Umschreibung nicht ein wenig frivol gewesen.

„En-fa-milie“, dachte er noch, „klingt das nicht so ähnlich wie In-famie?“.

Lachend drehte Antonio di Francogiorno sich auf die Seite.

Er würde die ganze Sache noch einmal überschlafen ... –

Johannes Richter

Haiku für Rolf

der pfahl im zentrum
des zimmers stützt den
raum – sanft federndes pendel

Anmerkung

Rolf kenne ich wenig aus universitärem Rahmen, sondern aus seiner Sprengung, die einen neuen Raum, jenseits und doch umschlossen, freilegte – aus dem Offenen Wohnzimmer also. Das Offene Wohnzimmer war wie eine erweiterte Außenhaut, in der mir Rolf zunächst als Geräucht begegnete, dann als Rolle, schließlich als Person. Ich bewegte mich durch die geistigen Außenschichten, die sein Bewusstsein in die Wirklichkeit wirft.

Im Offenen Wohnzimmer stellte Rolf einen einzigartigen Freiraum her, den ich vor allem als Ort der Performance, der Literatur, der Musik und der Sprache erlebte. Seine Seminare las ich im und schrieb ich ins Programm, sah sie auf dem Belegungsplan, aber sie blieben mir fremd, wenn sie nicht in Poet-Nights oder ähnliche Manifestationen mündeten. Jetzt habe ich das Offene Wohnzimmer hinter mir gelassen – mit Rolf in Wien wirkt es auf mich wie eine abgelegte Schlangenhaut, in sich zusammengesunken, bloß, den Vermarktungsmaschinerien ausgesetzt, ein Relikt. Die zentrale Strebe hat einen anderen Grund.

Das Wort „Emeritus“, das in so ganz atonaler Relation zu Rolf aufklingt, weist doch den Weg, den er, für mein Erkennen suchte: Aus den Ehren – in die Begegnung. Das Offene Wohnzimmer ist, wie viele seiner Aktivitäten, ein Hinweis auf seine Kraft, Vertrautes zu konfrontieren, bis es ins Schwingen gerät und neue Momente freisetzt. So nehme ich das Offene Wohnzimmer wahr: als Schwingraum seiner Pendelbewegungen zwischen ungebändigem Geist und ästhetischem Genuss. Stolz zeigte er hier das Video seines Auftritts bei dem österreichischen Talkmaster: Erst vom Rand her betrachtet zeigt sich die Bewegung im Zentrum!

Stefan Schneider

Störung – Gedichte

Dramatisch Kurzes – Rolf Schwendter gewidmet⁶

I

Nachtfahrt

im Rückspiegel
der Mond
auf der Überholspur

II

Für Josef K.; 1939

Als sie mich eines Morgens versuchten zu verhaften, rannte ich in die Küche meiner Vermieterin, zog ein Messer aus dem Schrankschubfach, stach es mir in den Brustkorb und rief den erstaunt hereinstürmenden Wächtern zu: „Nicht wie ein Hund! Soll die Scham mich überleben!“
Zum Abschluss lachte ich schallend.

III

Verbindung

Endlich war es vorbei.
Ich stellte mich auf die Fensterbank und sprang runter.
Das Telefon klingelte.
Ich überlegte:
Sollte ich vielleicht doch noch mal rangehen?

⁶ Eine Auswahl an Kurzprosa, die als Beitrag für die jährlich stattfindende „poet night“ im Offenem Wohnzimmer vorgetragen wurden.

IV

ohne überschrift

leute in autos

rot, weiß, metallic

kinder unter brücken

mit skateboard; beton

alte frauen mit taschen

manchmal nur eine

über mir schwalben

ohne chaiselongue

V

Prosa

Nachdem er mir zweimal das Messer ins Auge gestochen hatte, schrie ich ihn an, was der Unsinn denn solle. Er stocherte mit der Klinge suchend nun in meinen Eingeweiden herum, drückte mir das Messer in die Hand und sagte: „Probier auch mal bei mir. Das ist toll. Wir dürfen es nachher nur nicht Mutter verraten!“

VI

Am Samstag

Die Mutter rauschte die Tür herein. Paul, sagte sie. Paul erschrak. Paul hatte sich gerade aufgehängt. Paul solle die Unterhose ausziehen. Die Unterhose sei dreckig. Oh, sagte Paul. Paul verstand das. Pauls Mutter stellte einen Stuhl unter Paul, friemelte ihm Hose und Unterhose aus. Hier eine neue, hielt sie Paul eine andere Unterhose hin, legte sie auf den Stuhl und ging. Zieh die an. Du holst dir den Tod sonst, sagte die Mutter die Treppen runtergehend. Paul zuckte. Eigentlich hätte er noch mal nach dem Öl in seinem Auto schauen müssen. Pauls Vater stand breitbeinig in voller Montur im Zimmer. Ein Schwarm Küchenfliegen flog in gleichmäßigen Kreisen um Pauls Gesicht an der Decke rum. Paul war das peinlich. Die Sonne schien. Die Fliegen zogen ihre Kreise und Pirouetten. Sie ließen sich auch nicht aus der Ruhe bringen, als Pauls Freundin von unten schrie. Paul, schrie sie. Paul, Paul. Immer

wieder. Für Pauls Freundin war es endgültig Schluss. Wieder mal hatte Paul die Shampooflasche aufgelassen. Die ersten Fliegen landeten auf Pauls Nasenflügel und rieben sich in aller Seelenruhe ihre Taster. Paul wurde schwarz vor Augen. Die Zunge ragte weit und fremd aus Pauls Mund in den Raum. Das Baby in den Armen von Pauls Freundin gluckste zufrieden. Pauls Vater kontrollierte den Ölstand in Pauls Auto. Pauls Mutter wusch die Wäsche im Keller. Pauls Freundin packte die Koffer. Pauls Tante Friedchen stülpte ihre selbst gestrickten Strümpfe über Pauls Füße. Wo er so kalte Füße an der Decke hat, der arme Junge, sagte Pauls Tante Friedchen in der Küche. Pauls Mutter fragte Pauls Tante, ob sie die schönen Verlobungsbilder von Paul schon gesehen hatte. Pauls Freundin tat alles leid. Nicht im Traum würde sie Paul je verlassen. Pauls Mutter, Pauls Tante und Pauls Freundin tranken erst mal Kaffee und aßen leckeren selbstgebackenen Kuchen. Da kann ich mich gar nicht satt dran sehen, an den Bildern, sagte Pauls Mutter. Pauls Vater schüttete in der Garage Getriebeöl in Pauls Auto.

VII

Nachdem hin und wieder Socken, ja ganze Kleidungsstücke aus unerfindlichen Gründen beim Waschen in der Waschmaschine verloren gegangen waren, entschloss sich Herr K., nach einigem Zögern der Sache gründlich nachzugehen. Gefunden wurde er nie wieder.

VIII

Legende

Es war einmal ein Paar, das lebte so gern und harmonisch zusammen, dass es selbst sein Glück kaum fassen konnte. Das ging soweit, dass man zusammen eine Paar-Beratung besuchte. Dort riet man den beiden, öfters alleine etwas zu unternehmen. Als Vorbeugung gegen Eintönigkeit und als Ansporn und Ausgleich für den jeweiligen Partner, sagten die Paarberater freundlich. Das sah das Paar ein. Die beiden trafen sich von nun an seltener. Trotzdem liebten sie sich weiterhin so wie früher, waren genauso gern und harmonisch zusammen wie eh und je. Ja, es schien sogar, dass sie sich nun, obwohl das kaum möglich war, noch inniger liebten als vorher. Als das Paar dem gewahr wurde, trennte es sich

immer öfter und immer länger voneinander. Es ist zwar eigentlich nicht möglich, sagten sich beide schließlich, aber wenn wir uns um so mehr lieben, je länger wir getrennt sind, wie tief mag unsere Liebe dann erst sein, wenn wir uns gar nicht mehr begegnen? Gesagt, getan. Von da an war es das glücklichste Paar, was je auf Erden gelebt hat.

IX

Die Experten rätselten noch lange über die Gründe und Ursachen, da die Natur plötzlich etwas Vergleichbares wie Vernunft zeigte. Oh Vorankündigung hatte sie praktisch über Nacht Homo Sapiens erse durch eine artverwandte Spezies!

X

Gefasstes Gedicht

Endlich Licht

Am Ende des Tunnels:

„Osram“

It's no trick, it's Rolf Schwendter

O-Ton Beiträge über das Thema

Ist das nicht der, der wie ein Penner in der Gegend herum läuft, der soll ja sogar mal eine Weile demonstrativ unter Pennern gelebt haben!

Nee, glaube ich nicht. Kann ich mir nicht vorstellen. Du meinst wahrscheinlich die Geschichte, dass er mal abends an der Uni vom Wachdienst abgeführt wurde, weil die dachten er sei ein herumstreuender Obdachloser. Keine Ahnung, ob das stimmt. Wahrscheinlich eine Legende wie so vieles andere über den!

Rolf Schwendter ist klasse. Er ist einfach so wie er ist. Der Rolf akzeptiert grundsätzlich jeden. Ich habe den Rolf noch nie enttäuscht gesehen, jammernd, traurig, wütend. Trotz all dieser Arbeit und Vorbereitung. Für mich ist der Rolf wie so ein japanischer Heiliger: Dezent, zuverlässig, offen, aber nie geschwätzig, bescheiden, kontinuierlich, vertrauenswürdig, humorvoll, aber dabei nie den Ernst der Dinge vergessend. Was will man mehr?

Also ich hatte zugegebenermaßen als ich anfang zu studieren ein wenig Angst vor diesem Typen. Jetzt wäre das nicht so. Jetzt würde ich sicher ein Seminar von ihm besuchen.

Um einen Menschen und sein Wirken zu beurteilen, muss man sich immer vorstellen, wie es ohne diesen Menschen aussähe. Gäbe es ohne Rolf das Offene Wohnzimmer mit seiner langen und vielseitigen Tradition? Und das alles ohne nennenswerte städtische Zuschüsse oder Zuschüsse vom Land. Das Offene Wohnzimmer kostet für Zuschauer keinen Eintritt. Wie sich das Ganze finanziert, ist für mich ehrlich gesagt ein Wunder. Sei es drum. Nicht aufzuzählen sind ebenfalls Rolfs meist unentgeltliche Auftritte bei kulturellen Institutionen aller Art in Kassel. Dem Mann gehörte meiner Ansicht nach ein Denkmal gesetzt, wenn diese Stadt irgendwas auf sich halten würde. Aber das hat sie ja noch nie getan!

Es ist so: Man ist entweder für diesen Rolf Schwendter oder dagegen. Man mag seinen Stil oder man lehnt ihn vollkommen ab. Man sieht das

schon alleine daran, dass die Leute die ihn mögen, immer und immer wieder quasi ein Leben lang zu seinen Veranstaltungen kommen. Er und seine Inhalte sind mehr identisch als bei jedem anderen Professor an der Uni, ja ich würde sagen, bei dem überwiegenden Teil dieser Stadt. Und alleine dieser Aspekt ringt mir schon einen gewissen Respekt für diesen Mann ab. Wirklich!

Ich finde seine Positionen eigentlich gar nicht so schlecht. Auch die Thematik für die er steht, interessiert mich. Gerade in der heutigen Zeit, wo die gesamte Gesellschaft quasi auf der Stelle tritt und alles, egal wo du hingehst, nur Einheitsbrei ist. Er fällt da in jeder Hinsicht vollkommen aus dem Raster raus. Das finde ich gut. Nur: Könnte er sich nicht mal öfters die Fuß- und Fingernägel schneiden?

Rolf Wender? Nie gehört? Wohnt der in Kassel?

Irgendwie muss das schon ein ziemlich Verrückter sein. Nein, ich kenne diesen Prof nicht. Aber ich habe mir sagen lassen, dass sich die Bücher in seinem Arbeitszimmer wie in einem Abstellraum meterhoch senkrecht stapeln. Ich wollte es erst nicht glauben, bis ich es mit eigenen Augen gesehen habe. Seltsamer Heiliger. Was soll's. Wenn's denn so sein muss.

Ich kenne Rolf Schwendter schon lange. Wobei kennen ein wenig übertrieben ist. Immer wieder hat sich unser beider Leben an gewissen Stellen berührt, ich bin mal wieder ins Offene Wohnzimmer gegangen, habe ihn auf der Straße getroffen, kurz mit ihm geplaudert. Das geht schon so, seitdem ich vor 14 Jahren nach Kassel gezogen bin. Mir ist dieser Mann sympatisch, aber ich kann immer noch nicht genau sagen weswegen. Bis heute ist er so eine Art Mysterium für mich. Ich weiß nicht genau, was er will, was tief in ihm vorgeht, wo seine Trauer, seine Angst, seine Hoffnung liegt. Aber er ist schlichtweg da, ansprechbar, bescheiden, und es ist für jemanden wie mich einfach gut zu wissen, dass so jemand da ist.

Wo wir gerade davon sprechen: Ich habe mal ein Buch über die alten Griechen gelesen, und seitdem stelle ich mir Sokrates witzigerweise wie einen frühzeitlichen Rolf Schwendter vor..

Ich habe mich schön öfters gefragt, wenn ich diesen Typen so mit seinen Aldi-Tüten bepackt durch den Kasseler Vorderen Westen gehen sehen habe: Wem will er damit was beweisen? Jetzt. In diesen Zeiten? Wo es für jedes x-beliebige Millionenerben-Kidi schick ist, sich wie ein heruntergekommenes Hinterhofkind zu kleiden.

Rolf Schwendter. Ja. Jedesmal wenn ich mit dem Auto an der Kreuzung Lutherplatz stehe, denke ich automatisch: „Müsste sie nicht Rolf Schwendter Straße anstatt Rudolf Schwandter Str. heißen?!“ Dann wird's grün, und ich fahre weiter.

Da ich ziemlich an Schreiben und solchen Sachen interessiert bin, bin ich natürlich öfters im Offenem Wohnzimmer und auch bei Rolf Schwendter gewesen. Ich finde es immer wieder imposant und putzig, wie dieses kultur- und geisteswissenschaftliche und auch körperliche Schwergewicht sich so ausgiebig und gern mit dieser impressionistisch dahingetupften japanischen Lyrikform, dem Haiku beschäftigt. Irgendwie muss ich immer schmunzeln, wenn ich daran denke, aber irgendwie passt es auch. Was mir an den Seminaren und Treffen weniger gefallen hat, war, dass zwar alles und von jedem angehört und akzeptiert wurde, dass es aber solange ich jedenfalls da war, nie zu echter Kritik, echtem Austausch gekommen ist. Bis heute hat Rolf Schwendter nur meine Sachen, wie die Sachen der andern angehört, hat gelauscht, sich Notizen gemacht, geschmunzelt, und ist übergangslos zum nächsten Text vom nächsten Autor übergegangen. Irgendwie war mir persönlich das immer ein bisschen zu wenig. Tja.

Was ich schön am Offenem Wohnzimmer und speziell an Rolf Schwendters poet night finde, ist, dass man dort nicht nur eine gewisse Schicht und Art von Leuten aus der Stadt antrifft. Alle, egal ob Obdachloser, Arbeiter, Student, Doktor, Kulturdezernent, Kunstschaffender, beteiligen sich gern und uneingeschränkt an seinen Aktionen. Being a star for a few minutes. Jeder, egal von welcher Abstammung und in welcher gesellschaftlichen Position hat dort seinen Freiraum, seine Akzeptanz und seine Berechtigung. Das finde ich toll.

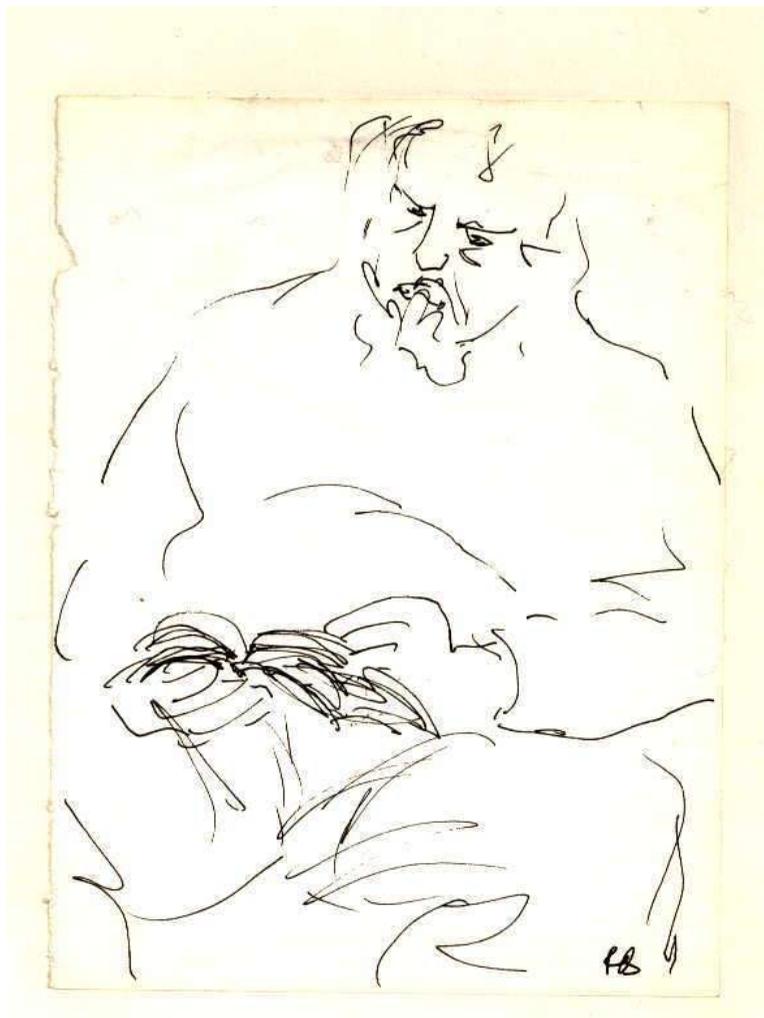
Peer Schröder

Deviantes

DEVIANTES Mittelfeld produziert weiter Waffen
dieses Mal wird es Kassel ganz abschaffen
und in Unterstadt Panzerhaubitzen
in aller Stille laufen auf Betriebstemperatur
weiter hilft das ist kein Stuss Konversion
herrschaftsfreier Diskurs Rolf dein Lächeln Kuss

Rosemarie Bohle

Unser Rolf – eine Zeichnung



Individuelles Un-Glück und gesellschaftliche Reaktion

Die im Dunkeln sieht man doch!

Hans-Adolf Hildebrandt

Die therapeutische Gemeinschaft in der stationären Behandlung Drogenabhängiger

Dass Menschen, die abhängig sind von bestimmten chemischen Substanzen oder deren Lebensführung durch eine zwanghafte Wiederholung bestimmter Verhaltensweisen beeinträchtigt wird, den Kreislauf ihrer Sucht, bzw. Abhängigkeit nur in seltenen Fällen aus eigener Anstrengung zu durchbrechen vermögen und auf fremde Hilfe, dies umfasst sowohl bestimmte Formen persönlicher Zuwendung als auch materielle, bzw. finanzielle Unterstützung, angewiesen sind, dürfte hinlänglich bekannt sein. Allerdings war schon seit je her die Akzeptanz dieser häufig langwierigen und kostenintensiven Form der Unterstützung in weiten Teilen unserer Gesellschaft nur eingeschränkt vorhanden, denn im Unterschied zu anderen psycho-somatischen Erkrankungen hängt der Sucht bis heute der Vorwurf des Selbstverschuldeten an. Gegenwärtig erleben wir über diese bekannte Verweigerung der Empathie und Solidarität hinaus, dass die Unterstützung des Ausstiegsprozesses aus dem Suchtkreislauf noch mehr als bisher von dem Verdikt geprägt ist, dass nur noch das bezahlt wird, was erfolgreich dazu beiträgt, aus Süchtigen, also aus Menschen, deren Leidenserfahrungen häufig schon in einer so frühen Phase der Persönlichkeitsentwicklung einsetzen, dass sie alle für einen späteren Einstieg in das Erwerbsleben erforderlichen Lern- und Ausbildungshürden nicht mehr erklimmen konnten, wieder zu Beitragszahler der Rentenversicherung zu machen. Im Bereich der stationären Drogenentwöhnungsbehandlung wird diese Restriktion aktuell dadurch verschärft, dass die Leistungsträger seit Anfang des Jahres nur noch für die Hälfte des zehnmonatigen Behandlungszeitraumes den vollen Pflegesatz bezahlen und damit die psychotherapeutischen Einflussmöglichkeiten weiter minimieren. Diese Kostenreduzierungen haben erhebliche Folgen für die Rahmenbedingungen und das Setting der stationären Drogenentwöhnungsbehandlung, unter anderem auch für das Konzept der Therapeutischen Gemeinschaft.

Vor zwei oder drei Jahren konnten Teilnehmer eines Suchtkongresses eine Arbeitsgruppe besuchen mit dem Thema „Wie viel Therapeutische Gemeinschaft ist heute noch machbar?“ Eine Frage, die angesichts der sich beunruhigend schnell verändernden Rahmenbedingungen stationärer Drogentherapie mit Recht zu stellen war. Aus heutiger Perspektive wirkt sie jedoch nicht mehr wie die Einladung zu einer Diskussion mit offenem Ausgang, sondern, nach drei Jahrzehnten Praxis mit diesem Behandlungsmodell, wie die Einleitung zu einem resignierend negativen Resümee.

Gerade diese Frage nach dem Stellenwert der Therapeutischen Gemeinschaft für die medizinische Rehabilitation Drogenabhängiger markiert meines Erachtens, ohne dass sie ausdrücklich in einem negativen oder positiven Sinne beantwortet worden wäre, den Niedergang eines bewährten Behandlungskonzeptes, dessen Bedeutung und Erfolg für die Behandlung Drogenabhängiger bisher nicht ausreichend untersucht worden ist, weil sie in ihrer Formulierung, die gesetzten, letztlich an den Finanzierungsmöglichkeiten orientierten, Rahmenbedingungen als gegeben hinnimmt und die zur Erreichung des Ziels eines drogenfreien Lebens notwendigen Mittel, die Erfahrung einer heilsamen sozialen Umwelt, als beliebig verkürzbar zu akzeptieren bereit ist.

Die hier scheinbar schon entschiedene Frage, ob in der stationären Drogenentwöhnung auf das Konzept der Therapeutischen Gemeinschaft verzichtet werden kann, bzw. ob eine Therapeutische Gemeinschaft unter den Kosten sparenden und die Therapiezeiten verkürzenden Vorgaben der Leistungsträger überhaupt noch zu verwirklichen ist, ist meines Erachtens erst noch im Sinne einer Problematisierung der aktuellen Situation zu stellen. Zu dieser Problematisierung will ich mit meinen folgenden, aus Platzgründen, fragmentarisch bleibenden Überlegungen einen Beitrag leisten.

Da ein Verständnis der Konzeption der Therapeutischen Gemeinschaft nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann, will ich mit einer Definition beginnen und diese sinnvollerweise mit einer kurzen historischen Notiz verbinden.

Erste Ansätze, Patienten zu einer aktiven Mitwirkung in den therapeutischen Prozess mit einzubeziehen lassen sich bereits im 19. Jahrhundert finden (Heckmann 1982). Ohne die Grundlage der Psychoanalyse und

der Gruppenanalyse ist die Entwicklung der Therapeutischen Gemeinschaft jedoch nicht denkbar. Schon Ernst Simmel verfolgte bei der Eröffnung seiner „Psychoanalytischen Klinik“ 1927 in Berlin-Tegel den Gedanken, dass die klinische Situation so strukturiert werden muss, dass das gesamte Krankenhaus, seine Patienten und Mitarbeiter an den alltäglichen Vorgängen im Sinne einer „aktiven Milieuregulierung“ beteiligt werden, um eine Alternative zu der bisherigen „pathogenen“ Umwelt des Patienten bieten zu können (Streeck u. Ahrens 1997). Es war nur folgerichtig, dass auch nicht akademische Mitarbeiter Verantwortung im Kontakt mit den Patienten übernahmen. Dadurch entwickelten sich die Voraussetzungen für die Bildung interdisziplinärer Teams, die ihre therapeutischen Bemühungen gemeinsam reflektierten (Stutz 1998). Diese Überlegungen wurden von Main und dem englischen Psychiater Jones übernommen, die gleichzeitig den Begriff der Therapeutischen Gemeinschaft prägten. Während Jones diesen Begriff im Sinne der Soziotherapie benutzte, einer Form der Sozialanalyse, die weitgehend bewusste emotionale Interaktionen in der Gruppe zum Gegenstand hat und auf der Annahme basiert, dass soziale Faktoren bedeutsame Determinanten der psychischen Erkrankung sind, war das Bemühen von Main, der gemeinsam mit Foulkes und Bion Soldaten, die nach dem Krieg an Psychoneurosen und psychosomatischen Krankheiten erkrankt waren, behandelt hatte, darauf gerichtet, das therapeutische Potential der Patienten als Gruppe zu mobilisieren, indem sie sie zur gegenseitigen Stimulierung und Hilfe anregten (Janssen 1987). Mit den Erfahrungen aus dieser klinisch therapeutischen Arbeit beschränkten Bion und Foulkes später neue Wege in der Gruppenanalyse, während Main versuchte, die therapeutische Institution Krankenhaus zu verändern. Das Konzept der Therapeutischen Gemeinschaft greift sowohl die Ideen Levins zur Gruppendynamik als auch die Erfahrungen der Psychoanalytiker auf, wonach sich die Neurose eines Patienten in einer therapeutischen Gruppe als Phänomen der Gruppe darstellt (Bion 1971), während sie in der Einzeltherapie als individuelles Problem in Erscheinung tritt. Dieser Auffassung entspricht auch eine bestimmte Rolle des Therapeuten, dessen Aufmerksamkeit sich nicht auf die Bearbeitung der individuellen Probleme des Patienten richtet, sondern bevorzugt auf die Bearbeitung interpersoneller Spannungen in der Gruppensituation. Er tut dies, indem er als „ehrlicher Kommentator“ des Verhaltens in der

Gruppe versucht, emotionale Probleme zu identifizieren und anzusprechen und den Gruppenmitglieder so einen Anstoß zu geben, sie selbst lösen zu lernen (Janssen 1987).

Erst durch die Einführung der Neuroleptika in den 50er-Jahren und der damit verbundenen Reduzierung der Risiken einer offenen Behandlung gewann die Bewegung der therapeutischen Gemeinschaft an Breite. Es folgte in den 60er- und 70er-Jahren eine recht komplexe Entwicklung. Einerseits wurde eine grundlegende Reform der psychiatrischen Anstalten bis hin zum Postulat der Abschaffung der psychiatrischen Klinik in Italien angestrebt. Die Aktivitäten von Jones führten beispielsweise zu einer entscheidenden Veränderung der psychiatrischen Krankenhausbehandlung insbesondere in Großbritannien. Andererseits gerieten im Zuge einer fachlich-methodischen Entwicklung Fragen der interdisziplinären Arbeit, der Integration psychotherapeutischer Methoden, der Teambildung und der Supervision in den Vordergrund, während der egalitäre, politisch-progressive Gehalt der therapeutischen Gemeinschaft verloren ging. Der ursprünglich psychoanalytische Ansatz von Main trat später in der Bedeutung hinter den sozialpsychologischen Überlegungen von Jones zurück.

Seit Beginn der sogenannten Rauschgiftwelle Ende der sechziger Jahren entwickelten sich in der Behandlung Drogenabhängiger kleine, familienähnlich strukturierte therapeutische Wohngruppen, die in Ermangelung von Fachkräften im Wesentlichen von ehemals Drogenabhängigen nach dem Selbsthilfeprinzip organisiert und getragen waren (Junge 1982). Die wachsende Zahl Drogenabhängiger und das Scheitern der traditionellen Institutionen trugen dazu bei, dass geeignete Einrichtungen mit Fachkräften als Alternative zur traditionellen, hierarchisch organisierten psychiatrischen Behandlungsform geschaffen wurden (Meyer-Fehr 1987). Die kollektivistische organisierte Therapeutische Gemeinschaft als Behandlungsprinzip für Suchtkranke entwickelte sich als eine von mehreren Entwöhnungsmethoden.

Seit über zehn Jahren ist in dieser Entwicklung der therapeutischen Gemeinschaft eine Stagnation eingetreten, die nach Auffassung von Stutz mit einer allgemeinen restaurativen Grundstimmung, aber auch mit den realen Grenzen zusammenhängt, die mit den gesellschaftlichen Verhältnissen und der Pathologie des psychischen Leidens gegeben sind (Stutz 1998).

Die Literatur zur Konzeption der Therapeutischen Gemeinschaft vermittelt ein facettenreiches Bild unterschiedlicher Modelle (Schulz 1974, S. 79 f.) mit hierarchischer oder familiärer Organisationsstruktur, familiärer Atmosphäre oder religiöser Ausrichtung (Meyer-Fehr 1987, S. 112). Von einer ähnlichen Vielfalt sind die Definitionen der Therapeutischen Gemeinschaft. Entweder bleiben sie so allgemein gefasst, dass sie auf jede stationäre Behandlung zutreffen können (Meyer-Fehr 1987, S. 108) oder ihre Grundsätze sind sehr speziell formuliert und beispielsweise einseitig an basis-demokratischen Prinzipien ausgerichtet (Junge 1982, S. 109).

In einer aktuellen Veröffentlichung werden die folgenden Prinzipien der Therapeutischen Gemeinschaft genannt:

- „Erlebnisse, Ereignisse in der Gemeinschaft als ein zentrales Thema der Einzel- und Gruppentherapie,
- Behandlungsplan und -evaluation einschließlich gegenseitiger Rückmeldung, auch in Großgruppen,
- Mitentscheidung der Patienten in ausgewählten therapeutischen und organisatorischen Bereichen,
- Ausgewählte Aufgaben- und Verantwortungsbereiche für die Patienten zur Aufrechterhaltung der Gemeinschaft,
- Patienten und Therapeuten als vernetzte, dynamische Elemente der Gemeinschaft,
- Förderung einer „Führung von unten“ im Gegensatz zur hierarchischen „Führung von oben“,
- Zielgerichtetes Netzwerkmanagement bei Aufrechterhaltung der fachlichen Zuständigkeiten“ (Vollmer, Krauth 2000, S. 119).

Wir sehen, dass die Therapeutische Gemeinschaft mehr ist, als eine bloße Umstrukturierung des Krankenhauses zu therapeutischen Zwecken (Janssen 1987, S. 43). Sie ist „sowohl eine Rahmenbedingung der Behandlung als auch eine zentrale therapeutische Intervention“ (Vollmer, Krauth 2000, S. 117). Als Rahmenbedingung lässt sie sich im Sinne Whitleys als fortlaufende Großgruppe beschreiben, die besonders zu regressiven Prozessen neigt oder nach den Grundannahmen Bions reagiert (Janssen 1987, S. 44). Als Großgruppe ist sie von vornherein geprägt durch die beiden Untergruppen der Patienten und Therapeuten.

Die Untergruppe der Patienten ist vor allem dadurch charakterisiert, dass Drogenabhängige überall dort, wo sie sich aufhalten – auf der Szene, in Haftanstalten, in Institutionen – eine Subkultur bilden (Heckmann 1982, S. 266) und damit zugleich die Grundlage für die Fortsetzung ihrer Abhängigkeit legen. In einer behandlungsorientierten Therapeutischen Gemeinschaft können die Mitglieder unter der Voraussetzung, dass eine Kultur der offenen Kommunikation etabliert ist, voneinander profitieren (Vollmer, Krauth 2000, S. 118). Das ermöglicht therapiejüngeren Patienten, sich aus der Subkultur Drogenabhängiger zu lösen, indem sie ihre Erfahrungen erweitern, um neue Sichtweisen für Probleme und Lösungsstrategien zu entwickeln.

Lässt man an dieser Stelle außer acht, dass sich auch in der Gruppe der Therapeuten Untergruppen entwickeln können als Folge der häufig durch die Patienten induzierten Spaltungen, so ist die aktuelle Situation in Drogenentwöhnungseinrichtungen heute außerdem durch einen hohen Anteil von Patienten geprägt, die mit der Auflage „Therapie statt Strafe“ nach § 35, 36 BtmG zur Aufnahme kommen. Ihre Motivation ist vor allem, ihre Reststrafe nicht in einer Haftanstalt verbringen zu müssen und weniger die Bereitschaft, in Zukunft auf Drogen zu verzichten und sich auf einen anstrengenden Veränderungsprozess einzulassen. Je nach Hafterfahrungen, manche von ihnen haben ein Drittel ihres Lebens in solchen Institutionen zugebracht, ist ihr Verhalten durch den in Haftanstalten geltenden „Ehrenkodex“ beeinflusst, der einer therapeutischen Beziehung mit ihrer Notwendigkeit einer offenen Kommunikation, aber auch den Regeln der Einrichtung auf Gewaltverzicht entgegen steht. Auch sie etablieren mit ihren Normen und Werten eine Subkultur in der Einrichtung und stellen wegen der fehlenden Motivation zur Drogenfreiheit darüber hinaus eine Gefährdung für die übrigen Mitglieder der Therapeutischen Gemeinschaft dar. Drogenentwöhnungseinrichtungen müssen eine bestimmte Auslastungsquote erreichen, damit sie finanziell überlebensfähig bleiben. Dieser hohe wirtschaftliche Druck geht häufig auf Kosten fachlicher Überlegungen, welche Patienten für das Modell der Therapeutischen Gemeinschaft geeignet sind. Inzwischen ist es die Regel und nicht die Ausnahme, dass sich die Therapeutische Gemeinschaft aus Mitgliedern zusammensetzt, die, jeder für sich genommen, behandelbar sein und über ein ausrei-

chendes Entwicklungspotential für Veränderungsprozesse verfügen könnten, zusammen aber eine Gruppendynamik bewirken, die mitunter kaum noch steuerbar ist. So lassen sich einzelne Patienten mit einer antisozialen oder präpsychotischen Persönlichkeitsstruktur oder einer Borderline-Symptomatik durchaus integrieren. Dies trifft auch auf Spätaussiedler mit ihren Anpassungsstörungen nach einer Migrationserfahrung zu. Ist die Einrichtung gezwungen, den Anteil schwer traumatisierter Patienten aus wirtschaftlichen Gründen über das für die Dynamik der Gesamtgruppe verträgliche Maß hinaus zu erhöhen, dann kann die Therapeutische Gemeinschaft in sich untereinander ungünstig beeinflussende Untergruppen zerfallen. Es drohen regressive Entwicklungen, die am deutlichsten an Abbrüchen und Rückfällen zu erkennen sind, aber auch daran, dass sich Patienten aus der therapeutischen Beziehung zurückziehen, dass die offene Kommunikation verflacht, Konflikte nicht mehr ausreichend besprochen werden, so dass die Patienten vielleicht noch einen regulären Abschluss ihrer Behandlung erreichen, danach aber rückfällig werden, weil keine wirkliche Entwicklung stattgefunden hat.

Als fortlaufende Großgruppe ist die Therapeutische Gemeinschaft heute vor allem durch eine hohe Fluktuation geprägt, die auf verkürzte Behandlungszeiten und auf die Notwendigkeit einer erhöhten Auslastung zurückzuführen sind. Gruppen mit einer hohen Fluktuation verlieren den Charakter einer „slow-open-group“, in ihnen wird „fast open“ (König u. Lindner 1991, S. 195) gearbeitet. Sie kämpfen häufig mit der Schwierigkeit, nicht zu einer Bahnhofsatmosphäre zu degenerieren. Kann unter diesen Bedingungen eine Therapeutische Gemeinschaft überhaupt noch wirkungsvoll arbeiten?

Kurze Behandlungszeiten von vier bis zwölf Wochen mit den sich daraus ergebenden Rahmenbedingungen, „fast open“, für das Setting der gruppentherapeutischen Behandlung gibt es üblicherweise in psychosomatischen Kliniken (König u. Lindner 1991, S. 1995 f.). Allerdings wird die stationäre Behandlung hier häufig als Anbehandlung und Vorbereitung für eine, sich über einen Zeitraum von zwei bis drei Jahren erstreckende, ambulante Therapie verstanden. Im Unterschied dazu verfolgt die medizinische Rehabilitation Drogenabhängiger ausdrücklich das Ziel der Wiedereingliederung in den ersten Arbeitsmarkt

nach der Entlassung mit begleitenden nachsorgenden Maßnahmen zur Stabilisierung der erreichten Drogenfreiheit, das heißt, am Ende von zehn Monaten Langzeittherapie soll das endgültige Ziel erreicht sein. Psychotherapeutische Prozesse können jedoch, das weiß jeder in diesem Bereich Tätige, nicht beliebig beschleunigt werden.

Gerade im Hinblick auf Zusammensetzung der Therapeutischen Gemeinschaft mit unmotivierten, antisozialen und schwer gestörten Patienten, kommt der Fähigkeit der Therapeuten, die unbewusst ablaufenden Prozesse zu beobachten und aus den dabei gewonnenen diagnostischen Einschätzungen therapeutische Konsequenzen zu ziehen, eine zentrale Bedeutung zu. Hier spielt insbesondere die Notwendigkeit eine Rolle, kontinuierlich die eigene Behandlungsideologie zu reflektieren und herauszufinden, inwieweit den Patienten Verantwortung abgenommen wird und die Regression in der Gruppe zu begrenzen. Wenn dann noch an der Ausbildung gespart wird (Bezugstherapeuten in Suchteinrichtungen haben in der Regel neben ihrem Grundberuf lediglich eine zeitlich begrenzte suchtspezifische Weiterbildung absolviert und arbeiten mit dieser Qualifikation – eine kontinuierliche Finanzierung von Weiterbildungsmaßnahmen lässt das geringe Budget von Suchteinrichtungen in der Regel nicht zu – bis zum Ausscheiden aus dem Berufsleben oder bis zu einem Wechsel in ein anderes psychosoziales Arbeitsfeld), schadet dies dem Behandlungsverfahren.

Patienten, die zur stationären Behandlung in die Therapeutische Gemeinschaft aufgenommen werden, kommen in der Mehrheit der Fälle direkt aus der Entgiftung und haben also bis vor wenigen Wochen noch Drogen konsumiert. Im Unterschied zu Patienten mit einer neurotischen Symptomatik müssen sie ihre Symptomatik sofort aufgeben. Sie erleiden also einen Objektverlust, wenn man die Droge als Ersatzobjekt in Zusammenhang mit einer ursächlichen präödpalen Entwicklungsstörung (Böhle u. Vattes 1993, S. 260 f.) versteht, und werden nun abrupt mit einer Aktualisierung ihres Zentraltraumas konfrontiert. In dieser Situation sind sie ganz besonders auf die Problemlösungsstrategien der Therapeutischen Gemeinschaft angewiesen. Neue Patienten können aufgrund der Fluktuation in der Einrichtung auf die Situation stoßen, dass entweder in kurzer Zeit viele neue Patienten aufgenommen wurden und die Atmosphäre prägen, während sich kaum noch therapieerfahrene Patienten in der Einrichtung befinden oder dass ihnen eine gro-

ße Anzahl therapieerfahrene Patienten begegnen, die sich jedoch auf ihre Entlassung vorbereiten und nicht mehr als stabilisierende Vorbilder zur Verfügung stehen. Das bedeutet, dass es unter Umständen dem Zufall überlassen ist, ob die Prinzipien der behandlungsorientierten Therapeutischen Gemeinschaft (Vollmers u. Krauth 2000) zum Tragen kommen und den Behandlungsverlauf von Anfang an prognostisch günstig prägen. Dies hat zwangsläufig Auswirkungen auf die Haltequote, das heißt auf die Rate derjenigen Patienten, die aufgrund ihrer in einer frühen Entwicklungsperiode erlittenen Traumatisierung keine ausreichende Fähigkeit zur Objektkonstanz entwickeln konnten und deswegen in Angst auslösenden Situationen abbrechen.

Es fehlen zweifellos Langzeituntersuchungen zur Wirksamkeit der Therapeutischen Gemeinschaft. Ebenso fehlen Untersuchungen, mit denen die Auswirkungen der Therapiezeitverkürzungen und ähnlicher Veränderungen der Rahmenbedingungen stationärer Drogenentwöhnung erhoben werden können. Die Frage, ob die Therapeutische Gemeinschaft unter den jetzigen Bedingungen noch wirksam sein kann, lässt sich vermutlich empirisch überhaupt nur schwer beantworten. Solche Untersuchungen sind schwierig, weil das stationäre Setting ein sehr komplexes Gebilde ist, und sich kaum ausschließen lässt, dass nicht dieselben Ergebnisse, also die für die Leistungsträger relevanten Entlassungs- und Haltequoten sowie die Zahl derjenigen, die erfolgreich in den ersten Arbeitsmarkt eingegliedert werden konnten, dadurch zustande gekommen sind, dass strukturelle Mängel kompensiert worden sind, beispielsweise dadurch, dass die Mitarbeiter mehr Verantwortung übernehmen, eventuell auch in dem sie sich selbst überfordern und die Patienten bis zu ihrer Entlassung übermäßig versorgen, so dass ein Scheitern der Behandlung erst nach der Entlassung offensichtlich wird.

Wir kennen aber durchaus einen anderen, sehr viel besser zur Beschreibung der Qualität der Therapeutischen Gemeinschaft geeigneten Maßstab, indem wir die Großgruppensitzungen kritisch reflektierend analysieren. Dazu müssen wir uns darauf besinnen, dass Drogenabhängigkeit nicht nur das Ergebnis einer individualpathologischen Fehlentwicklung, sondern auch eine Reaktion auf unerträglich empfundene gesellschaftliche Abhängigkeiten ist, aus denen der Süchtige versucht auszubrechen (Schwendter 2000, S. 101). Wir haben es bei der Drogenabhängigkeit nicht nur mit einem psychochemischen, sondern immer auch

mit einem gesellschaftlichen Abhängigkeitsverhältnis zu tun. Darin liegt übrigens auch eine Gemeinsamkeit von Drogenabhängigen und sogenannten normalen Menschen in unserer Gesellschaft. Abhängigkeitsverhältnisse sind jedoch, sieht man von gleichzeitig mit der Sucht auffälligen familiären oder partnerschaftlichen Beziehungen ab, nicht Gegenstand der medizinischen Rehabilitationsmaßnahme. Die gesellschaftliche und berufliche Integration bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der die Selbstausbeutung und die Entfremdung von den eigenen Interessen und Bedürfnissen fördernden Abhängigkeitsverhältnissen, sei es vom Arbeitgeber oder vom Ehepartner, wird durchaus nicht als widersinnig empfunden. Gerade in diesem Zusammenhang erlangt die Therapeutische Gemeinschaft die Rolle eines Antagonisten. Eines ihrer Prinzipien, oben bereits erwähnt, lautet: Förderung einer „Führung von unten“ im Gegensatz zur hierarchischen „Führung von oben“ und erinnert an die „Vergesellschaft von unten“ (Heider, Schwendter, Weiss 1988, S. 433) als notwendige Voraussetzung für die Befreiung von die Eigenständigkeit behindernden Bindungen. Dazu ein Beispiel aus dem Alltag einer Therapeutischen Gemeinschaft:

Wie üblich wurden vor Beginn der einmal wöchentlich stattfindenden Großgruppe Themen gesammelt und ein Gruppenmitglied stellte die Frage, wie der in der Einrichtung übliche Umgang mit solchen Gruppenmitgliedern sei, die sich krank gemeldet hätten. Müssen sie im Bett bleiben oder dürfen sie aufstehen? Nehmen sie an den Mahlzeiten teil oder wird ihnen das Essen aufs Zimmer gebracht? Können sie sich selbst gesund melden oder müssen sie warten, bis sie vom Arzt untersucht worden sind? Dies war die Art von Fragen, die die Gruppe eine ganze Zeit im Zusammenhang mit diesem Thema beschäftigte. Dabei wurde zweierlei deutlich. Zum einen war die Gruppe daran interessiert, möglichst für jede nur irgendwie denkbare Situation und Möglichkeit eine Regelung zu finden. Zum anderen erwartete die Gruppe offensichtlich die Beantwortung aller Fragen ausschließlich von den Therapeuten. Dabei schien es nicht die geringste Rolle zu spielen, dass es schon seit langem in der Einrichtung eine konkrete in schriftlicher Form vorliegende und für alle Beteiligten zugängliche Regelung gab. Der Anlass dafür, dass diese Frage zum Thema der Gruppensitzung gewählt worden war, war: vor kurzem hatte sich ein Gruppenmitglied von

der Teilnahme an der Ergotherapie befreien lassen, sich jedoch entgegen der Verabredung nicht im Zimmer aufgehalten, sondern war mehrfach in den Gemeinschaftsräumen aufgetaucht. Der Gruppenleiter zog zwei Interventionsmöglichkeiten in Erwägung. Der Vorfall hätte als individuelles Problem behandelt werden können entsprechend des in der Gruppe deutlich spürbaren Reglementierungswunsches nach dem Motto: was mir nicht zusteht, soll auch keinem anderen gewährt werden. Stattdessen wurde die Gruppe vom Gruppenleiter auf die Möglichkeit hingewiesen, ein Verfahren zu entwickeln, wie sie in ähnlichen Situationen miteinander umgehen wollen, ergänzt durch Überlegungen, wie die Einhaltung einer solchen Lösung gewährleistet werden soll. Entgegen der Erwartung, dass die Gruppe nun den ausdrücklich angebotenen Freiraum nutzt, möglicherweise auch in der Absicht, sich von unliebsamen Verpflichtungen zu befreien, beharrte sie darauf, dass eine Lösung durch ein Machtwort der Therapeuten gefunden werden soll. An dieser Haltung änderten weder stützende Interventionen, beispielsweise in Form von Hinweisen auf die vorhandenen Erfahrungen und Kompetenzen, die eine eigenständige konstruktive Lösung ermöglichen könnten, noch konfrontative Hinweise darauf, dass die Gruppe sich in anderen Zusammenhängen immer wieder mehr Handlungsspielraum wünscht. Die Gruppensitzung endete schließlich ohne konkretes Ergebnis.

Trotz reichhaltiger Größenphantasien einzelner, zu welchen Taten sie fähig seien, wenn nur alle lästigen Schranken und Hindernisse endlich einmal wegfallen würden, besteht ein auffälliger Kontrast zu dem Bestreben, in Abhängigkeitsverhältnissen zu verharren, in diesem Beispiel in der Abhängigkeit vom Machtwort der Therapeuten, anstatt die eigenen, realen Möglichkeiten zur Entwicklung eigenständiger Entscheidungen zu nutzen. Wovon in der Einzel- und Gruppentherapie lediglich zu berichten ist, nämlich dem Schwanken zwischen sich selbst überschätzenden Größenphantasien und den periodischen depressiven Zusammenbrüchen und Scheitern lässt sich im Alltag der Therapeutischen Gemeinschaft in vivo als Folge des Fortbestehens, mehr noch des hartnäckiges Festhaltens an Abhängigkeitsverhältnissen beobachten und verstehen und, so wäre zu hoffen, im ständigen Durcharbeiten verändern. Dies stellt ihr ureigenstes Potential dar.

Es ist in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, dass Main die Ansicht vertrat, dass die klinische Situation so strukturiert werden muss, dass das gesamte Krankenhaus, seine Patienten und Mitarbeiter an den alltäglichen Vorgängen aktiv beteiligt werden um eine Alternative zu der bisherigen „pathogenen“ Umwelt des Patienten bieten zu können. Er dachte dabei nicht an den drogenabhängigen Patienten, dessen hauptsächliches Problem in seiner psychischen Abhängigkeit besteht, denn sonst hätte er vermutlich nicht ein solch wertneutrales Verb wie „aktiv“ benutzt, mit dem selbst in hierarchischen Verhältnissen der Eindruck von Eigenständigkeit erweckt werden kann. Main versäumte es außerdem, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass auch die Leistungsträger an diesem Prozess zu beteiligen sind, denn nur so lässt sich erklären, was wir heute feststellen müssen, dass die fachliche Beurteilung dessen, was krankmachend und was heilsam ist eklatant von der Position abweicht, was bezahlt wird und was als zu teuer gilt.

Literatur

- Bion, W.R. (1971): Erfahrungen in Gruppen, Stuttgart
- Böhle, A., Vattes, H. (1993): Stationäre Gruppenpsychotherapie von Alkoholkranken, In: Bilitza, K.W.: Suchttherapie und Sozialtherapie, Göttingen
- Heckmann, W. (Hg.) (1982): Praxis der Drogentherapie, Weinheim und Basel
- Heider, C., Schwendter, R., Weiss, R. (1988): Politik der Seele, München
- Janssen, P.L. (1987): Psychoanalytische Therapie in der Klinik, Stuttgart
- Junge, S. (1982): Die klinische Entwöhnungsbehandlung Opiatabhängiger/Polytoxikomaner; In: Heckmann, W.: Praxis der Drogentherapie, Weinheim u. Basel
- Meyer-Fehr, P. (1987): Drogentherapie und Wertwandel, Weinheim
- König, K., Lindner, W.-V. (1991): Psychoanalytische Gruppentherapie, Göttingen
- Peters, M. (1997): Psychotherapeutische Behandlung Älterer: Welchen Problemen begegnet eine Psychosomatische Klinik? In: Radebold, H.: Altern und Psychoanalyse, Göttingen
- Schulz, P. (1974): Drogentherapie – Analysen und Projektionen, Frankfurt a. M.
- Schwendter, R. (2000): Einführung in die soziale Therapie, Tübingen
- Streck, U., Ahrens, S. (1997): Konzept und Indikation stationärer Psychotherapie; in: Ahrens, S.: Lehrbuch der psychotherapeutischen Medizin, Stuttgart, New York
- Stutz, H. (1998) Gruppenanalytische Milieuthherapie in einer Psychiatrischen Klinik, Gruppenanalyse, Vol. 8, Heft 2
- Vollmer, H. C., Krauth, J. (2000): Verhaltenstherapie bei Suchterkrankungen, In: Thomasius, R. (Hg.): Psychotherapie der Suchterkrankungen, Stuttgart, New York

Heiner Keupp

Sozialpsychiatrie im gesellschaftlichen Gegenwind

Kann sie noch Chancen der INKLUSION vermitteln?⁷

Wenn Menschen aus Kriegsgebieten zu uns kommen oder aus Unrechtsstaaten geflüchtet sind, dann können sie uns Geschichten von Gewalt, Folter und Unterdrückung erzählen, wenn sie erzählen können. Gewalterfahrungen in den offensten und brutalsten Formen sind hier alltägliche Realität. Auch in unserem Land tritt immer wieder manifeste Gewalt auf: Kinder werden körperlich oder sexuell missbraucht; Schüler foltern Mitschüler und töten oder verletzen Lehrer; bei der Pflege alter Menschen kommt es zu gewaltförmigen Übergriffen oder es kommt zu Tötungsdelikten aus Mitleid und die Medien lassen schon Kinder und Jugendliche zu Konsumenten von schwersten Gewaltinszenierungen werden. Obwohl sich über einen jahrhundertelangen Zivilisationsprozess das staatliche Gewaltmonopol durchgesetzt hat, gibt es immer wieder mehr oder weniger dramatische Belege dafür, dass die Gewalt nicht vollkommen aus unserem Alltag verschwunden ist. Aber vor allem hat sie einen Gestaltwandel erfahren, in dessen Folge Gewalt subtiler, psychologischer und ungreifbarer wird. Die Würde und die Ehre eines Menschen können nicht nur durch Akte körperlicher Gewalt verletzt und zerstört werden, sondern durch die Verweigerung von Anerkennung und Respekt, durch den Verlust von Verortung und Zugehörigkeit, durch den verweigerten Zugang zu materieller Existenzsicherung auf einem Niveau, das Teilhabe an durchschnittlichen Standards des Wohnens, der Kultur und des Konsums verunmöglicht.

Bewusstseinswandel erreicht – und da bricht ihm die gesellschaftliche Basis weg

Die Teilhabe an den Lebens- und Arbeitsformen, die in einer soziokulturellen Lebenswelt als selbstverständliche Normalitätsstandards angesehen werden, die Überwindung von Sonderbezirken für Menschen mit spezifischen Defiziten waren die Messlatte und Ziellinie für so unter-

⁷ Für Rolf Schwendter, mit dem ich so manche Etappe in der Psychiatriereformbewegung gemeinsam gegangen bin.

schiedlich etikettierte Projekte wie das Programm der „Normalisierung“ oder von „Community Care“ und sie sind in wissenschaftlich fundierten Konzepten wie einer „Inklusions-“ oder einer „Differenzpädagogik“ erkenntnisleitend. Auch das Anliegen von Sozial- und Gemeindepsychiatrie lässt sich im Wesentlichen auf diesen Nenner bringen. Es wird von einem sich immer stärker vollziehenden Paradigmenwechsel gesprochen, in dessen Zentrum ein Teilhabekonzept steht, das einen Weg zurück in die Aussonderung spezieller Populationen in Spezialeinrichtungen irreversibel versperren würde. Genau in dieser Phase, in denen wichtige Erkenntnisse ins fachliche Bewusstsein der einschlägigen Disziplinen und Professionen eingesickert ist und dort eine wichtige Veränderung bewirkt hat, ist genau dieser Prozess bedroht – nicht in erster Linie durch einen ideologischen backlash in den Fachkulturen, sondern durch einen ökonomisch gesteuerten Globalisierungsprozess, der uns mit seiner neoliberalen Begleitmusik in Mitteleuropa mit einer Infragestellung von sozialen Standards konfrontiert, die uns glauben machen will, als hätten wir uns der Illusion hingegeben, dass wir auf einer „Insel der Seligen“ leben würden. Und nun hätten wir uns endgültig davon zu verabschieden. Wir müssten die Imperative des Marktes akzeptieren und die würden spezifischen sozialpolitischen Errungenschaften heute keine Chance mehr lassen. Wer das nicht einzusehen vermöge, sei ein Traumtänzer, ein Sozialromantiker oder ein unverbesserlicher Sozialist. Wir müssten uns jetzt endgültig von sozialen „Hängematten“ und Schonräumen verabschieden, die ja auch ohnehin nur dazu einladen, missbraucht zu werden. Der Staat sollte seine „Fürsorglichkeit“ endlich aufgeben, damit auch die Menschen lernen könnten, mehr Selbstverantwortung zu übernehmen. Gepaart ist diese neoliberale „Deonstruktion“ einer solidarischen Sozialpolitik⁸, von einer Offensive der „Neuerfindung des Menschen“, die einen sozial „entbetteten“ Menschen konstruiert, der eine allseitige Bereitschaft zeigt, sein Leben und auch seine psychische Innenausstattung vollkommen den Imperativen des Marktes auszuliefern. Er ist von einer geschmeidigen Anpassungsbereitschaft, stellt sich flexibel und mobil auf jede Marktveränderung

⁸ Diese Kampagne hat schon in eine aktuelle Deklaration der Deutsche Bischofskonferenz Eingang gefunden, in der von einer „komfortablen Normalität“ die Rede ist, die unser Sozialstaat ermöglicht habe. Von der sozialdemokratisch geführten Regierung und ihrer Bereitschaft, diese Dekonstruktion politisch umzusetzen, soll gar nicht erst die Rede sein.

ein und zeigt als Grundbereitschaft, unablässig an der Optimierung der eigenen mentalen und körperlichen Fitness zu arbeiten. Die Sperrigkeit einer eigenwilligen Biographie, die psychischen Folgewirkungen von belastenden Lebensereignissen, körperliche Spuren von Entwürdigungen und Misshandlungen, aber auch Werteprinzipien, die im Widerspruch zur Fitnessideologie stehen, sind zu entsorgen.

Was bleibt von der Sozialpsychiatrie, wenn die Erwerbsarbeit unerreichbar wird?

Die Vorsilbe „Sozial-“ in der Sozialpsychiatrie hat in der Reformbewegung der 60er- und 70er-Jahre Identität und eine kämpferische Perspektive ermöglicht und gleichzeitig hat sie etwas Beunruhigendes, vor allem dann, wenn – wie gegenwärtig – dieses „Soziale“ so unklar wird. Jedenfalls setzt es uns unter den Anspruch, immer wieder von neuem das „sozialpsychiatrische Projekt“ zu reflektieren. Die Konjunktur sozialpsychiatrischer Reformziele war verbunden mit einer gesellschaftlich-ökonomischen Aufschwungphase, die es nahe legte, die Reform und endgültige Überwindung der ausgrenzenden traditionellen Psychiatrie auf die Tagesordnung zu setzen. Die Arbeitsmärkte schienen ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten zu offerieren und es wurde zu einer realistischen Option, möglichst vielen Menschen, auch und gerade solchen mit schweren lebensgeschichtlichen Hypotheken, Integrationsmöglichkeiten in diese Arbeitsmärkte zu verschaffen. Ausgrenzung sollte durch „Rekommunalisierung“ überwunden werden und die Arbeitsintegration war ein bevorzugtes Ziel. Natürlich gab es auch den Diskurs über die „krankmachende“, zerstörerische Qualität von Arbeit, aber der damals so offensiv angelegte Versuch einer „Humanisierung der Arbeitswelt“ schien diesem Diskurs seine Bedrohlichkeit zu nehmen. Das „sozialpsychiatrische Projekt“ hatte auf die normalitätsspendende Kraft der „Erwerbsarbeit“ gesetzt. Seit einiger Zeit werden in den Sozialwissenschaften Szenarien durchgespielt, die deutlich machen, welche unterschiedliche Entwicklungspfade für die deutsche „Arbeitsgesellschaft“ denkbar sind. Neben positiven Varianten, die aber nur unter Bedingungen positiver ökonomischer Entwicklungsperspektiven bzw. einem durchgängigen Bewusstseins- und Politikwandel hin zu einer nicht

mehr erwerbszentrierten gesellschaftlichen Ordnung eintreten können, gibt es Negativszenarien. Eines nimmt die dramatische Abnahme der Erwerbsarbeitsvolumens, das bedeuten würde, dass die Menschen in Erwerbsarbeit von zwei Drittel bis zu einem Fünftel der arbeitsfähigen Bevölkerung zurückgehen würde. Soziale Ungleichheiten würden sich in Folge dieser Entwicklung weiter verschärfen, ohne dass sozialpolitisch gegengesteuert werden würde. Die gesteigerte Negativutopie würde noch über dieses Szenario hinausreichen und einen Zusammenbruch der Erwerbsgesellschaft zur Folge haben und damit eine der zentralen Bindekräfte unserer Gesellschaftsordnung zerstören.

Die Zukunft der Arbeit – Szenarien

	<i>Trendszenario: Erhaltung der Erwerbsgesellschaft</i>	<i>Alternativszenario: Überwindung der Erwerbsgesellschaft</i>
<i>Positive Variante</i>	Radikal individualisierte Erwerbsgesellschaft	Arbeitsgesellschaft Jenseits der Erwerbsgesellschaft
<i>Negative Variante</i>	2/3- bis 1/5-Erwerbsgesellschaft mit neuen sozialen Ungleichheiten	Zusammenbruch der Erwerbsgesellschaft mit starker Verarmung und Zersplitterung der Gesellschaft

Quelle: Wolfgang Bonß: *Die Zukunft der Arbeit* (2000)

Von diesen Negativentwicklungen würden neben vielen anderen Gruppen vor allem Menschen mit geringer psychischer Belastbarkeit betroffen sein, die ja auch schon in Zeiten besserer ökonomischer Kennziffern keine Chance mehr hatten, in den regulären Arbeitsmarkt integriert zu werden. Spezielle sozialpolitische Förderprogramme haben allerdings kompensatorische Arbeitsangebote ermöglicht, die zumindest in Spurenelementen auch das Gefühl der Teilhabe am „normalen“ gesellschaftlichen Lebensprozess ermöglicht haben. Gerade die Praxisansätze, die auf der Basis freiwilliger Leistungen der Kommunen oder der Länder möglich waren, sind im Zuge der aktuellen fiskalischen Mager sucht als erste gekürzt worden und die noch bestehenden Projekte werden – sollte die öffentliche Anorexie weiter anhalten – kaum überleben

können. Manche Politiker haben den Abschluss bereits verbal vorbereitet. Es wird vom psychosozialen Wildwuchs gesprochen, dessen Beseitigung ja wohl mehr recht als billig sei. In diesem Feld ist aber eine Initiativenkultur gewachsen, eine psychosoziale Infrastruktur von Beratungsangeboten, kommunikativen Anlaufstellen, Lebens- und Arbeitsformen, die kleinräumige und damit überschaubare Formen der Teilhabe an kommunalen Lebenswelten ermöglicht haben. Neben den gesetzlich fixierten und einklagbaren sozialen und gesundheitlichen Sicherungssystemen ist es vor allem dieser psychosoziale Initiativenreichtum gewesen, der für Menschen mit schweren psychischen Belastungen und Einschränkungen soziale Erfahrungen von Respekt, Anerkennung, Würde und Zugehörigkeit ermöglicht hat. Was bleibt als Basis einer inklusiven Sozialpsychiatrie, wenn diese Infrastruktur zerbröselt?

Kehrt das Gespenst zurück?

Psychiatrie bewacht die Inklusions-/Exklusionsgrenzen

Man muss sich ernsthaft mit der Frage auseinandersetzen, ob die gesellschaftliche Entwicklung eine Situation herstellt, die wir in den 70er-Jahren zwar bereits als Horrorvision präsentiert bekamen, die aber eigentlich nur zu dem Arsenal jener Negativutopien gehörten, von denen wir uns empört abgewendet haben, um uns gegenseitig moralisch zu versichern, dass wir mit einem solchen Szenario nie etwas zu tun haben würden. In jener Zeit hatte Jürgen Ruesch einen psychiatrischen Blick auf das geworfen, was er „postindustrielle Gesellschaft“ nannte. Jürgen Ruesch ist einer der Profiliertesten aus der Gründerzeit der amerikanischen Sozialpsychiatrie. Zusammen mit Gregory Bateson hat er 1951 einen klassischen Versuch unternommen, die Sozialpsychiatrie als systemische Perspektive zu begründen (1995 wurde dieses Buch unter dem Titel „Kommunikation. Die soziale Matrix der Psychiatrie“ endlich auch ins Deutsche übersetzt). Dieser Jürgen Ruesch hat 1969 auf einer Tagung der „World Federation for Mental Health and Social Psychiatry“ zum Thema „Auf dem Weg zur gesunden Gemeinde“ einen Vortrag gehalten, den ich 1972 erstmals gelesen habe. Ich hatte damals das Gefühl, einen science fiction-Text zu lesen, der in der Gegenwartsdiagnose grob daneben langt und eine Mentalität formuliert, die aus der Orwellschen Mottenkiste stammt. Ich habe diesen Text wieder entdeckt

und es hat mich auf ganz andere Weise gebeutelt, als damals. Ich habe den Eindruck, dass Ruesch einen erstaunlichen Weitblick hatte, seine Prognostik traf vieles, womit wir heute konfrontiert sind und die Frage ist, ob wir in der Lage sind, uns seinen Empfehlungen zu entziehen und eine alternative Perspektive zu entwickeln.

Wenn Ruesch die Diagnose einer „postindustriellen Gesellschaft“ stellt, dann findet er sich in der guten Gesellschaft von sozialwissenschaftlichen Fachleuten. In dieser Gesellschaft wird – auf der Basis von Atomenergie und Automation – nur noch eine kleine Kerngruppe, die „neue Elite“, benötigt, um ein hohes Niveau von Produktivität zu sichern: „seit die Maschine alle niederen Arbeiten verrichtet und wir über unerschöpfliche Energiequellen verfügen, hat die physische Leistung an Wert verloren, dagegen stehen heute rationales Denken und der Zugang zu Informationen hoch im Kurs. Unglücklicherweise verfügen aber nicht alle über die nötige Intelligenz, komplexe symbolische Systeme zu überschauen und haben auch nicht von klein auf in einem für eine solche Entwicklung günstigen Milieu gelebt“ (1972, S. 83).

So langsam geht der Sozialpsychiater in die Startlöcher! Da beugt sich ein Arzt über dieses Gebilde der „postindustriellen Gesellschaft“ und zunächst gilt es zu diagnostizieren: Wie groß ist diese neue Elite und vor welchen sozialen Pathologien muss sie geschützt werden? Nach der Bildung unterschiedlicher Indikatoren, quantitativen Schätzungen und Gruppenbildung kommt ein Schalenmodell der Gesellschaft heraus, in dessen Zentrum eine kleine Führungs- und Produktionselite platziert ist, in einer nächsten Schicht geht es um den Bereich wichtiger Dienstleistungen und dann kommt der große Bereich der „Nicht-Arbeitswelt“. Ruesch liefert folgende Zahlen für diese Gesellschaft: „... der Kern (umfasst) nur 10 Prozent, während die sich um den Kern formierende Gruppe 25 Prozent ausmacht. Somit verrichtet ungefähr ein Drittel der Gesamtbevölkerung eine bestimmte Arbeit und wird dafür entlohnt. Die Kranken (zu denen auch die Alten zählen), Arbeitsunfähigen und Kinder stellen 65 Prozent, das sind zwei Drittel, der Gesamtbevölkerung. Diese Gruppe lässt sich als ‚Nicht-Arbeitswelt‘ definieren“ (S. 85). Im Titel seines Referates bezeichnet Ruesch diese Gruppe als „misfits“, die „sozial Unfähigen“, zu denen also nicht nur Menschen mit physi-

schen und psychischen Störungen gehören, sondern auch die Gruppe, die durch „social disability“ gekennzeichnet ist. Zu ihr „müssen all jene gerechnet werden, die aufgrund ihrer Bildung, ihrer Ausbildung und ihres wirtschaftlichen Status gesellschaftlichen Verzicht leisten mussten und außerstande sind, das technische und kulturelle Angebot unserer Zivilisation zu nutzen“ (S. 91). Ihnen fehlen die Basisqualifikationen des Spätkapitalismus: Zeitmanagement, Spaltung zwischen privaten und öffentlichen Angelegenheiten, höchste Flexibilität, Kommunikationsfähigkeit. Wir sind in den späten 60er-Jahren und deshalb verwundert es auch nicht, dass bei Ruesch die Gruppe der „Hippies“ besondere Erwähnung findet. „Sie rebelliert gegen die Konsumgesellschaft, materielle Güter schätzt sie gering, und sie strebt nach Selbstverwirklichung und Erweiterung ihrer inneren Erfahrung“ (S. 81). Sie hat „der technologischen Gesellschaftsordnung den Rücken gekehrt“. Als besonders gefährlich schätzt Ruesch diese Gruppe letztlich nicht ein. Für sie wie für die gesamte Gruppe der „misfits“ gilt das, was Herbert Marcuse einst so treffend „repressive Toleranz“ genannt hat: Lasst sie ihre abweichenden Lebensstile in ihren Reservaten ausleben, solange sie nicht den Kern in seiner effizienten Lebensführung affiziert.

Welche Konsequenzen zieht nun Ruesch aus seinen Daten? Er sieht die Notwendigkeit, dass der gesellschaftliche Kern seine Aufgabe möglichst ungestört von der „abweichenden Mehrheit“ erledigen kann. Zwei Drittel der Gesamtbevölkerung kann man nicht wegsperren, aber es muss Sorge dafür getragen werden, dass sie mit ihrer Lebensweise jenseits der Arbeit und mit ihren Motivlagen, die nicht von Leistungsmotivation geprägt sind, die Leistungselite nicht moralisch infiziert. Ruesch formuliert ein „postindustrielles Toleranzedikt“: „Wir müssen mehr Toleranz gegenüber abweichendem Verhalten in allen Lebenslagen aufbringen, aber die Toleranz der Institutionen für abweichendes Verhalten im technischen Bereich einschränken: niemand soll unter Inkompetenz, Nachlässigkeit und Schikanen leiden müssen“ (S. 91).

Was haben alle diese Überlegungen mit der Sozialpsychiatrie zu tun? Für Ruesch ergibt sich hier ein faszinierendes neues Arbeitsfeld für die psychosozialen Fachleute: „Diese Außenseitergruppen sind zum Gegenstand der Herausforderung für die Disziplinen der ‚geistigen Ge-

sundheit‘ geworden“ (S. 92). Diese müssten radikal umdenken. Haben sie nicht gerade mit Konzepten wie Gemeindepsychiatrie oder Arbeitsrehabilitation die Illusion der vollen gesellschaftlichen Teilhabe von allen Menschen an der Erwerbsgesellschaft genährt? Jetzt geht es um eine neue „Gatekeeper“-Rolle. Eine Mauer zwischen produktivem Kern und der „misfit“-Mehrheit muss hochgezogen und sorgsam bewacht werden. Es müssen verschiedene Normalitätsstandards auf den beiden Seiten der Grenzmauer geschaffen und aufrechterhalten werden. Es sind vor allem zwei Aufgaben, die psychosoziale Fachleute zu übernehmen haben, die eine Mischung von absoluter Härte und Konsequenz in der Selektionsfunktion und eine hohe Animations- und Integrationsfähigkeit jenseits der hochgezogenen Grenzen zum Kern erfordern:

- (1) Psychosoziale Fachleute sollen eine differenzierte, computergestützte Diagnostik entwickeln, um die Gruppe der „misfits“ frühzeitig erkennen und aussondern zu können. Das ist keine einfache Aufgabe, es werden immer wieder prekäre Situationen entstehen, die eine hohe professionelle Verantwortlichkeit erfordern. Wenn etwa bei der Diagnostik beim Zugang zur Kernelite „eine von der Norm abweichende Leistung geboten (wird), dann ist man bemüht, unfähige oder erfolglose Leute zu entfernen, selbst gegen den Widerstand von Gewerkschaften oder die Einflussnahme staatlicher Beamter. Dazu kommt es in aller Regel in Krisenmomenten oder im Verlauf von Gesundheitsuntersuchungen, die eine Suspendierung medizinisch gerechtfertigt erscheinen lassen“ (S. 88).
- (2) Eine zweite Aufgabe folgt aus dieser Selektion: Der großflächige Umbau von Motivlagen. „Da die hochqualifizierte Kerngruppe der technologischen Gesellschaft an dem Prinzip der Arbeit orientiert ist, während die Massen notwendigerweise am Prinzip der Freizeit orientiert sind, müssen wir neue Schulprogramme und Bildungspläne schaffen, um die Gesellschaft auf diese Rollenverteilung vorzubereiten“ (S. 92). Die bei uns so abwertend gemeinte Idee vom „kollektiven Freizeitpark“ kann man hier assoziieren.

Vieles, was ich bei Ruesch lese, klingt mir immer noch wie science fiction. Einigen Überlegungen sind die Voraussetzungen abhanden gekommen. Die von ihm unterstellte „Überflussgesellschaft“ gilt nur für eine kleiner, aber immer reicher werdende Gesellschaftsschicht und der reale oder befürchtete Absturz in Armut wird für einen ständig wachsenden Teil der Gesellschaft zur Alltagswirklichkeit. Das hat im Wesentlichen seinen Grund in der Tatsache, dass das Volumen vorhandener Erwerbsarbeit tatsächlich ständig sinkt – und da hat Ruesch in beklemmender Weise Recht behalten – und gleichzeitig die wohlfahrtsstaatlichen Systeme zunehmend demontiert werden.

Die Aktualität der Diagnose und Rezeptur von Jürgen Ruesch ist mir beim nochmaligen Lesen seiner Überlegungen erschreckend klargeworden. In Bezug auf die Entwicklung in Deutschland kann man Prognosen hören, die in den nächsten Jahren einen weiteren Rückgang der Erwerbsarbeit sehen auf vielleicht 20 bis 25% der erwachsenen Bevölkerung. Dann wären wir bei einer ähnlichen Größenordnung wie sie Ruesch für die USA prognostiziert hat. Ein Wirtschaftswissenschaftler hat sie kürzlich bei einem Vortrag als relativ gesicherte Prognose unterstellt und den erschreckten VertreterInnen aus dem Sozialbereich vermittelt, dass sie dringend gebraucht würden. Seine wohlmeinenden Vorstellungen liefen auf ein großräumiges Projekt der „Beschäftigungstherapie“ als Befriedungsstrategie hinaus. Jene immer größer werdende Gruppe von Menschen, denen der Zugang zur Erwerbsarbeit versperrt sein würde, bräuchten Angebote gegen die Sinnleere und Langeweile ihres Alltags. Es müsste jedenfalls verhindert werden, dass ihr Ausgeschlossensein aus der Arbeitssphäre zu sozialen Revolten führe. Deshalb plädiert er für psychosoziale Sinn- und Motivationsarbeit. Die immer noch von den Restbeständen der protestantischen Arbeitsethik bestimmten Motivstrukturen vieler Menschen bedürfen eines sozialverträglichen inneren Umbaus und das sei ja das, was psychosoziale Fachleute gelernt hätten. Es ist die offene Aufforderung, uns an den „Befriedungsverbrechen“ (so Basaglia und Basaglia-Ongaro 1980) zu beteiligen.

Hier höre ich keinen Sonderling, dessen verquere Ideen man möglichst schnell vergessen sollte. Das ist eine Stimme aus der Vordenker-Loge des gesellschaftlichen Kerns, die im politischen Raum längst Wirkung

erzielt hat. Hier wird auf Spaltung gebaut, auf Leistung und auf Grenzbeziehungen, auf das durchsetzungsfähige autonome Subjekt, dessen Freiheit sich vor allem darin zeigt, dass es sich in dem „Rattenrennen“ um die „Plätze an der Sonne“ die besten Startplätze sichert und in der Konkurrenz beiß- und stoßbereit ist. Das Subjekt wird in dieser Perspektive zu einer Kopie der durchsetzungsfähigsten Marktkräfte.

Trotz alledem:

Es geht um Stärkung von Autonomie, Solidarität und Anerkennung!

Zygmunt Bauman hat uns in seinem Buch „Moderne und Ambivalenz“ einen ganz spezifischen Blick auf die postmoderne Gesellschaft ermöglicht und er hat dabei in seiner scharfsinnigen Analyse die bunte Lack-schicht einer gesellschaftlichen Inszenierung des globalisierten Kapitalismus abgekratzt, die nur den schier ungeahnten Optionsspielraum der von Zwängen „freigesetzten“ Individuen betont. Er sieht und benennt die Ambivalenzen der Postmoderne, sie ist für ihn „ein Ort der Gelegenheit und ein Ort der Gefahr; und sie ist beides aus den denselben Gründen“ (1992, S. 320). An Gefahren sieht er vor allem das, was Ruesch befürwortet und operativ durchdenkt: Die Abschottung eines privilegierten Teils der Welt von dessen größerem Rest: „Die postmoderne Welt des fröhlichen Durcheinander wird an den Grenzen sorgfältig von Söldnertruppen bewacht, die nicht weniger grausam sind als die, die von den Verwaltern der jetzt aufgegebenen Globalordnung angeheuert waren. Lächelnde Banken strahlen nur ihre jetzigen und zukünftigen Kunden an [...] Höfliche Toleranz gilt nur für diejenigen, die hereingelassen werden“ (a. a. O., S. 317). Beim Lesen dieser Zeilen geht einem zunächst die Zuwanderungsdebatte in Deutschland durch den Kopf und die Frage, ob der ausgehandelte Parteienkompromiss nicht genau zu dieser Befürchtung Baumans passt. Die größte Gefährdung der neuen Pluralitätsmöglichkeiten sieht er aber vor allem in der Herrschaft des Marktes, die der lebenskulturellen Vielfalt möglicherweise durch ihre universalisierende Logik die Basis entzieht: „Die Verschiedenheit gedeiht; und der Markt gedeiht mit. Genauer, nur solche Verschiedenheit darf gedeihen, die dem Markt nützt. Wie schon vorher der humorlose, machtgierige und eifersüchtige Nationalstaat, lehnt der Markt Selbst-

verwaltung und Autonomie ab – die Wildnis, die er nicht kontrollieren kann. Wie vorher, muss für Autonomie gekämpft werden, wenn Verschiedenheit etwas anderes bedeuten soll als Vielfalt marktgängiger Lebensstile – eine dünne Lackschicht veränderlicher Moden, die die gleichförmig marktabhängige Lage verbergen soll“ (a. a. O., S. 335).

Baumans Analysen sind seit 1992 immer skeptischer geworden. Seinem letzten Buch (Bauman 2004) hat er den Titel „Wasted lives. Modernity and its outcasts“ gegeben, das man mit „Überflüssige Leben“ übersetzen könnte. Hier liefert er ein Szenario, dessen realgesellschaftliche Umsetzung längst passiert und die Frage ist, wollen wir uns daran beteiligen. Oder geht es nicht gerade jetzt darum, diese Entwicklungen kritisch zu benennen und offensiv für eine Fortführung von Projekten einer inklusiven Sozialpsychiatrie zu kämpfen, die für Projekte autonomer Selbstgestaltung eintritt und im Sinne des Empowermentprinzips diesen mit allen unseren professionellen Möglichkeiten zu unterstützen.

Literatur

- Basaglia, Franco & Basaglia Ongaro, Franca (Hg.): Befriedungsverbrechen. Über die Dienstbarkeit der Intellektuellen. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt 1980.
- Bauman, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg: Junius 1992.
- Bauman, Zygmunt: Wasted lives. Modernity and its outcasts. Cambridge: Polity Press 2004.
- Ruesch, Jürgen: Die soziale Unfähigkeit. Das Problem der Fehlanpassung in der Gesellschaft. In: F.Basaglia & F.Basaglia Onagro (Hg.): Die abweichende Mehrheit. Frankfurt: Suhrkamp 1972, S. 79–97.

Dieter Ohlmeier

Martin Scorseses „Taxi Driver“ aus psychoanalytischer Sicht

„Der Mensch ist ein Abgrund. Es schaudert einen,
wenn man hinabschaut...“

Georg Büchner

Taxi Driver. USA 1976. Regie: Martin Scorsese. Produktion: Columbia. Buch: Paul Schrader. Kamera: Michael Chapman. Musik: Bernard Herrmann. Darsteller: Robert De Niro (Travis Bickle), Cybill Shepard (Betsy), Jody Foster (Iris), Harvey Keitel (Sport), Martin Scorsese (Fahrgast), u. a. 112 Min., Farbe

Ein fast 30 Jahre alter Film erregt aufs Neue unsere Aufmerksamkeit. Nach dem 11. September 2001, nach dem völkerrechtswidrigen Irak-Krieg werden wir konfrontiert mit dem längst Bekannten, aber immer aufs Neue Verdrängten: der Gewalt, die Individuum und Gesellschaft im Innersten zusammenhält und gleichzeitig rettungslos implodieren lässt. Traurige Resignation – traurige Erkenntnis.

New York, Mitte der 70er-Jahre. Ein einzelgängerischer Taxifahrer, Vietnam-Veteran, dort zu den „Marines“, den „Ledernacken“ gehörend, von seinem jetzigen Lebensmilieu zugleich fasziniert („ich fahre überall hin!“) und abgestoßen, beides aber zunächst unbewusst und automatisiert wie unter einer psychischen Glasglocke, steigert sich in einen missionarischen Wahn: etwas gegen die Flut von Schmutz und Gewalt in der Stadt unternehmen zu müssen – und beginnt, schwer bewaffnet, einen bedrohlichen und tragischen Kreuzzug durch die nächtlichen Straßen. Der Regisseur Martin Scorsese, geboren 1942, und sein Drehbuchautor Paul Schrader schildern die psychische Deformation, die Verkrüppelung ihres Helden mit kühler, analytischer Präzision – und machen zugleich deutlich, dass der Ausbruch individueller Gewalt mit einem allgemeinen Klima latenter Brutalität, Abstumpfung und Gefühllosigkeit korrespondiert. Dass also der Täter wie ein Delegierter, als Symptom und Ventil der allgemeinen Destruktivität zu sehen ist, die in

dieser „Stadt der Städte“, in diesem wurmstichigen „big apple“ herrscht.

Klinisch würde man Travis Bickle, den Taxifahrer, wohl als eine Borderline-Persönlichkeit bezeichnen: Spaltungsvorgänge (gut und böse, weiß und schwarz, Heilige und Hure, schmutzig und sauber, „clean“ und drogensüchtig – so sortiert sich ihm die Welt) und Projektionen (die Um- und Außenwelt ist ein verderbtes Sodom und Gomorrha, das für ihn verbrannt und weggespült gehört) beherrschen ihn ganz und drängen ihn zur Tat. In einem Amoklauf bringt er Gangster, Dealer und Zuhälter um, für ihn die Repräsentanten des Bösen und Dreckigen. Mit und in dem angerichteten Blutbad reinigt er sich selbst – das Blutbad wird zum Reinigungs- und Läuterungsbad, aus dem ein Held klar und gefestigt hervorstiegen soll. Eine Heilandstaufe in einem Jordan des Blutes. Ein Siegfriedbad im Drachenblut, das Unverwundbarkeit verleihen soll. Eine Perversion des Satzes der Psychoanalytikerin Sabina Spielrein: „Die Destruktion als Ursache des Werdens“.

Aber natürlich genügt die klinische Beschreibung nicht, oder wird doch als eine „klinische“ Beschreibung zum wohlfeilen Klischee. Der Amoklauf des Taxifahrers ist ja logistisch bis ins Einzelne vorbereitet, geplant und geprobt, rituell inszeniert: es ist sowohl Amoklauf als auch Kreuzzug, es ist die Aktion einer hochgerüsteten menschlichen Kampfmaschine. Religion und Ritus sind dabei die „sekundären Bearbeitungen“, sind auch der ideologische Überbau – im Zentrum der Aktion steht die paranoisch gebündelte Wut, aus uralter Kränkung, Zurücksetzung, Missachtung, aus einem Zerstörtwordensein und Missbrauchtwordensein heraus, quasi wie ein letzter verzweifelter Versuch, das eigene Seelenheil – und möglichst das der ganzen Welt, so wie Jesus Christus als Erlöser – zu retten. Es handelt sich um eine Begierde zu retten – um den Preis der absoluten Zerstörung.

Der Film beginnt: Ein Trommelwirbel, eine diffuse Wolke aus Abgasen, und dann sehen wir die Augen des Taxifahrers, die Augen von Robert De Niro. Es sind schmale Schlitz wie Schießscharten, es sind Öffnungen wie Wunden. Rötlich, entzündet. In den Augen bewegt es sich: die Blicke tasten das Umfeld ab, 180 Grad hin und her; sie nehmen den

Rückspiegel in Beschlag, dann sind es 360 Grad. Diese Augen sind die Wahrnehmungsinstrumente des allumfassenden Kontrollorgans in Gestalt des Taxifahrers Travis Bickle – aber ebenso sind sie die offene Wunde, der schutzlose Eingangskanal der Gewalt, deren Opfer er war und ist. Diese Augen, so werden wir bald gewahr, sind auch unsere Augen. Wir werden hineingezogen, hineingesogen in die Identifizierung mit dem Taxifahrer. Und wir sehen: Schmutz, Dampf, Dunkel, spülden Wasser – ein Kanalsystem der Triebe und Gestaltlosigkeit. Es erklingt die Blues-Melodie, gespielt vom Tenorsaxofon, die uns durch den ganzen Film begleitet, und verzaubert, bedroht, wie ein Traumgefühl, ein Grundaffekt im Traum, eine unwirkliche Angst, aber auch eine unwiderstehliche Anziehung. Wir geraten in eine Höhlenwelt der Abgeschlossenheit, Angst und Gefährdetheit.

Dann sieht Travis das Mädchen, seine Prinzessin der Reinheit, sein Dornröschen: „I first saw her at Palantine's Campaign Headquarters at 63rd Broadway. She was wearing a white dress. She appeared like an angel. She is alone. How does this filthy mass? They cannot ... touch ... her ...“, so kommentiert seine tonlose Stimme aus dem Off. Seine Prinzessin, seine Heilige ist ein albernes kleines, ein unbeholfenes junges Mädchen mit Vorurteilen. Er nähert sich ihr tapsig und ungeschickt – er hat keine Chance, sie weist ihn ab.

Der Vulkan bereitet sich zum Ausbruch vor. Wir vernehmen Störgeräusche, aufstörende Geräusche: das Sprudeln der Aspirin-tablette im Glas. Der Abgewiesene, der stockend und hilflos den Kontakt wiederherstellen will, aber immer stärker ins Abseits gerät, organisiert sich. Aber er beschreibt sich als „organized“, nicht als organized, als „organisiert“ (deutsche Synchronfassung), nicht organisiert. In der Selbstorganisation findet seine psychische Selbstamputation statt: keine störende Gefühlsverwirrung mehr, keine bremsenden Bedenken. Stattdessen die Reduzierung auf ein Instrument tödlicher Reinigung. „Do not tailgate“, lesen an der Rückseite seines Taxis: Nähere dich mir nicht von hinten – Anfassen ist tödlich. Travis Bickle ist zu einer hochorganisierten Maschine geworden und gleichzeitig aller menschlicher Organe beraubt.

Die Abweisung durch seine heilige Prinzessin war die Auslösung seiner Mutation. Und jetzt sehen wir ihn in einem langen, leeren Flur. Diese Einstellung will nicht enden, so lang ist sie, und unendliche Einsamkeit, Leere und Kälte kommt auf. Ganz in der Ferne ziehen wie Marionetten Passanten vorüber. Durch diesen kalten Flur geht der Taxifahrer, wie durch eine Schleuse, in den Bereich des Objektverlustes. „Cold and distant“ ist er jetzt.

Der Regisseur, Scorsese selbst, steigt als Fahrgast zu; er möchte aus dem Taxi, von der Straße aus, zuschauen, wie seine Frau hinter den erleuchteten Fenstern mit einem Lover verkehrt. „Do you see the woman in the window?“, fragt er drängend den Taxifahrer und will ihn zum Komplizen seines Voyeurismus machen (in Anspielung auf Fritz Langs berühmten Film „The Woman in the Window“ (1942) – aber dieser Film war als ein Traum konstruiert, hier im „Taxi Driver“ wird die Realität selbst entrealisiert). Und wir identifizieren uns fast erleichtert mit der Harmlosigkeit des Neurotikers und Voyeurs, der in seinem Symptom und seinem Agieren Befriedigung und Beachtung findet – aber nicht zur Aktion übergeht, sondern sich diese, eben nicht „organseziert“, in seinem höchstpersönlichen Eigengehirn nur vorstellt. Travis dagegen hat keine Vorstellung – es gibt eine Vorstellung, ein show-down.

In immer schnelleren Schnitten, immer atemloser, nähert sich jetzt der Film der katastrophalen Entladung. Wir spüren das nach gemächlichem, gehemmtem Beginn immer beschleunigtere, immer rasender werdende Tempo des Films wie einen reißenden Traum in unseren Knochen.

Travis unternimmt einen letzten Anknüpfungsversuch an die Welt der Objekte. Mit einem älteren Kollegen will er sich aussprechen, und will es eigentlich nicht mehr. Kein Kollege, keine Vaterfigur interessiert sich ja für ihn wirklich. Und er – interessiert sich nicht für einen Vater. Seine Eltern, so bemerkt er neben, sind für ihn ein „paar gute Kumpel“, aber kein Paar. Ödipalität ist inexistent geworden.

Die Kampfmaschine rüstet sich auf. Wir sehen Travis beim Waffenkauf, große Kaliber müssen es sein, mit Durchschlagkraft. Er fettet sei-

ne Stiefel ein, er schleift sein Messer, er stählt seine Muskeln. Wenn er die Blumen, die von seiner Prinzessin verschmährt wurden, verbrennt, verbrennt er die Brücken hinter sich. Er sagt: „Ich habe erkannt, dass mein Leben auf einen Punkt fixiert ist. Ich hatte nie die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten“. Er hat sein Ende der Ambivalenz erreicht.

Er trifft den Zuhälter und Drogendealer „Sport“, für ihn der „Abschaum der Menschheit“, Repräsentant der Hölle, in der er leben, und doch sein alter ego, ebenso beziehungslos und psychisch amputiert wie er selbst. „Sport“ lässt ein Mädchen für sich laufen, Iris, genannt „Happy“, und sie wird zu der Schiene, der Travis' Rachemaschine folgt, fest auf die Vorstellung fixiert, die drogensüchtige Prostituierte – das dunkle Gegenbild seiner weißen Prinzessin Betsy – zu retten. Und mit ihr die ganze Stadt, diesen Dschungel aus Schmutz und Verbrechen.

Wir sehen ihn, wie er fratzenhaft entstellt mit Irokesenfrisur auf einer Wahlversammlung auftaucht. Er trägt eine große Sonnenbrille, die Brille eines Hollywoodstars, eines Geheimagenten – die Brille unumschränkter Macht, die das korrupte Treiben der Lokalpolitiker, die sich „Demokraten“ nennen, vernichten. Erneute Trommelwirbel. Travis erschießt „Sport“; als sein alter ego zusammenbricht, ist das für ihn ein weiterer Reinigungsschritt. Er eilt in das Bordell, ein Horrorhaus mit finster-verwinkelten Gängen, und erschießt zwei weitere Männer. Wir hören das Blut spritzen und tropfen. Die Ohren sind schutzlose Organe, weghören können wir nicht. Travis steigert sich in einen Bluttausch, er schreit: „Du verdammtes Schwein, du Stück Scheiße, ich leg' dich um, ich mach' dich kalt ...“. Die ganze Welt meint er damit. Einschließlich seiner selbst: mit dem blutigen Finger vollführt er die Geste des Schießens in seinen eigenen Kopf.

Jetzt bewegt sich die Kamera nach oben: von der Decke herab sehen wir auf die Getöteten und ihren Töter. Gott schaut am siebten Tag auf seine Schöpfung hinab, und siehe, sie war nicht gut, sondern bestand aus Blut und Mord.

Ein langer Trauermarsch erklingt. Und Travis wird als Held gefeiert. Bei seinen Kollegen ist er jetzt hochgeachtet. Sei nennen ihn jetzt „Kil-

ler“. Und wieder gehen seine Augen durch New York. Er fährt Betsy, seine Prinzessin von einst – aber sie ist bedeutungslos geworden, „geschenkt“. Travis ist im objektlosen Zustand angekommen.

Ein Film (und das ist auch das Kriterium, woran wir einen gelungenen Film erkennen können) saugt uns in völliger Identifizierung in sich hinein. Er klinkt sich in unseren Hypothalamus ein, tief unterhalb der Hirnrinde, bestimmt von dort aus unser Mitträumen, unsere Affekte, Triebimpulse; Herzschlag und Atmung, Hitze und Kälte. Anders als beim Lesen von Literatur und bei der Literaturanalyse, bei denen durch den Roman oder das Drama in uns evozierte innere Bilder und dadurch eröffnete Möglichkeits- und Entwicklungsräume, also unsere „primäre Imagination“, interessieren, werden wir im Film aus uns selbst herausgeführt. Wir werden Teil der Filmbilder, gehen identifikatorisch in ihnen auf. Wir werden von den Bildern fortgespült, unsere Augen sehen durch die Kamera und mit ihr, unsere Ohren hören im Gleichklang des sound-tracks. Geräusche – das Aufbrausen der Tablette, das Signalhorn des Rettungswagens, das Einschlagen der Geschosse und das Tropfen des Blutes: sie werden zu Lauten in und um unseren eigenen Körper.

So werden auch die Augen von Robert De Niro, von Taxi Driver Travis Bickle, zu unseren eigenen Augen, und der Anblick von Schmutz und Gewalt, das Erleben von Angst und Verwirrtheit, totaler Einsamkeit und Objektverlust – sie entstehen in uns selbst, füllen uns aus. Jetzt erleben wir das Drama: es ist ein Drama in uns selbst, ein Drama der Enttäuschung und Kränkung, der daraus folgenden namen- und beziehungslosen Wut, die sich in einem Zerstörungsgasmus entlädt. Ja, wir wissen es jetzt, wir haben es erfahren: nicht allein die Libido kennt Höhepunkte – auch die Gewalt, die ungebremste Aggression steigert sich zur orgasmischen Entladung. Sie lässt Tote zurück, Opfer, und einen wie befreiten, erschöpften, schläfrigen Travis Bickle, der selbst seinen „kleinen Tod“ erlebt hat – und uns mit der Angst entlässt, aus der dumpfen Beunruhigung nicht freigibt, wann er ein weiteres Mal, wie einem „an-

geborenen Auslösemechanismus“ folgend, zur Kampfmaschine aufläuft.

Ein Film ist wie jedes Kunstwerk, in seiner Bedeutung überdeterminiert: er ist mehrdeutig, vielschichtig, Er ist nicht nach dem Lehrbuch der Psychoanalyse konstruiert, und wollen wir ihn ausdeuten, kommen wir bald an Grenzen. Wir können das Kunstwerk noch so fleißig psychoanalytisch durchdeklinieren – nur um festzustellen, dass uns Wesentliches, Zentrales entschlüpft ist. Und das „innere Kunstwerk“, das der Film in uns erzeugt, das wir in Identifizierung, ja Infizierung mit den Bildern und dem Ton in uns einbringen, ist dieser innere Bilder- und Affektstrom auf unserer intrapsychischen Leinwand voll deutbar? Wir wissen seit Freud's „Traumdeutung“ von den Schwierigkeiten und Begrenzungen einer solchen Selbstanalyse. Vielleicht helfen uns psychoanalytische Deutungen und Strukturüberlegungen wie Krücken, an denen wir mühsam vorwärtshinken und froh sind, dass wir uns an etwas halten können, das wir dann „Theorie“ nennen. Aber im Grunde erschrecken wir vor dem Fortgerissenwerden in krückenloses, haltloses Gelände, das uns neu und unbekannt erscheint. Dies ist das Erschreckende: wir blicken in unseren eigenen inneren Abgrund. Wir befinden uns in diesem gelben Taxikasten, „do not tailgate“ – dem man nicht zu nahe kommen sollte in seinem Vorandrängen, dem man nicht „hintenrein fahren“ sollte –, in diesem Taxis, in dem Travis Bickle dahintreibt wie Herman Melvilles Kapitän Ahab auf seinem Walfangschiff. Auch Travis findet schließlich seinen Moby Dick, das Objekt seiner Begierde in Gestalt der zwei Frauen, der „Heiligen“ (Betsy) und der „Hure“ (Iris).

Und jetzt noch etwas über den wunderbaren Schauspieler Robert De Niro gesagt werden. Er stammt – geboren 1943 in New York, in der Lower East Side, also „Little Italy“, als Sohn einer italienischstämmigen Familie, beide Eltern Künstler, Maler, hineingeboren also in eine „darstellende Welt“ – aus der Schule des „actor's studio“, jener berühmten New Yorker Schauspiel-Akademie der „method acting“, aus der auch Harvey Keitel, sein Generationsgenosse, Freund und Mitspieler als alter ego in diesem Film, hervorgegangen ist. Welche Ironie: ausgerechnet ihn, in der Rolle des Zuhälters, tötet De Niro, und tötet

damit einen Anteil seiner selbst. Auch Marlon Brando und Rod Steiger waren Absolventen des actor's studio, womit wir an Elia Kazans Film von 1952 „On the Waterfront“ („Die Faust im Nacken“) denken – einem der Vorläufer dieses Films „Taxi Driver“ also, in dem der Dschungel der Großstadt New York mit dem Trieb- und Affektdschungel der Protagonisten untrennbar verschmilzt. In ihren Arterien wird Benzin gepumpt, in ihren Venen Urin, in ihren Lungen Rauch und Nebel, in ihrem Gehirn herrscht Halbdunkel, unterbrochen von flackernden Lichtern, schrillen Lauten. Das war schon vor Vietnam so – fast scheint es, als ob die Hölle von Vietnam, die Travis Bickle traumatisierte, ein Exportprodukt, ein ausgelagertes Aktionsfeld dieser Hölle der Großstadt sei. Großstadtdschungel, „Asphaltdschungel“ (Wie John Hustons Film von 1950 heißt), steht für Gewalt, für primär objektlose Gewalt, die von jedem ausgehen und jeden treffen kann, gleichsam „unpersönlich“ und ungezielt, wie eine tickende Zeitbombe oder Höllenmaschine, die unberechenbar auf die Opfer wartet. Großstadtdschungel, Asphaltdschungel, Vietnamschungel – das immer gleiche Verfließen von Vorder- und Hintergrund, also das Verfließen in einen objektlosen Zustand, in dem die ungebundene Triebenergie freigesetzt wird wie das Rauschen und Zischen der Aspirin-tablette in Travis Bickles Glas, das nichts anderes ist als das zischende und brodelnde Elixier von Dr. Jekyll, der damit das Böse, seinen Mr. Hyde, aus sich freisetzt.

Ja, De Niro hat Jekyll und Hyde in sich aufgenommen, sich mit ihnen identifiziert und setzt sie in seiner Darstellung frei. Er setzt sie ebenso frei, wie er die hilflos-schutzlose, aber listige Trampfigur Charlie Chaplins in „Lichter der Großstadt“ verkörpert und wiederholt, ebenso wie in „Moderne Zeiten“, in denen Charlie in das Räderwerk der Gewalt gerät – alles versteckte Zitate in unserem Film. Diese Zitate und Anspielungen erscheinen wie Versatzstücke in Wiederholungsträumen.

Aber De Niro braucht keine Maske, er agiert aus seiner vollständigen Identifizierung heraus, anders als seine großen Vorgänger, amerikanische Schauspieler-Ikonen wie z. B. Spencer Tracy. Spencer Tracy braucht als Mister Hyde eine Horrormaske – erst hinter dieser Maskierung kann er wagen, die Destruktivität frei tanzen zu lassen. Tracy agiert aus seiner individuellen Persönlichkeit heraus – er betritt, immer

als eine unverwechselbare Person, eben Tracy, als „Charakter“, das Neuland der jeweiligen Rolle. De Niro ist die Verkörperung des Zerstörerischen, sein Körper, seine Extremitäten und Organe, seine Augen werden zu maschinenhaft-automatisierten Exekutionsstätten der Wut und damit auch der Ohnmacht, der Steuerungslosigkeit, der Verlorenheit.

Pflegte Spencer Tracy über sein Schauspielertum zu sagen: „Don't act, be just yourself!“ – so würde wohl De Niro antworten, wenn er für eine solche Frage überhaupt eine Antwort hätte: „Act – and don't be yourself!“ – und vielleicht hinzusetzen: „Yourself? Are you talking to me? Are you talking to me ?“ (Lächerst du mich an?“ – Wer bin ich denn selbst? Soll ich es dir wirklich sagen? Es könnte gefährlich werden!“). Und wir sehen Robert De Niro, in der vollkommenen Übergabe seiner eigenen Person, wer und wie diese immer auch sein mag, an seine Rolle, als den Schauspieler der Moderne, als eine Verkörperung unserer Zeit (einer Zeit der raschen Identifizierung, einer Zeit des Verlustes von festen Persönlichkeitskernen), als eine Darstellung aber auch unseres eigenen *potential space*, unserer eigenen inneren Reichweite: bis zu dem Punkt, an den wir fähig sind zu gehen.

In zweifacher Weise ist dieser Film also brandaktuell: Erstens zeigt er, dass Zustandekommen von Gewalttat, Terror und Amok – insofern hat er tagespolitische Aktualität. Zweitens zeigt er, wie die Traumarbeit, die quälende und mühsame und so oft scheiternde Bewältigung des Trieblebens: er ist als ein – wenn auch pathologisch zu nennender – psychischer Integrations- und Entwicklungsprozess, gleichsam als ein negativer Entwicklungsroman aufzufassen, und hat damit eine ständige Aktualität.

Aber er zeigt ein Weiteres, und zwar auf dem Wege eine übermächtigen, sogartigen Identifizierungseinladung, die er für seine Zuschauer bereithält. Es genügt nicht und gelingt nicht, den Gewalttäter und Amokläufer als einen psychopathologischen Krankheitsfall zu isolieren und sich so Distanzierung zu verschaffen. Denn wir entdecken in dem Okular, auf dem Objektträger unseres psychopathologischen Untersuchungsinstruments alsbald uns selbst. Wir entdecken, werden konfron-

tiert mit der triebhaften Gewalt in uns selbst und müssen erkennen, dass schwere Kränkungs- und Verlusterlebnisse nicht nur bei den psychiatrisch Kranken, sondern potentiell in jedem menschlichen Entwicklungsprozess zu sogenannten pathologischen Restitutionsversuchen führen können, wie Sigmund Freud es nannte: einen zumindest partiellen „Weltuntergang“, d. h. zu einem Verlust der Beziehungswelt und deren Ersetzung durch eine Welt der Projektionen und halluzinativen Wahrnehmungsveränderungen, der Umschaffung also der sogenannten Realwelt in eine Wahnwelt. Auch das, so zeigt uns der Film, ist ein Schöpfungsakt, ist das Ergebnis eines Selbstwerdungsprozesses.

Wir haben einen negativen Entwicklungsroman vor uns: ein von der Brutalität des Vietnam-Krieges traumatisierter, von der Brutalität des New Yorker Großstadtdschungels und des politischen Wahlkampfes aufgestachelter Mann verkehrt das Erlittene in sein Gegenteil. Er wird zum fanatisierten Agierenden, der seinerseits – im Namen einer wiederherzustellenden Moral – die in seinen Augen Sündigen umbringt. So will er das Gute und Anständige retten. Dass er dafür am schockierenden Ende fast als Volksheld gefeiert wird – und das ist das eigentlich Schockierende dieses Endes –, unterstreicht seinen Größenwahn noch: er hat als Vollstrecker, als Scharfrichter einer gnadenlosen Moral gehandelt. Sein Abstieg zum Killer bedeutet für ihn und die Öffentlichkeit einen Aufstieg zur einem Rächer der Erniedrigten und Beleidigten, zu einem Reiniger des Augiasstalles. Das eigentlich Schockierende dieses Films sei nochmals benannt: Travis Bickle, der Volksheld, hat mit seiner Tat nicht sein Ende gefunden, er ist nicht beruhigt, sondern er hat einen Anfang gemacht. Diese von ihm eröffnete Zukunft ist es, die uns Angst macht.

Norbert Pasquay

Die letzte (Un-) Freiheit – Nachbemerkung zu Jean Améry

Der folgende Text ist die Zusammenfassung eines Vortrags, den der Autor am 12.06.2003 anlässlich des 20-jährigen Bestehens von „KOMM – Kontakte, Beratung in Krisen, Suizidentenberatung e.V.“ gehalten hat. KOMM lebt und arbeitet seit seiner Gründung in Etagegemeinschaft mit dem wesentlich von Rolf Schwendter getragenen Offenen Wohnzimmer in Kassel.

KOMM, mittlerweile letztes autonomes Projekt von regionaler Bedeutung am Fachbereich Sozialwesen der Universität Kassel, als ein spezifisches Modell bekannt mit über-regionaler Ausstrahlung, ist eine Einrichtung, die sich als Beratungsstelle der Begleitung von Menschen in (insbesondere suizidalen) Krisen sowie als Verein gesellschaftspolitisch und sozialphilosophisch der Enttabuisierung und der Aufklärung über den Suizid verpflichtet fühlt. Eine hauptamtliche Mitarbeiterin (ohne Regelfinanzierung), Projekt-StudentInnen und ehrenamtliche MitarbeiterInnen sind in ihrer Arbeit von dem institutionskritischen Denken der 70er-Jahre beeinflusst und orientieren sich an basisdemokratischen Prinzipien. Der Verein KOMM, 1983 gegründet, entstand aus dem Suizidarbeitskreis der Gesamthochschule Kassel. Dieser Arbeitskreis konstituierte sich im November 1978, unmittelbar nachdem Jean Améry sich am 29.10.1978 das Leben genommen hatte, zwei Jahre nach Erscheinen seines aufsehenerregenden Essays „Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod“. Ohne die sich hieran anschließende Diskussion um das individuelle Recht auf den Freitod sowie um die Praxis der Selbstmordverhütung wären der Suizidarbeitskreis und das KOMM wohl nicht entstanden. Daher sind einige (aphoristisch verkürzte) Notate zu Jean Améry und zu aktuellen Diskussion um den Freitod angebracht.

1

Jean Améry, geistreich, wortgewaltig, anspruchsvoll, von den einen euphorisch gelobt, von anderen heftig kritisiert und noch häufiger missverstanden, sorgte mit seinem „Diskurs über den Freitod“, zumindest für eine gewisse Zeit, für eine konstruktive Nachdenklichkeit über die Legitimität und Effektivität tradiert Selbstmordverhütung. Er stellte das erstarrte, ethisch fragwürdige sowie ineffektive Denken traditioneller „Selbstmord“-Verhüter in Frage, deren prominenter Vertreter damals Erwin Ringel war. Ringel begriff den Selbstmord generell als „Abschluss einer krankhaften psychischen Entwicklung“ sowie „neurotischer Lebensverunstaltung“; er reduziert den suizidalen Menschen in das Prokrustesbett psychopathologischer Kategorien. Ein in diesem

Sinne Gefährdeter solle eher 20 Jahre in einer geschlossenen Anstalt gehalten werden, als ihn mit der Entlassung einer drohenden Selbstmordgefahr auszusetzen. Ein Kreuzzug gegen den Selbstmord, ein untauglicher Versuch im Umgang mit Suizidenten (Ringel war gleichzeitig in anderer Hinsicht ein Wegbereiter moderner Suizidprophylaxe); Kreuzzugsmentalität hat selten positive Wirkungen. Schon die Begrifflichkeit markiert gnadenloses Denken: „Selbstmord“ – ein Mörder ist (vgl. §211 StGB) eine Person, die aus Mordlust, Habgier oder zur Befriedigung der Geschlechtslust eine andere Person heimtückisch oder grausam tötet.

Jean Améry provozierte die einen, machte andere nachdenklich, indem er in seinem philosophischen Entwurf schließlich ausführte: „Wer abspringt, ist nicht notwendigerweise dem Wahnsinn verfallen, ist nicht einmal unter allen Umständen ‚gestört‘ oder ‚verstört‘. Der Hang zum Freitod ist keine Krankheit, von der man geheilt werden muss wie von den Masern. ...Der Freitod ist ein Privileg des Humanen“. Er „verteidigt“ den Freitod nicht – er sei ebenso natürlich und unnatürlich wie jeder Tod – sondern plädiert für die Anerkennung der Grundtatsache, dass der Mensch wesentlich sich selbst gehört, außerhalb gesellschaftlicher und biologischer Prädispositionen. Insbesondere attackiert er die nicht selten respektlose, brutale, entwürdigende, „schamlose Besorgtheit der Gesellschaft“ sowie die „positive Lebensphraseologie“ derer, die vorgeben im Namen von „Dignität und Humanität“ zu handeln. Dieser „schamlosen Besorgtheit“ zudringlicher Bevormundung im Sinne von Jean Améry entspricht gleichzeitig eine schamlose reale Unbesorgtheit, da der Suizident in der Regel, nachdem ihm der Magen ausgepumpt worden ist, ohne Begleitung, ohne gesellschaftliche Solidarität in die unfreie Situation zurück entlassen wird, aus der er zu entfliehen suchte, zusätzlich behaftet mit dem Stigma des Selbstmörders; die unfreie Situation eskaliert. Die Begegnung mit dem Nachbarn nach einem Suizidversuch, mit der Frau, deren Mann sich aufgehängt hat, mit der Mutter, deren Sohn sich das Leben genommen hat, verunsichert, löst widersprüchliche Gefühle aus. Angehörige werden zu Zurück-Geliebten, deren zermürbende kollektive Sprachlosigkeit oftmals die Biographie ganzer Familien überschattet.

2

Der Umgang mit dem Suizidenten ist in unserem Kulturkreis historisch geprägt durch Akte tätiger Unfreiheit, durch kirchliche Ächtung, durch Kriminalisierung, durch Diskriminierung, durch Verweis in die Schandecke des Gestörten, durch gesellschaftliche Exkommunikation der betroffenen Familien, schließlich durch Pathologisierung, heute zunehmend durch Gleichgültigkeit, nur selten durch Verständnis, hilfreiche Zuwendung und Respekt. Das Ethos einer Gesellschaft ist insbesondere auch zu messen an ihrem Verhältnis zum Suizidenten, dem „vielleicht letzten wirklichen Außenseiter“ (Améry), der sich, – ob „freiwillig“, aus Verzweiflung, Resignation, Protest oder krankheitsbedingt – radikal und endgültig zu entziehen sucht. Wobei wir um die Paradoxie der meisten Suizidversuche wissen, da sie nur scheinbar auf den Tod zielen, tatsächlich aber das Leben meinen.

Der Suizid ist geradezu eine Metapher für Bedrohliches. Der Suizident in der Nachbarschaft des eigenen Lebensraums trägt den Tod an uns heran, macht uns existentiell betroffen, ruft archaische Ängste hervor, da er „die konventionelle Logik des Lebens schlechthin außer Kraft setzt“ (Améry). Die Aura des Dämonischen und des Anstößigen, die den Suizidenten und den Suizid traditionell umgibt, ist weiter wirksam, trotz Literaturboom und regelmäßigem Medienspektakel um prominente Suizidenten. Tabuisierung, Angsterzeugung, Pathologisierung, aber auch Heroisierung, Glorifizierung sowie die unwirkliche Faszination des Freitodes machen unmündig und beeinträchtigen in der Möglichkeit einer konstruktiven, lebensbejahenden Auseinandersetzung mit der spezifisch menschlichen Fähigkeit, nicht nur andere, sondern auch sich selbst töten zu können. Die Suizidfähigkeit gehört, anthropologisch gesehen, zur menschlichen Identität. Mit der Formulierung vom „Privileg des Humanen“ knüpft Jean Améry unmittelbar an Jean Baechler (in: Tod durch eigene Hand) an. Inhaltlich hat schon die griechische Stoa ähnliche Gedanken zur Selbstbestimmung des Menschen entwickelt. Der Freitod gehört zum homo sapiens wie sein aufrechter Gang, wie seine Fähigkeit zu wissen, dass er weiß, dass er ist, dass er nicht sein kann, dass er nicht nur andere töten kann, sondern auch sich selbst. An dieser Stelle erübrigt sich ein Diskurs über religiös-weltanschauliche,

medizinisch-psychiatrische und psycho-soziale Paradigmata, über unterschiedliche Freiheitsbegriffe sowie über fragwürdige Begriffe wie Krankheit und Gesundheit, Moral und Gegenmoral. Die Verleugnung eigener Suizidfähigkeit sowie prinzipieller suizidaler Selbstbetroffenheit machen unfrei, sie werden zur negativen symbolischen Macht, sie mindern Lebensfähigkeit (und Beratungskompetenz in der Arbeit mit suizidalen Menschen).

3

Eine Rückbesinnung auf Jean Améry macht es notwendig, den harten Kontrast zwischen der diskursiven Gedankenwelt Jean Amérys und der aktuellen Freitoddiskussion deutlich zu machen. Ob nun Freitod (oder Bilanzsuizid) möglich ist oder nicht (Karl Jaspers: „Der unbedingte Ursprung des Selbstmordes bleibt das kommunikative Geheimnis des Einsamen“), ob präsuizidale Situation, ob tödliche Beziehungslosigkeit prinzipiell unfrei machen oder nicht, die Postulierung der Freiheit zum Suizid steht immer in Gefahr, den Hilferuf des in Not und Verzweiflung geratenen suizidalen Menschen zu ignorieren oder falsch zu dechiffrieren; sie kann zum Alibi für Inhumanität werden, dem, der in den Strudel gerissen worden ist, nicht die Hand zu reichen. Die dramatisch hohe Suizidrate alter und sehr alter Menschen, der große Zulauf der Exit-Organisationen sind weniger ein Indiz für freiwilliges Sterben als vielmehr für unwürdige Lebensbedingungen. Die zunehmende Propagierung des Freitodes im Sinne aktiver Sterbehilfe (= assistierter oder delegierter Suizid) geht einher mit der Ethik des Utilitarismus eines Peter Singer, mit der Ökonomisierung und Rationalisierung des Gesundheitswesens, mit Prozessen gesellschaftlicher Entsolidarisierung. Leben (des nicht mehr leistungsfähigen, des behinderten, des alten, des sterbenden Menschen) wird zunehmend nach Kosten-Nutzen-Kriterien bewertet. Bioethiker und Ökonomen haben den Begriff „lebensunwertes Leben“ neuerlich gesellschaftsfähig gemacht. Ein zur neuen Lebensphilosophie erhobenes fundamentalistisches ökonomisches Prinzip erzeugt tendenziell negativen gesellschaftlichen Druck, Lebens-Rechtfertigungsdruck für die Schwachen und macht in einer neuen Kultur der Sterbehilfe für manche den Freitod als „Privileg des Humanen“ zum Euphemismus, die individuelle Freiheit zur Fiktion. Sterberecht kann sich wandeln zur Unfreiheit zum Leben, zur Sterbepflicht zur rechten Zeit. Jean Améry

argumentiert gegen eine unbedingte Lebenspflicht, die zentrale Frage in der aktuellen ethischen Diskussion betrifft zunehmend das Lebensrecht. Eine Gesellschaft ist nur solange berechtigt, Humanität als Leitprinzip ihres Handelns in Anspruch zu nehmen, als sie bereit ist, Leben zu erhalten, Überlebenshilfen anzubieten und nicht gegen den eindeutigen Willen der Betroffenen abzukürzen. Unwürdige Lebensbedingungen (vgl. Heinrich Zille: „Man kann jemanden auch mit seiner Wohnung töten“), Rationierung von Gesundheits- und Sozialleistungen, soziale Ausgrenzung, zudringliche Propagierung aktiver Sterbehilfe können eine innere Befindlichkeit fördern, dieses Lebens müde zu werden.

4

Die Auseinandersetzung mit einer Philosophie des Freitodes sowie die Entdämonisierung der Selbsttötung, sind ethischer Selbstbesinnung dienlich, sie konnten (teilweise) zur Grundlage einer aufgeklärten, respektvollen, humanen und effektiveren Suizidprophylaxe werden. Das alltägliche Elend der Selbsttötung ist allerdings davon kaum berührt worden. Die aktuelle Diskussion um eine Rationierung der medizinischen Leistungen für alte Menschen, eine schleichende, teils subversive, teil offene Veränderung ethischer Grundwerte sowie eine neue Lebens- und Sterbeethik stehen in Gefahr, perspektivisch zu münden in eine Pflicht zum rechtzeitigen, kostengünstigen, sozialverträglichen Sterben, die das Recht auf ein selbstbestimmtes Leben und Sterben zur Disposition stellt.

Literatur

- Améry, J. (1976): Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod, Stuttgart
Baechler, J. (1981): Tod durch eigene Hand, Frankfurt
Ringel, E. (1953): Der Selbstmord. Abschluss einer krankhaften psychischen Entwicklung, Wien
Singer, P. (1984): Praktische Ethik, Stuttgart
Jaspers, K. (1972): Philosophie, Bd. II, Berlin

Rolf Pfeiffer

Symbolanalytische Konzeption

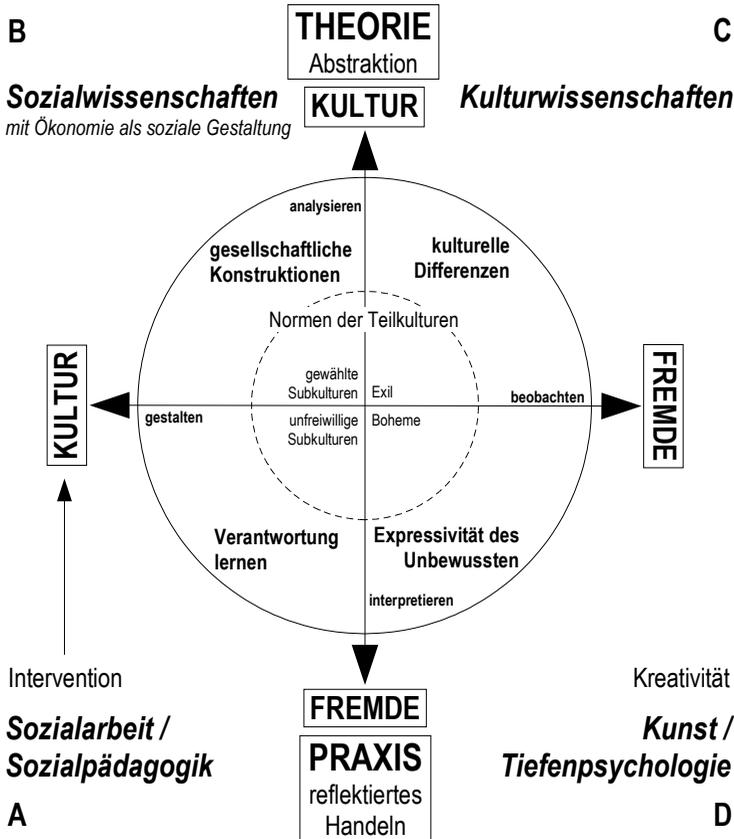
Im Herbst 1997 stellte ich in der von Rolf Schwendter verantworteten Studiengruppe für Fragen der Subjektivität ein Schaubild zur „Relation von Kultur und Fremde in der Sozialen Arbeit“ vor. Diskutiert wurde das Schema allerdings nur von drei Personen: Rolf Schwendter und einem mir fremden Besucher, der eigentlich zu einer Psychiatrie-Selbsthilfegruppe wollte, aber, an dem Schaubild interessiert, seine Gruppe bald vergaß und mich mit Fragen überhäufte. Rolf Schwendter moderierte unser Gespräch und machte seinerseits strukturierende Anmerkungen zur weiteren Ausarbeitung der Skizze. (Innenkreis: Platzierung der Subkulturen.) Die Arbeitsatmosphäre war konzentriert und von gegenseitiger Wertschätzung getragen. Es ging nicht um „ein“ Ergebnis, sondern um vielfältiges Verständnis. – So inspirierte Diskurse sind besonders an Hochschulen Seltenheit. Danke.

Versuch einer synthetisierenden Skizze Sozialer Arbeit

Die auf der folgenden Seite abgebildete graphische Darstellung des Verhältnisses von Kultur und Fremde in der Sozialen Arbeit soll im Folgenden näher erläutert werden.

Fremdheit bedeutet Distanz zu gewohnheitsmäßigen kulturellen Orientierungen, die sich zueinander immer relativ verhalten und gerade deshalb auf normative Probleme im Miteinander hinweisen. Beide Begriffe, der des Fremden ebenso wie der der Kultur, sind Relationsbegriffe. Diese Begriffe sind unterdeterminiert, das heißt, dass sie hinsichtlich ihrer Bedeutungshorizonte subjektiv interpretiert werden.

Der Quadrant **(A) Sozialarbeit/Sozialpädagogik** markiert die Unterstützung sozial Benachteiligter, Behinderter, ökonomisch Getäuschter, Stigmatisierter, Bevormundeter und Ausgegrenzter bezüglich der Entwicklung und Entfaltung ihrer konstruktiven kulturellen Potentiale. Das darin begründete sozialpolitische Engagement hat den/die mündige/n verantwortungsbewusste/n Bürger/in (Citoyen) zum Ziel.



Zu Beginn jeder Intervention ist die soziokulturelle, rechtliche und institutionelle Fremdheit von professionell Sozialarbeitenden gegenüber ihren Adressaten zu bedenken. Die subjektiv erlebte Fremdheit der Interagierenden lässt sich weder wertneutral begreifen noch durch Abstraktionen und Verallgemeinerungen wegreflektieren. Oft sollen oder wollen Sozialarbeitende das Fremde angstvoll sozialtechnologisch dominieren. Je aufgesetzter und fremdbestimmter den Adressaten die Intervention vorkommt, desto stärker werden sie sich gegen solches Gethue wehren. Emanzipatorische Sozialarbeit bekämpft kein Verhalten – das kann die Polizei wirkungsvoller –, sondern erprobt schrittweise

kulturell tragfähige Alternativen. So entsteht ein künstlerisch-kreativer und symbolanalytischer Lernprozess.

Der Quadrant **(B) Sozialwissenschaften** umfasst in diesem Schema auch die Ökonomie als Form der sozialen Gestaltung (Geld und Gefühle) wie die Begründung des Rechts und die nie einförmige Sozialpolitik. Generell verweist dieser Viertelkreis auf die alltäglichen Handlungen innerhalb einer soziokulturellen Geographie mit sehr unterschiedlichen Rollenzuschreibungen, Funktionen und Institutionen. Die „natürlichen Ordnungen“ werden beschreibbar. Sie vermitteln sich durch Sprache, Attitüden, Regeln, Zeichen und Symbole, – insbesondere durch Geld (Vermögen) strukturierte Machtverhältnisse – was in den jeweiligen gesellschaftlichen Teilkulturen unterschiedlich bewertet und erlitten wird.

Im Quadrant **(C) Kulturwissenschaften** werden die Teilkulturen mittels Oberbegriffen wie Sprache, Kleidung, Wirtschafts-, Familien- und Wohnformen, Speisesitten, sexuelle Umgangsformen, Kult, Ritual, Religion sowie kulturbedingte Bildungs- und Wissensindexe u. v. a. m. hinsichtlich symbolischer Ordnungen und Wertehierarchien verglichen. Der ethnologische Blick auf die mannigfaltigen aber auch wieder ähnlichen Gestaltungen des Sozialwesens verhilft dazu, das Fremde angemessener zu verstehen (z. B. Menschen im Exil, Straßenkinder). Der ethnologische Blick lässt die eigene Gesellschaft mit „anderen“ Augen sehen, wodurch die Binnenfremdheit zwischen gesellschaftlichen Milieus und der historische Wandel differenziert wird. – Multiperspektivische Fallarbeit wird hermeneutisch aufgeklärt, wozu immer auch das Sehen mit eigenen Augen nötig ist.

Der Quadrant **(D) Kunst/Tiefenpsychologie** bezeichnet die Expression des Unbewussten: Das Fremde in uns selbst, das sich nie eliminieren lässt und unseren sozialen Umgang vorstrukturiert. Es beinhaltet die Quelle universeller Kreativität künstlerischer Avantgarde und ist gleichfalls Hort allen psychischen Leidens. Hier schließt sich wieder der Kreis zur Sozialen Arbeit.

Die vier Quadranten der Grafik können integrativ aufeinander bezogen werden:

A+B stehen für den Sozialisationsprozess. *Auf der Grenze zwischen den Quadranten sind Subkulturen als Teilkulturen verortet. Sie entwickeln eigenständige kulturelle Praxen, verschieden, aber nicht im völligen Widerspruch zu einem „kulturellen Mainstream“.* Es müssen freiwillig gewählte und unfreiwillige wie progressive und regressive subkulturelle Lebensformen unterschieden werden. Feld A+D markiert sozial behindernde unbewusste Persönlichkeitsanteile. B+C zeigt die Relativität normativer Werte und deren Reichweite. C+D beinhaltet Phantasiebildungen über die Wesenhaftigkeit des Fremden. Imaginationen vom ganz anderen (vielfach besseren) Leben werden entzaubert. Die Querverbindung A+C integriert interkulturelle Bildung und Didaktik. Die Diagonale B+D verbindet die Soziologie des Fremden mit der Sozialpsychologie kollektiver Verdrängungen.

Schluss

Im sozialberuflichen Handeln erzeugt das Fremde Störungen und Missverständnisse, aber auch die notwendigen Verstehensalternativen und Auswege. Fremden können wir nie neutral begegnen, da unsere Affekte und Vorurteile zentral berührt sind. – Das Fremde der, des Fremden schaltet sich blitzartig ein. Diese affektive Kraft unterstreicht, dass eine professionelle Trennung zwischen Person und Beruf unmöglich ist, weil sich die Person beruflich einbringt und schließlich selbst zur Methode wird.

Rolf-Peter Warsitz

Soziale Therapie und Psychose

Vortrag zur Tagung: „Soziale Therapie und psychosoziale Symptome“
GH Kassel, Studiengang Soziale Therapie 25./26. Okt. 96

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

vor etwa 10 Jahren sprach ich auf Einladung von Herrn Prof. Dr. Nellesen in Ihrem Kreis über das psychodynamische Verständnis der Behandlung von Psychosen. Ich versuchte damals eine schwierige Gratwanderung: nach der einen Seite droht der sozialen Therapie – so meine These – ein Absturz in die „Überfürsorglichkeit“, in das alte Ich-Ideal der „Fürsorger“ aus sozialtherapeutischer Vorzeit und nach der anderen Seite das Abgleiten in eine biologistische Antitherapie, die die neuen sozialpsychiatrischen, meist ärztlichen „Macher“ auszeichnet.

Mein Titel damals spielte auf einen griechischen Mythos und zugleich auf die psychiatrische Versorgungsstruktur in Kassel an: „Auf Rosen gebettet oder ins Prokrustesbett gesteckt?“. Zu dem ersten Teil meines Titels dürfen sie selbst „frei assoziieren“. Das Beispiel des Unholds Prokrustes aus der griechischen Theseussage im zweiten Teil des Titels diente mir als Metapher für das gerade angeschnittene Dilemma der zeitgenössischen Psychiatrie zwischen **überprotektiver Mütterlichkeit** (in der klassischen stationären und komplementären Psychotherapie) und dem **kalten Paternalismus** der modernen Psychiatrie. Der grausame Wegelagerer Prokrustes hatte bekanntlich seine Gäste dadurch zu Tode gequält, dass er sie entweder, sofern sie klein an Körperwuchs waren, in das zu große Bett steckte und solange in die Länge zog, bis sie in eben dieses passten, oder aber, sofern sie großgewachsen waren, in das zu kleine Bett, in dem er sie an Haupt und Gliedern so lange stutzte, bis sie auch in dieses passten: das **Passendmachen** des Patienten für das sozialpsychiatrische „Bett“ bzw. für den Behandlungsplatz, die Anpassung des Patienten ans Konzept und nicht umge-

kehrt dieses an jenen, schien mir damals das Haupthindernis für eine patienten-, also psychotikerorientierte Sozialtherapie zu sein.

Heute, insbesondere nach 3 1/2 Jahren zusätzlicher klinischer Anschauung in den Bielefelder und Gütersloher sozialpsychiatrischen Zentren von Dörner und Pörksen, scheint mir die damalige, dem Genius Loci Kassels geschuldete Diagnose noch ein wenig zu provinziell und zu harmlos. Längst hat die Sozialpsychiatrie ihr Schwanken zwischen Überfürsorglichkeit und Paternalismus, zwischen den beiden Betten des Prokrustes also, zu einer völlig ungefragt akzeptierten Gleichzeitigkeit kombiniert, in der der Schrei des Psychotikers, seine tiefe Angst vor psychischer Dissoziation und sein Wunsch nach einer nicht- traumatisierenden Beziehungsstruktur nach wie vor erstickt wird. Ja jener Schrei kann heute gar nicht mehr laut werden, da er bereits zuvor erstickt wird durch eine reformistische Strategie des „Human engineering“, des Ingenieursmodells auch für die Humanwissenschaften und die Sozialpsychiatrie, in dem die Subjektivität des Menschen per definitionem ausgeschlossen wird. Auffälligerweise versucht man dies in Ostwestfalen durch ein dezidiert ausgesprochenes Beziehungsverbot, durch die Ablehnung eines jeglichen therapeutischen Ansatzes von Beziehungsarbeit zwischen Therapeut und Klient zu erreichen. **Biomedizin** (in der Psychiatrie verstehe ich darunter die rein symptomatisch doktornde Psychopharmakologie) und Sozialarbeit als scheinbar beziehungsfrei operierendes „social engineering“ sind eine Kombination eingegangen, in der der Biomediziner die Seele des Patienten zum Schweigen bringt (buchstäblich narkotisiert) und der Sozialarbeiter die seelenlosen Zombies nunmehr in psychosozialer Muttermilch ertränkt, ohne dass dieser doppelte „Seelenmord“ überhaupt noch zur Kenntnis genommen würde. Der Schizophrene Daniel Paul Schreber, von dem der Begriff „Seelenmord“ stammt, musste diese Erfahrung schon in der Psychiatrie des 19. Jahrhunderts machen; nicht alles ist also anders geworden in der „neuen Psychiatrie“. Nur an einer Stelle wird das sonst ausgeschlossene Leid des Psychotikers wieder spürbar: in den notorisch gewordenen Burnoutsyndromen der hilflosen Helfer, die in projektiver Identifizierung mit ihrem Klientel den Resonanzboden darstellen für die verstummte Seele des Psychotikers. Wenn sich nämlich der Sozialarbeiter ausgebrannt fühlt, spürt er die quälende Leere des Psy-

chotikers, von der dieser nicht mehr spricht, weil es ja doch keinen Sinn hätte!

Ich glaube, wir müssen heute das Verhältnis von Psychose und Sozialer Therapie noch ein wenig tiefer bestimmen. Wir können längst nicht mehr davon ausgehen, dass der Psychotiker per se ein kritisches, revolutionäres Potential gegen den Normierungsdruck der spätkapitalistischen Gesellschaft in sich trägt- diese Annahme war eine klassische Projektion der Psychiatriekritiker der 60er- und 70er-Jahre. Die Psychiatriekritik wollte uns lehren, die ödipal strukturierte bürgerliche Ordnung als das einzig krankmachende Agens zu verstehen und als Behandlung die Verweigerung gegenüber ihren Normen zu praktizieren. Unisono hatten uns G. Deleuze, F. Guattari und R. Castel in Frankreich, Franco Basaglia und G. Jervis in Italien und D. Cooper und Ronald D. Laing in England ihren **Anti-Ödipus-Komplex** eingepflegt. Demzufolge glaubten wir, dass der Psychotiker, nur weil er sich dem ödipalen Gesetz des Vaters, der patriarchalischen Gesellschaft verweigert, schon allein deshalb der eigentliche, weil ungebrochene und unverbogene Revolutionär gegen das Gesetz des Kapitalismus sei. Diese Fehlinterpretation der inneren Welt des Psychotikers hat zu der fatal falschen Auffassung geführt, dass Soziale Therapie der Psychose nichts anderes sei als die positive Bestärkung des Psychotikers in seiner psychosozialen Verweigerung von Normalität. Man könnte dies geradezu als eine behavioristische Annahme auffassen!.

Psychodynamisch lässt sich der Wahn des Psychotikers hingegen als ein grandioser, aber illusionärer Versuch verstehen, die tiefe Verletztheit seiner inneren Beziehungsstruktur zu verleugnen und zu kompensieren: In seiner Lebensgeschichte haben ihn solche Verletzungen „aus der Bahn“ geworfen, aus der Spur (it. lira) der normalen zwischenmenschlichen Kommunikation, so dass er „de-lirant“ werden musste und das „Aus-der-Spur-Geraten“ ihm zum inneren Regulativ seiner Geschichte wurde. Soziale Therapie kann also nicht darin bestehen, ihn in seiner deliranten Irrfahrt immer weiter zu bestärken, ihn quasi erneut auf die offene See der Beziehungslosigkeit zurückzuwerfen, so sehr er solche narzisstische Freiheit des Losgelöstseins wahnhaft zu idealisieren und zu genießen scheint: „Psychose“ ist selbst ein „süchtiges Verhalten“, so hatte der hannoveraner Sozialpsychiater Erich

Wulff die psychotische Illusion bestimmt, und Sucht wie Psychose – so könnten wir ergänzen – sind nicht gerade gesunde Verhaltensstrategien.

Um einen alternativen Ansatz einer psychodynamischen Sozialtherapie wenigstens anzudeuten, muss ich noch ein wenig tiefer die Psychodynamik der psychotischen Entwicklung darstellen: Die klinischen Symptome der Psychose lassen sich gewiss als ein **Aufbegehren gegen die väterliche, die symbolische Ordnung** verstehen, aber solches Aufbegehren geschieht hier nicht aus freier Entscheidung, sondern aus einer Unfähigkeit, aus einer „gelernten Hilflosigkeit“ (Seligmann) gleichsam. Die väterliche Ordnung hat nämlich normalerweise bzw. in der neurotischen Psychodynamik die Funktion, eine psychische Stabilität zu garantieren jenseits der **symbiotischen Verschmelzungswünsche mit der Mutter**⁹. Psychose ist (in den Worten von S. Freud, J. Lacan und G. Pankow) die **Verwerfung der symbolischen Ordnung**, die Verwerfung, das Nicht-Wahrhaben-Wollen des „nom-du-pere“, des Namens-des-Vaters, in der so etwas wie Freiheit und Autonomie überhaupt erst entstehen können: Indem man ihn, den Vater und sein Gesetz, bekämpft, befördert man seine eigene Autonomie dadurch, dass man eine andere, bessere symbolische Ordnung zu etablieren versucht – und dies mit Regeln und wohldefinierten Waffen, nicht einfach durch regressive Verweigerung, wie sie der Psychotiker statt dessen praktiziert. So paradox das klingt: Autonomie setzt die Unterwerfung unter den „Nom-d-Pere“ gerade voraus.

An einem Verständnis dieses ödipalen Kampfes, das eine Voraussetzung wäre, ihn zu überwinden, scheint nun der Psychotiker überhaupt kein Interesse zu haben, er agiert diesen Kampf vielmehr in Phasen seiner akuten Dekompensation durch die drehtürhaft wiederkehrende Abfolge von Verrücktheit und paternalistischem Zwang im Verein mit Polizei, Gesetz und psychiatrischer Gewalt regelrecht aus. Das „Non-d-Pere“ also, das Nichtvorhandensein eines väterlichen Gesetzes in seiner inneren psychischen Struktur, wirft den Psychotiker umgekehrt immer wieder in die destruktive symbiotische Identifizierung mit dem Körper und der Welt der Mutter zurück. Die Psychose ist somit – verzeihen Sie mir dieses Wortungetüm – eine **Desymbiotisierungsstörung**, welche autonome Bindungen verunmöglicht wegen des Fehlens einer triangulä-

⁹ und der mütterlichen Semiose (wie die französische Psychoanalytikerin Julia Kristeva sagt);

ren psychischen Struktur. Als Abwehr werden dann immer wieder symbiotische Verklammerungswünsche übermächtig, die dann wiederum größte psychotische Angst erzeugen. Die Sehnsucht nach zwischenmenschlicher Nähe bei gleichzeitiger panischer Angst vor ihr stellt das ewig unlösbare Dilemma der Psychose dar. Empirisch kennen Psychotiker auffallend häufig keine sozialen, also erlebbaren Väter oder sie haben schwache, weil nichtpräsenste oder derart autoritäre Väter, dass eine ödipalisierende, also sowohl identifizierende wie auch abgrenzend-ri-valisierende Auseinandersetzung mit ihnen gar nicht möglich ist. Die Weigerung, in die Welt der symbolischen Ordnung einzutreten, kann man bei vielen Psychotikern übrigens empirisch ganz leicht an seiner Unfähigkeit erkennen, überhaupt soziale Ordnungen anzuerkennen, z. B. solche der äußeren Form, der Kleidung, der Zimmereinrichtung, der körperlichen Hygiene, der individuellen Ästhetik oder auch der zeitlichen Tagestrukturierung. Sein persönliches Chaos ist das Kampffeld, auf dem er **regressiv** sich austobt, weil die intersubjektive Welt sozialer Beziehungen und Konflikte, die eine funktionierende symbolische Ordnung in der psychischen Struktur voraussetzt, ihm fremd ist. Sein äußeres Chaos ist also buchstäblich der Spiegel des inneren Chaos und dieses dient essentiell seiner Selbststabilisierung: aus Angst vor Nähe, die mit der Regression in psychotische Unabgegrenztheit und damit mit psychischer Dissoziation verbunden wird, baut er um sich jenen unästhetischen Abwehrpanzer auf: der Psychotiker ist eben auch kein Künstler der Ästhetik des Hässlichen, sondern dem Zwang zum Hässlichen aus Abwehrgründen unterworfen! Wenn er sich weigert, morgens aufzustehen, an Stationsgruppen oder Hausordnungsaufgaben teilzunehmen, zur Arbeitstherapie zu gehen (zu der jeder von uns übrigens auch nur sehr ungern gehen würde, aber dies hätte andere Gründe), dann stabilisiert er damit zugleich seine psychische Homoiostase, aber auf pathologische Weise, unter Zementierung seiner Abwehr. Seine innere Beziehungslosigkeit kann er nur durch wahnhaftige Beziehungsaufnahmen unterbrechen. Er muss Normalität lernen, ob er will oder nicht.

Als purer **Zwang** zur Anerkennung seines Mangels scheitert nun aber psychiatrische und soziale Therapie, wie erwähnt, erfahrungsgemäß hoffnungslos – ein therapeutisches Dilemma! „Ödipus oder ich

knall Dir eine!“ – Dieser ironische Verweis auf den Versuch früherer psychodynamischer Ansätze in der Psychiatrie, den beschriebenen ödipalen Mangel zu kompensieren, indem die Ablehnung des ödipalen Gesetzes in der Psychose durch eine zwangsödipalisierende therapeutische Strategie überwunden werden sollte, entsprang durchaus einer gewissen klinischen Plausibilität. Die Ohrfeige fruchtet nämlich nicht – schon gar nicht bei einem Psychotiker!

Technisch-praktisch gelingt eine **Desymbiotisierung** und eine **Umkehr der Verwerfung** (Küchenhoff/Warsitz) vielmehr nur – so meine eigene klinische Erfahrung – durch Einführung neuer Spielregeln aus einer therapeutischen Haltung der **konstanten Distanz oder der entfernten Nähe**, nicht durch grenzenlose mütterliche Nähe („Auf Rosen gebettet“) und auch nicht durch kalten väterlichen Zwang, also grenzenlose Distanz. Die Grenze, die dabei zwischen Nähe und Distanz eingeführt werden muss, besteht praktisch in den Settingstrukturen der Sozialen Therapie. Um dies nur anzudeuten, möchte ich auf ein weiteres Grundwort aus der Sprache der frühen sozialpsychiatrischen Klinik zurückgreifen. Wenn wir die soziale Therapie der Psychose als ein neues Spiel mit bisher unbekanntem Spielregeln begreifen – was wir mit dem lateinischen Wort „lusio“ bezeichnen wollen, dann besteht zwischen Therapeut und Klient eine **Kol-lusion**, ein Zusammenspiel mit ganz variablen Spielregeln; diese Kollusion droht aber leicht, in ein unbewusstes theatrales Komplott zwischen Psychotiker und Therapeut abzugleiten, der Kollusion im pathogenen Sinne. Diese würde erneut zur Verstärkung des Wahns, zur realitätsverleugnenden **Il-lusionierung**, wörtlich der Einführung in ein Spiel, oder gar zur **De-lusion** führen („Delusion“, wörtlich das Herausfallen aus dem Spiel, ist das im it., franz. und engl. gebräuliche Wort für den Wahn)¹⁰. Vielmehr empfiehlt es sich, aus der oben angedeuteten therapeutischen Haltung einer **konstanten Distanz** (vgl. Rohlfs/Linnemann, 1991) eine An-Deutung, eine **Allusion** des Spiels um eine verbindliche Nähe zu versuchen. Eine solche Technik der Allusion spielt ein wenig mit der Delusion des Wahns, geht aber auch ein wenig in Distanz zu ihr, sie deutet an, aber sie deutet

¹⁰ in der Begriffsverwendung folge ich R. D. Laing und J. Willi;

nicht (im Sinne psychoanalytischer Deutungstechnik), sie führt vielmehr eine dritte Ebene ein zwischen Wahn und Realität. Diesen spielerisch-kreativen Zwischenraum, den potentiellen Raum der Verständigung und des Knüpfens von Bindungen, nannte der Psychoanalytiker D. W. Winnicott den „potentiellen Raum“ oder den „Übergangsraum“ der Therapie (vgl. Winnicott, 1983, S. 300 ff. und ders. 1873). Wir könnten auch von therapeutischen „Übergangsbeziehungen“ sprechen, in denen jene Technik des allusiven Sprechens und Handelns erprobt wird. Eine therapeutische Haltung, die den therapeutischen Raum zum Durcharbeiten von Übergangsbeziehungen nutzt, bietet sich gerade für nicht stark strukturierte Settings an, wie z. B. psychiatrische Behandlungsstationen, Übergangseinrichtungen, Wohngruppen etc.. Sie ist langfristig (d. h. gemessen in Behandlungsjahren, nicht in kurzen genialen Augenblicken der Therapie) geeignet, dem autodestruktiven, aus dem Todestrieb stammenden Zwang des Psychotikers entgegenzuarbeiten, Bindungen aus Angst vor Identitätsverlust, vor psychischer Dissoziation immer wieder aufzulösen, wenn sie gerade beginnen, sich zu etablieren. Der französische Psychoanalytiker Andre Green und seine kongeniale Rezipientin Julia Kristeva bezeichnen diesen Zwang zur Auflösung von Bindungen als „**Deliaison**“ (Kristeva, 1996, S. 103), der englische Psychoanalytiker W. R. Bion hatte analog von „**Attacks on Linking**“ bei Psychotikern gesprochen (Bion, Int. J. Psychoanal. 40). Gegen die Deliaisonstendenz, gegen die autodestruktiven Attacken auf jede Art von Bindung, durch die die gesamte Libido des Psychotikers in den Sog des Todestriebs gezogen zu werden droht, hilft kein gewalttätiger Bindungs- oder Normierungszwang, sondern nur jenes allusive Spiel der Verführung zum Leben, der Verführung zur Bindung.

Voraussetzung dafür ist allerdings die Verabschiedung einer liebgewonnenen therapeutischen Illusion des Heilens, psychoanalytisch gesprochen die Anerkennung der psychischen Kastration bei Psychotiker wie Therapeut, die dem triebhaften Festhalten am Wahn entgegenarbeitet. „Die Psychotiker lieben ihren Wahn wie sich selbst“, hatte schon S. Freud erkannt, und die Therapeuten, so könnten wir ergänzen, lieben ihren Wahn des Allmachens- und Heilenkönnens ebenso „wie sich selbst“¹¹.

¹¹ woraus Slavoi Zizek – allerdings in naiv neurotisierender, wenn auch lacanianisch daherkommender Manier – die Parole machte: „Liebe Dein Symptom wie Dich selbst!“

Lassen Sie mich meinen Vorschlag einer Revision des therapeutischen Paradigmas für die Psychosenbehandlung also abschließend illustrieren bzw. „allusiv“ lediglich „andeuten“ mit Hilfe eines weiteren mythischen Bild, das ich der Geschichte der Medizin entnehme. Es handelt sich um das Schicksal des archaischen Urahns der Ärzte und aller Therapeuten, des Lehrers von Asklepios und Hippokrates, des gütigen und verständnisvollen Kentauren Cheiron: Cheiron war ein Halbgott und als solcher mit Unsterblichkeit versehen oder gestraft, wie man bei ihm sagen müsste. Die Unsterblichkeit nutzte ihm nämlich wenig, hatte ihm doch ein vergifteter Pfeil des Herakles – ohne dessen Schuld – eine unheilbare Wunde beigebracht: der Arzt konnte sich selbst nicht helfen, er konnte buchstäblich nicht leben und nicht sterben. Aber er hat gerade deshalb die Therapeuten eine Tugend gelehrt, die sie heute leider völlig vergessen zu haben scheinen, die Tugend der Anerkennung der eigenen Unvollständigkeit und Verletztheit, der Anerkennung der Vulnerabilität des Menschen (quia laesus, ergo sum – so könnte man die chironisch – ärztliche Version des cartesischen Imperativs umformulieren.)

Cheiron tat nun in seinem Dilemma etwas, was bis heute unsere therapeutische Haltung u. a. dem Psychotiker gegenüber qualifizieren könnte: er trat seine Unsterblichkeit freiwillig ab, um in Ruhe sterben zu können; der Halbgott in Weiß wurde zum Menschen in Grau. Arzt wie Patient – so die Lehre des Cheiron – können sich nur helfen durch die Anerkennung ihrer wechselseitigen Bedürftigkeit, durch die Aufgabe des narzisstischen Vollständigkeitswahns, durch Anerkennung der Kastration. Wenn der Psychotiker diese Haltung bei seinem therapeutischen Gegenüber spürt, kann er sie möglicherweise – identifikatorisch – selbst für sich akzeptieren. Aus dem psychotischen Paradies der androgynen Vollständigkeit vertrieben (wie Platon es in seinem Symposium beschrieben hatte), tritt nun auch er in die intersubjektive Welt, in Raum und Zeit zwischenmenschlicher Interaktionen, ein. Diese therapeutische Haltung der Skepsis gegen narzisstische Größenphantasien, also die **depressive Position** der Anerkennung der Begrenztheit und Beschränktheit der eigenen Existenz, macht Cheiron zum Lehrmeister auch des Psychosentherapeuten und aller Sozialer Therapie.

– warum nur sollten wir es dann aufgeben!?

Übrigens: derjenige, an den er seine Unsterblichkeit abtrat, ist ein anderer, viel bekannterer Urahn der Medizin, ein unheilvoller, wie ich meine, zumal. Es ist Prometheus, der den von ihm selbst nach dem Bild der Götter geschaffenen Menschen (erneut durch einen Frevel) das Feuer, aber auch die Heilkunst und die Künste überhaupt übermittelte. Ihm fehlte genau das, was Cheiron auszeichnete: die Einsicht in das Illusionäre seiner narzisstischen Omnipotenz, die Anerkennung der eigenen existentiellen Begrenztheit. Prometheus ist zum Urahn der Biomedizin geworden, zum Sinnbild des Wahns des Allmachtenkönnens und der androgynen Omnipotenz. Heute finden wir dieses Omnipotenzgehalte in der Psychiatrie in verschärfter und gänzlich unkritisch propagierter Weise wieder in Gestalt der neuerlichen „genetischen Wende“ des psychiatrischen Begründungsparadigmas, das sogar die nordhessische Region bereits erreicht zu haben scheint (vgl. das Herbstsymposium 1996 der Bezirksärztekammer Hessen und des PKH Merxhausen zum Thema der „Genetik psychiatrischer und neuropsychiatrischer Erkrankungen“). Ohne „prometheische Scham“ (wie G. Anders sagte) geriert sich der moderne Psychiater wieder als der homo faber schlechthin. Er verkörpert einen Typus von Medizin, der auf unserem Feld schon so oft zur Illusion einer psychopharmakologischen Totalsteuerung menschlicher Seelen oder einer behavioristischen Totalkontrolle über menschliche Verhaltensweisen geführt hat¹². Die neueste Variante dieses Prometheuskomplexes (ohne prometheische Scham!) dürfte wohl das wiedererstarkte Defintionsmonopol der Ärzte über Behandlungswürdigkeit bzw. Pflegebedürftigkeit sein, die – offenbar auch in Kassel – zu einem heftigen Streit darüber geführt hat, wer es wert ist behandelt und rehabilitiert oder eben „nur“ einer wesentlich schlechter ausgestatteten Pflege zugeführt zu werden. Ich nenne das den neuen Sozialdarwinismus, der zwar – noch? – nicht über die Qualität der Lebenswertigkeit oder -unwertigkeit, aber doch bereits über die der Behandlungs- und Rehabilitationswertigkeit zu bestimmen sich anmaßt.

¹² Die Hoffnung der Biomediziner auf einen sozialdarwinischnen und/oder gentechnologischen Eingriff, eine Reparatur des psychotisch defekten Bauplans des Genoms des Menschen ersetzt völlig unbefragt das alte, ebenfalls genetisch begründete Programm der „Vernichtung lebensunwerten Lebens“; ich darf daran erinnern, dass in der Region Kassel der Aktenschrank zu den Krankengeschichten der Opfer der Euthanasie-Aktion der Nazis (T 4), der im Stadtkrankenhaus vor sich hin staubt, meines Wissens immer noch nicht geöffnet worden ist.

Aber jener Wahn von der biotechnologisch produzierbaren Gesundheit, das naive prometheische Paradigma des Heilens statt des cheironischen Paradigmas des Helfens und Pflagens¹³ impliziert noch eine weitere, fatale Konsequenz: Unser Wort „Heilen“ trägt stets die Konnotation von „Heil“ in sich – dem Begriff haftet im deutschen wie im engl. „whole“ und „wholy“ eine fatale religiöse Versprechung an, die noch in dem völlig illusionären Gesundheitsbegriff der WHO fortlebt; demnach soll die Medizin das vollständige körperliche, seelische und soziale Wohlbefindens, nicht nur die Abschaffung von Krankheitssymptomen bewerkstelligen. An dieser prometheischen Hybris krankt auch die Psychiatrie, Ivan Illich hat diesem Selbstmissverständnis der Medizin schon vor Jahrzehnten, unter anderem hier in Kassel, die Nemesis vorausgesagt, die Rache der aus dem technizistischen Omnipotenzwahn ausgeklammerten ambivalenten, widersprüchlichen und in sich zutiefst verletzten *Conditio humana*. Er hatte Recht!

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit!

Literatur:

- Bion, W.R.: Attacks on Linking, in : Int. J. Psychoanal. 40
 Kristeva, J.: „Sens et Non-Sens de la Revolte“, Paris 1996
 Rohlf, T. und Linnemann, F.: Psychoanalytische Zugangswege zur Psychosentherapie in der psychiatrischen Praxis, in Müller, U./Warsitz, P. (Hg.): Die Psychosen. Einschlüsse und Auswege, Fragmente Dez. 1991, Nr. 37, Kassel
 Winnicott, D.W.: Übergangsobjekte und Übergangsphänomene, in ders.: Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse, München 1983
 ders.: Vom Spiel zur Kreativität, Stuttgart 1873

¹³ was der Wortstamm der hippokratischen „Therapeutik“ doch ist („natura sanat, medicus curat“);

Matthias Windisch

Selbstvertretung von Menschen mit so genannter geistiger Behinderung in Heimbeiräten und Werkstattträten sowie Unterstützungsanforderungen

Einleitung

Selbstvertretung von Menschen mit Behinderung steht im unmittelbaren Zusammenhang mit den Bestrebungen von Betroffenen selbst wie auch ihrer Angehörigen um ein „normalisiertes“ und selbstbestimmtes Leben. Sie wird insbesondere durch die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung von Menschen mit Körperbehinderung und Sehschädigung sowie durch die Selbstvertretungsbewegung der Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen, der People-First-Bewegung, eingefordert.

In beiden Fällen handelt es sich um soziale Bewegungen von Menschen mit Behinderung, die sich in Deutschland im Vergleich zu den USA und anderen Ländern erst relativ spät entwickelt und etabliert haben. Die Selbstvertretungsbewegung der Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen, der People-First-Bewegung, ist in Deutschland kaum 10 Jahre alt, während sie in den USA bereits vor rund 30 Jahren entstand.

Im Rahmen der internationalen People-First-Bewegung repräsentiert die Selbstvertretungsbewegung von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen in Deutschland Selbsthilfe- bzw. Selbstvertretungsgruppen (People-First-Gruppen) außerhalb von Institutionen. Diese haben sich unter der Dachorganisation „Netzwerk People First Deutschland e.V.“ zusammengeschlossen. Das Netzwerk People First Deutschland setzt sich auch auf politischer Ebene für mehr Selbstbestimmung und Teilhabe in der Gesellschaft ein.

Von dieser politisch motivierten Selbstvertretungsbewegung sind in Deutschland weitere und andere Formen von Selbstvertretung der Men-

schen mit so genannter geistiger Behinderung in Institutionen zu unterscheiden: es handelt sich um Werkstattträte in Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM) und Heimbeiräte in Wohnheimen als gesetzlich verankerte Vertretungsorgane. Sie stellen einen wichtigen Schritt auf dem Weg einer Selbstvertretung der Betroffenen hinsichtlich ihrer Interessen und Vorstellungen zur Gestaltung von zentralen Lebensräumen unter institutionell organisierten Bedingungen in der Gesellschaft dar, auch wenn die Handlungsbereiche, Kompetenzen und Funktionen begrenzt sind.

Die außerinstitutionellen und institutionenbezogenen Formen der Selbstvertretung sind nicht unabhängig voneinander zu sehen, vielmehr lassen sich beide auf gemeinsame grundlegende Orientierungen und Unterstützungsanforderungen zurückführen, die für die Angehörigen- und Betreuerbeiräte in ihrer Arbeit als bedeutsam einzustufen sind.

Im Folgenden konzentriert sich mein Augenmerk auf die Auseinandersetzung mit der Frage, welche Unterstützungsanforderungen sich mit den Formen der institutionenbezogenen Selbstvertretung, den Werkstattträten und Heimbeiräten, verknüpfen lassen und insofern auch für ihre Unterstützung und Arbeit der Angehörigen- und Betreuerbeiräte handlungsleitend sein sollten.

Vor diesem Hintergrund umreißt ich in einem ersten Schritt die normativen Orientierungen, die der Selbstvertretung Betroffener auf gesellschaftlicher Ebene zugrundeliegen wie auch für die institutionenbezogenen Selbstvertretungsformen eine Basis bilden.

In einem zweiten Schritt gehe ich auf die Rolle der Werkstattträte und Heimbeiräte als institutioneninterne Interessenvertretungsorgane Betroffene ein.

Sodann zeige ich in einem dritten Schritt Anforderungen an die Unterstützung von Selbstvertretungsaktivitäten aus Sicht Betroffener auf, basierend auf eigenen Untersuchungsergebnissen im Rahmen einer Befragung von Teilnehmern an People-First-Gruppen (Kniel/Windisch 2001).

Schließlich charakterisiere ich in einem vierten Schritt die Rolle von Unterstützern in Selbstvertretungszusammenhängen und insbeson-

dere ihre Sicht zu Unterstützungsanforderungen, die aus eigenen Untersuchungsergebnissen im Rahmen einer Befragung von Unterstützern deutscher People-First-Gruppen (Basis: 21 Gruppeninterviews; 16 Interviews mit Unterstützern – Kniel/Windisch 2001) sowie aus Ergebnissen von damit verknüpften Befragungen von Unterstützern der Heimbeiräte und Werkstattträte in Hessen (Basis: 23 befragte Unterstützer/innen von Werkstattträten, Rücklaufquote 73%; 21 befragte Unterstützer/innen von Heimbeiräten, von sämtlichen hessischen Wohnheimen für Menschen mit geistiger Behinderung – Rödl 2001; Grimm 2002) übereinstimmend hervorgehen.

Daraus lässt sich dann zum Abschluss ein Fazit für die Unterstützung der Selbstvertretung von Betroffenen ziehen.

Grundlegende Orientierungen für die Selbstvertretung

Normative Bezüge der Selbstvertretung sind vor allem das Normalisierungsprinzip, Selbstbestimmungsprinzip und Empowerment-Konzept (Kniel/Windisch 2001):

- **Normalisierungsprinzip:**
Ausgehend von den Grundprinzipien der Gleichheit und Menschenwürde zielt es darauf ab, auch für Menschen mit geistiger Behinderung mit den anderen Mitbürgern vergleichbare Lebensstandards zu schaffen. Aus ihm ist vor allem ableitbar und notwendigerweise verbunden: die Definition und Artikulation der Bedürfnisse und Probleme durch die behinderten Menschen selbst, die Respektierung ihrer Bedürfnisse und Wünsche, Anspruch auf Selbstbestimmung und Selbstvertretung, Partizipation bei der Durchsetzung ihrer Bedürfnisse und der Lösung ihrer Alltagsprobleme sowie ihre soziale Integration.

- **Selbstbestimmungsprinzip:**
Ebenso wie im Normalisierungsprinzip angelegt, reklamiert es im Kern für Betroffene statt Fremdbestimmung durch Sondereinrichtungen, Vorherrschaft und Abhängigkeit von Experten grundlegend die Entscheidungskompetenz (Kontrolle) über das eigene Leben und die Gestaltung des Alltags (Wohnen, Arbeit usw.), Gleichwertigkeit und gesellschaftliche Teilhabe.
- **Empowerment-Konzept:**
Im Einklang mit dem Normalisierungsprinzip und dem Selbstbestimmt-Leben-Modell widersetzt es sich einer Entmündigung und entmündigender Hilfe. Menschen mit Behinderung sollen dazu befähigt werden, die eigenen Stärken zu entdecken, ihre Lebensformen selbst zu organisieren sowie ihre soziale Lebenswelt nach eigenen Zielen soweit wie möglich mitzugestalten.

Rolle der Werkstatt- und Heimbeiräte

Werkstatträte und Heimbeiräte sind institutionenbezogene Gremien der Selbstvertretung von Betroffenen, d. h. Nutzern der Wohnheime oder der WfbM. Beide Einrichtungen sind gesetzlich vorgeschrieben. Während das Heimgesetz und die Heimmitwirkungsverordnung (HeimmitwV) die Einrichtung und Funktionen der Heimbeiräte gesetzlich regelt, sind Einrichtung und Funktionen der Werkstatträte heute im SGB IX und in der Werkstätten-Mitwirkungsverordnung (WMVO) festgelegt.

Für beide Selbstvertretungsgremien gelten lediglich Mitwirkungs- bzw. Mitgestaltungsrechte, keine Mitbestimmungsrechte. Mitgestaltungsrecht beinhalten Beratungs-, Informations- und Anhörungsrecht, jedoch kein Zustimmungs- oder Initiativrecht wie im Falle des Mitbestimmungsrechts.

Die Mitwirkungsrechte erstrecken sich dabei auf folgende, in der umseitig abgebildeten Tabelle angeführten, Angelegenheiten:

Werkstatttrat <i>(Abschnitt 1, §5 Abs. 1 Nr.1–11 WMVO)</i>	Heimbeirat <i>(§ 29 HeimmitwV)</i>
Aufstellung einer Werkstattordnung Musterverträge für Bewohner und einer Heimordnung
Beschäftigungszeiten	Unterkunft und Betreuung
Entlohnung	Änderung der Heimkostensätze
Unfallverhütung und Gesundheitsschutz	Maßnahmen zu Unfalverhütung
Verpflegung	Verpflegung
Urlaubsgrundsätze	
Fort- und Weiterbildung	
Einrichtung von Aufenthaltsräumen und Sanitäreanlagen, Gestaltung von Arbeitsplätzen, neue Maschinen	
Bauliche Maßnahme	umfassende bauliche Veränderungen oder Instandsetzungen des Heimes
Mitgestaltung von Feiern und Freizeitmaßnahmen	Planung und Durchführung von Veranstaltungen
	Freizeitgestaltung
	Erweiterung, Einschränkung oder Einstellung des Heimbetriebs
	Zusammenschluss mit einem anderen Heim
	Änderung der Art und des Zwecks des Heims oder seiner Teile

Nach den Ergebnissen von Befragungen der Unterstützer/innen hessischer Heimbeiräte und Werkstattträte wurden beide Gremien mehrheitlich durch die Initiative von Professionellen, d. h. der Leitungen und pädagogischen Mitarbeiter/innen der entsprechenden Institutionen gegründet. Im Einzelnen: Heimbeiräte wurden durch die Initiative der Heimleitung zu 37% und der pädagogischen Mitarbeiter/innen zu 29% gegründet, durch die Initiative der Betroffene hingegen nur zu 18%. Vergleichsweise wurden Werkstattträte durch die Initiative der WfbM-Leitungen zu 29% und der pädagogischen Mitarbeiter/innen zu 24%, der Betroffene gemeinsam mit Leitung oder pädagogischen Mitarbeitern zu 29%, der Betroffenen zusammen mit Eltern und pädagogischen

Mitarbeitern zu 10% gegründet, nur in einem Fall (5%) fand die Gründung auf die Initiative Betroffener statt (Rödl 2001; Grimm 2002).

Die stark dominierenden Initiativen der Professionellen zur Gründung von Heimbeiräten und Werkstatträten sind sicherlich einmal durch den Druck der gesetzlichen Regelungen zu erklären. Zum Anderen können sie zugleich als Hinweise auf einen erheblichen Bedarf an Unterstützung und Begleitung bei der Wahrnehmung von institutionenbezogener Selbstvertretung bzw. Interessenvertretung gewertet werden.

Im Unterschied dazu haben sich zwei Drittel der People-First-Gruppen in Deutschland, mit dem politischen Ziel der Selbstvertretung, auf Initiative von Betroffenen gegründet, wengleich dabei auch Unterstützung in Anspruch genommen wurde (Kniel/Windisch 2001).

Mit der Begrenzung der Funktionen der Gremien auf Mitwirkungsrechte korrespondiert offenbar eine inhaltliche Beschränkung ihrer Aktivitäten im Wesentlichen auf einrichtungsinterne Regelungen (Hausordnung, Verpflegung u.ä.m.), Verhalten Betroffener in den Einrichtungen bzw. Konflikte und Freizeitgestaltung.

Einrichtungsbezogene Fragen der Organisation und Gestaltung (Personalfragen, Arbeitsgestaltung und -entwicklung, Wohnheimgestaltung und -entwicklung, rechtliche Aspekte, Arbeitsgrundlagen der Gremien u. a. m.) sind übereinstimmend kaum Thema der Gremien (Rödl 2001; Grimm 2002).

Anforderungen an Unterstützung der Selbstvertretung aus der Sicht von Betroffenen

Zu Anforderungen an die Unterstützung von Selbstvertretungsaktivitäten ist auf eigene Ergebnisse einer Befragung von Teilnehmern in People-First-Gruppen zurückzugreifen, unter denen zum Teil auch Mitglieder von Heimbeiräten und Werkstatträten repräsentiert sind. Untersuchungen, die speziell der Sichtweise von Mitgliedern in Heimbeiräten und Werkstatträten nachgehen, sind nicht bekannt.

Neben dem Anspruch auf notwendige Sicherstellung der finanziellen und organisatorischen Bedingungen von Selbstvertretungsaktivitäten sind eindeutige, klare Vorstellungen von den Eigenschaften vorhan-

den, die eine Unterstützerin bzw. ein Unterstützer mitbringen soll. In erster Linie wird keine Bevormundung und Assistenz von Unterstützern erwartet.

Im Einzelnen zeichnet sich folgendes Anforderungsprofil aus der Sicht der Betroffenen, und zwar in der Reihenfolge der häufigsten Nennungen auf die Frage, wie eine gute Unterstützungsarbeit sein sollte:

- Keine Fremdbestimmung bzw. Bevormundung
im Hintergrund bleiben und nicht bestimmen, Aufgabe annehmen und erledigen, beraten im Hintergrund bei Bedarf helfen
- Assistenz (Kooperation/Hilfsbereitschaft)
bei Bedarf helfen, hilfsbereit sein – ganz einfach! Still sein – hinsetzen – zuhören, Wunsch nach häufigerer Ansprechmöglichkeit, begleiten, schwierige Schreivarbeiten erledigen
- Information, Aktivierung, Problemlösung
Ideen einbringen, aber neutral sein, Vorschläge machen, treibende Kraft, aber keine Bevormundung, Treffen mit in die Wege leiten, für alles eine Lösung haben, gute Themen sammeln, die in der Gruppe bearbeitet werden können, gute Zusammenarbeit
- Förderung von Ordnung/Struktur und Information
strukturieren/zusammenfassen, Ordnung herstellen, Bescheid wissen, Pünktlichkeit
- Offenheit, Vertrauen und Akzeptanz
Vertrauen, Offenheit, Ehrlichkeit, Respekt verschaffen, Betroffene zur Sprache, kommen lassen, nicht hinter dem Rücken reden, mehr Unterstützung bei Sprechhemmungen, mehr Aussprache, Fragen nach Anliegen und Bedürfnissen, helfen, ohne abzuwerten
- Humor
immer gute Laune haben, lustig sein
- Vertretung und Aufklärung in der Öffentlichkeit
Gruppe in der Öffentlichkeit vertreten, Aufklärung über Selbstvertretung

Beispielhaft verdeutlichen die folgenden Gedanken einer Selbstvertretungsgruppe zu der Frage, wie Unterstützer/innen sein sollen, einen ho-

hen Anspruch an Unterstützung sowie indirekt eine Kritik, wie Unterstützung nicht sein sollte:

„...nett, höflich, verständnisvoll, überall mit uns hingehen, gerecht sein, viel Spaß vertragen, immer für einen da sein, früh genug loslassen, mehr Gespräche mit uns führen, uns mehr Wissen geben, zeigen wie es geht. Was ich kann, möchte ich selber machen. Dass ich in Situationen mehr weiß, besser, richtig handeln kann; sie sollen jung sein, deutlich erklären, man soll besser mit ihnen auskommen können. Allerdings haben Ältere mehr Lebenserfahrung. Sie sollen einen mal in den Arm nehmen, ruhiger, leiser, nicht so forsch sein, viel lachen, mehr auf einen eingehen“

Elterliche Unterstützung wird weitgehend abgelehnt (Kniel/Windisch 2001).

Rolle von Unterstützern in Selbstvertretungsgruppen und -gremien

Bei Menschen mit Behinderung ist der Bedarf an Hilfe und Unterstützung verschieden. Es ist unbestritten, dass Menschen mit so genannter geistiger Behinderung weitgehend zu dem Personenkreis gehören, der Unterstützung für die Alltagsbewältigung und zur Selbstvertretung benötigt. Eines der wesentlichen konstitutiven Elemente der geistigen Behinderung ist – nach der weltweit anerkannten Definition der umbenannten American Association on Mental Retardation (AAMR) – eine mehr oder weniger reduzierte soziale Kompetenz im Vergleich zur Altersgruppe (AAMR 1999).

Unter dem Einfluss der internationalen Behindertenbewegung hat sich in der Behindertenhilfe ein Paradigmenwechsel vollzogen, der das Selbstbestimmungsprinzip und „Empowerment“ der Betroffenen als handlungsleitende Orientierungen postuliert.

Damit rückt die Gleichberechtigung und gegenseitiger Respekt der handelnden Personen statt eines einseitigen Machtgefälle, das als typisch für institutionelle und professionelle Hilfebeziehungen kritisiert wird, als Prinzip in den Blickpunkt.

Gegenüber der traditionellen Rolle von Betreuern in der Behindertenhilfe, die sich mit den Begriffen „beschützen“, „bewahren“, „pflegen“ und „fördern“ beschreiben lässt, hat die Unterstützerrolle gemessen an dem Selbstbestimmungsprinzip und dem Empowerment der Betroffenen folgenden Aspekten Rechnung zu tragen:

- Aufgeben der traditionell machtorientierten Beziehungsdefinition „Der Helfer ist Experte, der Betroffene abhängiger Klient“ und sorgfältiger Umgang mit Macht;
- Initiierung von Prozessen zur Entfaltung individueller Ressourcen und größtmöglicher Kontrolle über das eigene Leben durch Betroffene, Übertragung von Macht, Verantwortung und Entscheidungen auf Betroffene;
- dialogische Assistenz (Entwicklung einer Ich-Du-Beziehung auf der Basis von Gleichwertigkeit, Wertschätzung, Akzeptanz);
- Subjektzentrierung (Übernahme der Betroffenenperspektive);
- Lebensweltbezug (Berücksichtigung der sozialen Umwelt mit ihren diskriminierenden, hemmenden und fördernden Faktoren für Personen mit Behinderung);
- Reflexion und Vermeidung von Interessenkonflikten;
- bedarfsgerechte und individuell angepasste Hilfen und Unterstützung;
- Ermunterung und Unterstützung von Betroffenen, ihre Anliegen selbst auch nach außen zu vertreten; das kann auch gehören, Bedürfnisse und Anliegen von Betroffenen bzw. eines Selbstvertretungsgremiums als Unterstützer bzw. Angehöriger oder Betreuer selbst nach außen hin zu vertreten.

Es geht darum, dass sich Betroffene (Mitglieder in Selbstvertretungsgruppen und -gremien) ernst genommen, in ihren Anliegen verstanden und unterstützt fühlen. Merkmale wie Aufmerksamkeit, Respekt, Takt, Geduld, Höflichkeit oder Wertschätzung des Anderen, sich zurücknehmen und nur dort eingreifen, wo Unterstützung gefordert ist, sind unverzichtbar für das Unterstützungshandeln.

Diese Handlungsorientierung drückt sich auch in dem Schlagwort „vom Betreuer zum Begleiter“ oder sprachlich in dem Begriff „Unter-

stützer/in“ aus. Allein sie kommt den Vorstellungen und Anforderungen der Betroffenen hinsichtlich ihrer benötigten Unterstützung zur Selbstvertretung entgegen (Kniel/Windisch 2001).

Vor diesem Hintergrund stellt die Unterstützung von Heimbeiräten und Werkstatträten ein zentrales Element für ihren Erfolg oder Misserfolg dar. Je mehr kognitiv beeinträchtigte Menschen auf Unterstützung durch andere Personen angewiesen sind, desto mehr können diese je nach Umgang mit ihrer Macht Einfluss auf die Abläufe in der Gruppe ausüben.

Anforderungen an die Unterstützung der Selbstvertretung aus Sicht von Unterstützern

Nach den Ergebnissen einer hessenweiten Befragung von Unterstützern der Heimbeiräte und Werkstatträte zu den Anforderungen an ihre Unterstützungsarbeit ist eine Korrespondenz mit wichtigen Anforderungen des Empowerment-Prinzips festzustellen (Rödl 2001; Grimm 2002). Es zeigt sich in der Tendenz ebenfalls eine Übereinstimmung mit den Anforderungen an die Unterstützung der Selbstvertretungsgruppen aus ihrer eigenen Sicht.

Die Anforderungen an die Unterstützung der Selbstvertretungsaktivitäten beinhalten ein breites Spektrum und eine erhebliche Vielschichtigkeit. Aus der Sicht der befragten Unterstützer/innen von hessischen

Heimbeiräten und Werkstatträten sind zusammenfassend folgende festzuhalten:

- Assistenz und Strukturierung ohne Bevormundung
- Soziale Kompetenzen
- Förderung von Selbstständigkeit, Gruppenprozesse ermöglichen
- Akzeptanz, Ernst nehmen der Betroffenen Informationsvermittlung
- Problem-/Konfliktbewältigung
- Informationsvermittlung.

Im Kern lassen sich die Anforderungen an die Unterstützung der Selbstvertretungsaktivitäten als ein Balanceakt zwischen anregender

Unterstützung der Gremienarbeit und ihrer Gruppenprozesse einerseits und zurückhaltendem Abwarten von Gruppenaktivitäten andererseits charakterisieren.

Bedarf an Unterstützung für die Unterstützungsarbeit

Die Unterstützung der Selbstvertretungsaktivitäten benötigt ihrerseits zweifellos auch einer angemessenen Unterstützung, um erfolgreich und zufrieden stellend zu sein. In den Augen von Unterstützern – sowohl des Werkstatttrates wie auch von Selbstvertretungsgruppen – ist folgendes für ihre Unterstützungsarbeit wichtig:

- (1) Anerkennung und Unterstützung etwa durch die Werkstattleitung und Kollegen, strukturelle und organisatorische Unterstützung wie z. B. Freistellung für die Beiratsunterstützung und Bereitstellung eines Computerarbeitsplatzes, Hilfestellungen bei der Umsetzung von Vorschlägen und Ideen der Beirats
- (2) Austauschmöglichkeiten mit Kollegen und anderen Unterstützern
- (3) Teilnahme an unterstützungsbezogene Fortbildung und Supervision.

Fazit

Aus dem Vorangegangenen ist zusammenfassend für die Unterstützung der Selbstvertretung von Werkstatt- und Heimbeiräten als bedeutsam festzuhalten:

- Aus Sicht der Unterstützer geht die Entwicklung der Mitwirkungsstrukturen in Wohnheimen und Werkstätten, d. h. die Gründung der Heimbeiräte und Werkstattträte nicht nur oft zwingend mit den gesetzlichen Grundlagen einher, sondern auch in der Regel auf die Initiativen von Professionellen oder auf die Kooperation mit ihnen zurück. Daraus lässt sich schließen, dass selbstbestimmtes Handeln und Selbstvertretung von Menschen mit so genannter geistiger Behinderung der Unterstützung und Anleitung im Sinne des Empowerment auch von außen bedarf.
- Inhaltlich konzentriert sich die Mitwirkung bzw. die Arbeit der Gremien auf die lebensweltlichen Bereiche der Institutionen, auf so ge-

nannte hausinterne Regelungen (Freizeiten, Feste, Esse. usw.) und auf das Verhalten Betroffener in den Institutionen. Deutliche Mitwirkungslücken bestehen hinsichtlich der Organisation der Wohnheime und der Arbeitsgestaltung in den WfbM (Einstellungen von Mitarbeitern, Wohnorganisation, Gestaltung von Arbeitsplätzen, Entlohnung u.ä.m.). Daher bedarf es insbesondere hierbei nachhaltiger Unterstützung der Betroffenen.

Literatur

- AAMR (American Association on Mental Retardation) (1999): Fact Sheet: What is mental retardation? Internetadresse: http://www.aamr.org/Policies/faq_mental_retardation.shtml (zuletzt aufgerufen am 30.6.2002)
- Grimm, Daniela (2002): Zur Funktion und Arbeitsweise von Werkstatträten in hessischen Einrichtungen für Behinderte. Diplomarbeit am Fachbereich Sozialwesen der Universität Kassel. Kassel
- Kniel, A./Windisch, M. (Hg.) (2001): „Wir vertreten uns selbst!“ – Entwicklung und Unterstützung von People-First-Gruppen in Deutschland. Kassel.
- Rödl, Tobias (2001): Selbstvertretung von Menschen mit geistiger Behinderung in Wohnheimen. Diplomarbeit am Fachbereich Sozialwesen der Universität Kassel. Kassel

Der andere Blick auf Politik und Wirtschaft

Jeff Bernard

Ordnung & Devianz aus sozio-semiotischer und kulturologischer Sicht – 10 Thesen

Zusammenfassung

Die Ordnung der Gesellschaft beruht auf Regeln, die semiotisch beschreibbar sind. Das Brechen der Regeln, immanent in deviantem Verhalten, beruht auf Gegen-Regeln. Aus Sicht der Ordnung bedeutet Devianz Unordnung, aus Sicht der Devianz bedeutet Ordnung falsche Ordnung. Cultural Studies haben jedoch das funktionalistische Verständnis von Devianz neutralisiert, in „Subkultur“ aufgehoben, um hieran eine differentielle Theorie der Kultur(en) zu entwickeln. Was die semiotische Hierarchie Zeichen/Text/Kultur betrifft, wird durch sie der semiosische Kern von Devianz umso offensichtlicher. Allerdings, die herkömmliche Kultursemiotik, zu sehr mit ihrem Gegenstand als Ganzem befasst, versagte bisher weitgehend darin, Kultur als kontradiktorische Einheit von Kulturen semiotisch zu explizieren. Als Theorie des Regelbrechens wie zugleich Regelsetzens sollte sie eher imstande sein, einen dynamischeren Approach vs. Kulturpluralismus und gesellschaftlichen Wandel im Allgemeinen zu entwickeln. Daher gehe ich von einer Sozio-Semiotik aus, deren Kern Transformation, also Arbeit, im speziellen Zeichenarbeit ist. Semiosis versteht sich als Prozess, dessen Komponenten bereits vergesellschaftet sind. Geschichte, Gesellschaft, Kultur sind demnach Transformationsprozesse (materielle, signitive, ideologische (Re)Produktion), Kommunikation ist Zeichenaustauscharbeit, soziale Interaktion ist darauf beruhende Beziehungsarbeit, Kultur im Allgemeinen ist semiosische Verarbeitung gesellschaftlicher Realität, hiermit eine Vielfalt von Kulturen hervorbringend, die im Rahmen von Zeichenkonflikten interagieren. Diese Sicht wirft auch politische Fragen im Hinblick auf die widersprüchliche Ordnung von Gesellschaft auf. Was bedeutet Demokratie, wenn nicht nur formal-restringierte gemeint ist? Ist Subkulturalisierung ein Index von Chaos oder von Polyarchie, d. h. von Selbstregulation der sozialen Beziehungen?

Summary

Society's order rests on rules describable in semiotic terms. Rule-breaking, i. e. deviant behavior, rests on counter-rules. Viewed from order, deviance means disorder; viewed from deviance, order means wrong order. Cultural studies, however, transformed the functionalist notion of deviance to a neutral one, i. e. subculture, and developed a differential theory of culture(s). As to the semiotic hierarchy sign/text/culture, the semiosic core of deviance becomes so even more obvious. Alas, semiotics of culture, too concerned with its object as a whole, failed in explaining culture as the contradictory unit of cultures semiotically. As a theory of rule-breaking as well as rule-proposing, rather, it would provide a more dynamic approach to cultural pluralism, and to social change, in general. I thus depart from a Socio-Semiotics whose core is transformation, i. e. work, esp. sign work. Semiosis is seen as a process whose ingredients are already socialized. History, society, culture are then transformation processes (material, signitive, ideological (re)production), communication is sign exchange work, social interaction is relationship work resting on it, culture in general is semiosic elaboration of social reality, yielding so a multiplicity of cultures interacting in a sign combat. This raises political questions, too, concerning the contradictory order of society. What does democracy, if not formally restricted, mean? Is subculturalization an index of chaos or of polyarchy, i. e. of self-regulation of social relationships?

1 Ordnung vs. was?

Blick zurück auf Durkheim

Ist es, wenn man die Mechanismen der Gesellschaft diskutiert, angemessen, ihre wesentlichen Züge, insbesondere Widersprüche, in Kategorien der Opposition Ordnung vs. Chaos zu fassen?¹⁴ Chaos mag manchmal in begrenzter Form auftreten z. B. als Resultat lokaler Katastrophen oder schwerster Unfälle. Chaos als generelles Gegenprinzip jedoch beschreibe einen Zustand, in dem sich Gesellschaft als Entität und Kategorie auflösen würde, womit die Opposition dahinschwände. Es bedarf eines Begriffs, der zwar einen Prozess in Richtung gesellschaftlicher Desintegration benennt, ohne aber die Konstitutiva von Gesellschaft zu negieren. In erster Annäherung schlage ich vor, auf einen klassischen soziologischen Terminus zurückzugreifen, nämlich *Anomie*: Also: (soziale) Ordnung vs. Anomie, wobei letzterer Begriff erstmals von Durkheim (1893) theoretisiert wurde. Er beobachtete und behauptete, dass bestimmte gesellschaftliche Konditionen (Depression, aber auch plötzlicher Wohlstand) zu ausufernden Aspirationen führen (können), und diese zum Zusammenbruch der regulativen Normen (was Selbstmorde, Scheidungen, Kriminalität etc. nach sich zieht). Er fokussierte hierbei vor allem auf individuelles und Gruppenverhalten (als deviantes Verhalten), doch in der Folge legte er auch nahe, dass dasselbe in kollektiven Maßstab eintreten und zu unerwarteten Krisen führen könne, die eine Gesellschaft insgesamt befallen und im schlimmsten Fall in einen generellen Zusammenbruch münden. Dies ist wohl der Punkt, an dem Durkheim überzieht und stillschweigend „Anomie“ durch „Chaos“ ersetzt. Unbeschadet der Tatsache, dass solche Entwicklungen eintreten können, zeigt die Empirie, dass Gesellschaft, als anthropologische Konstante, sich nicht einfach „auflöst“, nicht einmal im schlimmsten Falle, sondern sich auf Basis neuer oder alternativer Normen-Sets selbst reorganisiert oder sich auf niedererem Niveau re-etab-

¹⁴ Aufgrund von zu spätem Eintritt in dieses Autor/inn/enteam sowie von Kommunikationsschwierigkeiten während der Bearbeitung dieses Bands war ich leider nicht mehr in der Lage, den von mir ursprünglich geplanten Beitrag über Rolf Schwendters theoretischen Approach und dessen latente „Semiotizität“ rechtzeitig vor Drucklegung vorzulegen. Vorliegender ihm nun herzlich zugeeigneter, durchaus verwandter Beitrag scheint mir auch sehr gut zu passen. Er wurde zuerst in Englisch verfasst und erstmals im Rahmen von „Caos & Ordem: uma abordagem semiótica“ vorgetragen, d. h. des 3. Kongresses der Federación Latinoamericana de Semiótica, São Paulo, 31. August bis 3. September 1996 (vgl. Bernard 1999); dies ist meine eigene Übersetzung (mit minimalen Modifikationen bzw. Ergänzungen).

liert, wobei sich in diesem Falle an Stelle der desintegrierten Gesellschaft eine oder mehrere neue herausbilden. Die Verfolgung und Deutung solcher Phänomene lag jedoch jenseits der Forschungsinteressen Durkheims (und anderer Gründer der modernen Soziologie), da deren positivistisches Programm weit eher darauf abzielte, die immanenten Strukturen des Sozialen-an-sich zu entziffern, nicht deren Auflösung.

2 Welche Semiotik ist dem Thema „Gesellschaft“ angemessen?

Wenn man die verschiedenen neueren Strömungen der Semiotik überblickt, mag sich zunächst der Eindruck einstellen, gerade hier entfalte sich ein Chaos. Um ein wenig Ordnung hineinzubringen, scheint es geboten, die Grundzüge und Hintergründe der auffälligsten Richtungen zu betrachten. Nöth (1985: 4–9) machte diesbezüglich eine erste eindruckliche Bemühung, obwohl er gewisse philosophische Theorien über Zeichen und Bedeutung (z. B. die von Quine, Goodman ...) hierbei unbeachtet ließ. Er umriss eine Anzahl von unterschiedlichen Strömungen wie etwa (meine Kommentare in Klammern): 1) Semiologie und allgemeine Semiotik; d. h. die linguistisch-strukturalistische einerseits, das Peirce-Morris-Paradigma andererseits; 2) funktionalistische Semiotik (Martinet, Mounin, Prieto; aus meiner Sicht ebenfalls strukturalistisch); 3) marxistische Semiotik (die ebensogut als Teil einer umfassenderen Sozio-Semiotik fungieren könnte: marxistisch, marxistoid und non-marxistisch, z. B. Alfred Schütz, was letztere Gruppe betrifft); 4) phänomenologische Semiotik (an sich eine der „philosophische“ Unterströmungen); 5) diverse „Schulen“, z. B.: Prager Schule (strukturalistisch), Moskau-Tartu-Schule (strukturalistisch), École de Paris (strukturalistisch), Stuttgarter Schule (unter Bense, klar Peirce-orientiert), „sozio-semiotischer Strukturalismus“ (um W. A. Koch, ausgehend vom Strukturalismus, in neuerer Zeit eher bio-evolutionär), ein handlungstheoretischer Ansatz (Trabant; tendiert m.E. auch zur Sozio-Semiotik); 6) post-struktural(istisch)e Semiotik, speziell etwa Derridas Grammatologie und Kristevas Semanalyse (ersterer ein „extremer“ Strukturalist, letztere ein Grenzfall vielfältiger Einflüsse). – Keine Biosemiotik, im großen und ganzen, keine Zoosemiotik, beispielsweise Doch was die aufgezählten, mehr der minder profilierten „Bewegungen“ betrifft, schei-

nen Nöths Beobachtungen aus 1985 zutreffend, wenn auch nicht komplett.

Demgegenüber möchte ich hier eine grundlegendere und daher reduzierte Typologie vorschlagen, die auf tieferliegenden Prämissen beruht. Aus dieser Sicht sind die beiden Mainstreams dieselben wie zuvor: erstens der philosophie-derivierte mit Peirce und Morris als den wesentlichen Gründervätern; zweitens die linguistisch inspirierte Semiotik, d. h. die vielen Strukturalismen im Gefolge von Saussure; drittens und viertens jedoch kann man zwei sich deutlich abzeichnende Flügel ausmachen: Biosemiotik (ausgehend von J. von Uexküll) und Sozio-Semiotik (Gründervater M.M. Bachtin in seiner Voloshinovschen Erscheinungsform; elaborierteste Variante: Rossi-Landi). Dies sind also vier qualitativ verschiedene Grundströmungen, da ihre immanente Begründungslogik sehr verschieden ist: Peirces stammt vom Gedanken (Inferenz), die Strukturalismen von Saussures *langue* als dem avanciertesten Zeichensystem, bio-genetische Biosemiotik von Bio-Logik und sozio-genetische Sozio-Semiotik von Sozio-Logik (nicht zu verwechseln z. B. mit Greimas' *sociosémiotique*, Substitut für Pragmatik, oder M.A.K. Hallidays *social semiotic*).

3 Sozio-Semiotik, Teil I:

Von Arbeit zu Zeichenarbeit

Was „Gesellschaft“ betrifft, sollte man in Termini des Gegenstandes reden. Daher gehe ich, um jene Sozio-Semiotik zu skizzieren, die m.E. benötigt wird, um Themen wie Ordnung & Devianz einzubinden, von Rossi-Landi (insbes. 1975, 1985) aus, doch werde ich bereits gegen Ende dieses Abschnitts auf meine eigenen Spezifizierungen umschwenken. These 4 & 5 liefert eine Readers'-Digest-Version meiner expandierten Modelle nach Rossi-Landi. Im Anfang aller selbst-evolutiven Gesellschaftlichkeit steht „Arbeit“ (als anthropologisches Konzept, nicht als dessen jeweilige historische Spezifikationen). „Arbeit“ bedarf *sine qua non* der Materialien, Instrumente, Arbeiter, Operationen, Ziele und Produkte. Die „reinste“ Formel lautet folgendermaßen: Transformation von *Material* via *Operation* ergibt *Produkt* (hierbei Arbeiter, Instrumente, Intention vorausgesetzt), oder dialektisch: Material = These, Operation = Antithese, Produkt = Synthese. Dies ist ein Arbeitszyklus A. Wenn ein zweiter Zyklus B erfolgt, kann man daher C, einen dritten,

initiiieren, indem man das Produkt aus A als Material und das Produkt aus B als Instrument, um ersteres zu bearbeiten (transformieren), nimmt, damit daraus ein drittes Produkt entsteht: *tools to make tools* (Jakobson), das *definiens* der Spezies Mensch. Hieraus erwächst das „Reich der Freiheit“ trotz aller materiellen Dependenz. Das Zeichen kann infolgedessen so beschrieben werden: Materialien = *signans* und *signatum* werden vereint zu einem Produkt = *signum*, vereint (und in dieser Vereinigung aufrechterhalten) jedoch mittels Zeichenarbeitsoperationen homolog zu den Operationen zuvor, oder wieder dialektisch formuliert: dieser Prozess kann auf phänotypischer Ebene als Transformation einer sozial gegebenen Entität (*signatum* = *thesis*), vermittelt via materieller Antithesis (= *signans*), zu einem gesellschaftlichen Resultat, i. e. das Zeichen selbst (*signum* = *synthesis*) aufgefasst werden. Ein wichtiger Punkt wäre sodann die Unterscheidung zwischen Zeichenproduktion per se und Zeichenreproduktion (Zeichengebrauch). Ein weiteres Feld der Elaboration wären die verschiedenen Arten von Regeln, die (die Verwendung von) Zeichensysteme/n/-prozesse/n leiten (immanent, d. h. Codes; zeichengebrauch-leitend, d. h. Programme), etc., doch kann diesen komplexeren Bereichen hier nicht nachgegangen werden. Um das Folgende nachvollziehen zu können, scheint es notwendig zu betonen, dass ein Teil der Zeichenproduktion *in* Individuen vor sich geht (interne Zeichenarbeit), ein anderer *außerhalb* (externe Zeichenarbeit). Diese beiden Grundtypen, obwohl wiederum homolog, müssen stets neu korreliert werden, nämlich durch spezifische Arbeitsvorgänge: Internalisierung und Externalisierung (vgl. Bernard/Withalm 1987; Bernard 1994).

4 Sozio-Semiotik, Teil II:

Gesellschaftliche Reproduktion, Zeichen inklusive

Zeichen spielen eine zentrale Rolle in der *gesellschaftlichen Reproduktion*. Gemäß Rossi-Landi (1975: 65, 1985: 38) besteht letztere in allgemeinsten Sicht aus der materiell-triadischen Bewegung von Produktion, Austausch und Konsumtion. Hierin erscheint Austausch in zweifacher Form, als trivial-materieller Austausch und als Zeichenaustausch = Kommunikation, letztere in sich selbst wiederum eine triadische Bewegung aus Zeichenproduktion, -austausch (im engeren Sinne) und -konsumtion. Obwohl diese Triade zu ersterer homolog ist, ist ihr *locus* die

Mediationssphäre. Es sollte erwähnt werden, dass noch weitere triadische Bewegungen ko-konstitutiv sind, z. B. jene von Basis, Intermediärstruktur (inkl. Zeichen) und Superstruktur; oder dass die Summe aller Bewegungen sich darstellt als triadische Transformation/Entwicklung gesellschaftliche Praxis/Instrumentalität/Geschichte, oder noch knapper: gesellschaftliche Praxis₁, sich selbst verwandelnd zu gesellschaftlicher Praxis₂ – womit sich eine allumfassende Triade ergibt, die dennoch notwendigerweise zu jener Urtriade (Material/Operation/Produkt) homolog ist. Da all dies hier nicht im Detail diskutiert werden kann, beschränke ich mich auf die Triaden der materiellen und der Zeichenproduktion, um darauf hinzuweisen, dass Rossi-Landi, obwohl extensiv mit Ideologie (1978) befasst, nicht sehr deutlich in Bezug auf jene Unterscheidung war, die ich zuvor getroffen habe, d. h. zwischen interner und externer Zeichenarbeit. Um nämlich „Kopfarbeit“ im weitesten Sinne explizit zu involvieren, muss die Logik des Schemas gesellschaftlicher Reproduktion um *Ideologie* erweitert werden. Wenn nun die zweite Triade (der externen Zeichenproduktion) enthalten ist in und abzuleiten ist aus der Austauschsphäre der ersten, so muss auch die dritte enthalten sein in und abzuleiten sein aus der Austauschsphäre der zweiten. Mit anderen Worten, Zeichenaustausch muss getrennt werden in externen und internen Zeichenaustausch, letzterer ist gleich ideologischer Austausch im Allgemeinen, beschreibbar als Triade der ideologischen Produktion, des ideologischen Austauschs im engeren Sinne und der ideologischen Konsumtion, wiederum homolog zu allen anderen. Interne Zeichen, vulgo „Ideen“, basierend auf materiellen, bio-energetischen Prozessen, müssen freilich externalisiert werden, um als externe Zeichen kommuniziert zu werden, und damit das in vollem Maße eintritt, müssen diese zudem seitens des Empfängers wieder internalisiert werden, um zu internen Zeichen zurückverwandelt zu werden. (Nur scheinbar stellt sich hierbei der „Solipsismus des Gedankens“ als theoretisches Problem, denn die Lösung lautet: wenn Person p₁ zum Zeitpunkt t₁ interne Zeichen produziert und so Botschaften an p₁ zu t₂ übermittelt, transformiert p₁ sich dieserart selbst zu p₂, d. h. macht sich zu seinem eigenen Empfänger – Denken ist Selbstkommunikation!)

5 Sozio-Semiotik, Teil III: Das Allgemeine Homologie-Modell

Das Soziale, fokussiert in seinen operational-instrumentellen Aspekten, gründet auf einer Unzahl von Artefakten: auf Artefakten im Trivialsinn und Artefakten der signifikativ-kommunikativen Sphäre, verbalen wie auch non-verbalen Zeichen. In „Arbeit“ wurzelnd (und weiterhin ihrer bedürftig ad infinitum), hebt Rossi-Landis Modell (cf. 1975: 107) bei Ebene Null an, bei der unberührten Natur, woraus und worüber sich die folgenden zehn Ebenen entwickeln – in vier dialektischen Sprüngen, die vier Artikulationsebenen und demzufolge vier Artefaktreservoirs ergeben –, die den gesamten Apparat der gesellschaftlichen Reproduktion formen und umfassen:

- (1) prä-signifikante Elemente,
- (2) irreduzibel signifikante Elemente,
- (3) „ganze Stücke“,
- (4) Werkzeuge & Sätze,
- (5) Aggregate von Werkzeugen,
- (6) Mechanismen,
- (7) komplexe & selbstgenügsame Mechanismen,
- (8) Gesamtmechanismen oder Automaten,
- (9) unwiederholbare (singuläre) Produktion,
- (10) globale Produktion.

Rossi-Landi führte hiermit, basierend auf der immanent strukturell-genetischen Identität sehr verschiedener Produktionssphären, die „Homologie der materiellen und sprachlichen Produktion“ vor. Gemäß These 4 möchte ich nun das „Allgemeine Homologiemodell“ skizzieren, in dem einige Ebenen leicht rearrangiert aufscheinen, vor allem aber die Unterscheidung von externer und interner Zeichenarbeit, also die ideologische Produktion wesentlich berücksichtigt ist. Das Modell umfasst drei homologe 10-Ebenen-Hierarchien (Abkürzungen: k/a = komplex & aggregiert; ePE = einer produktiven Einheit):

- (1) *Artefakte* (im engeren Sinn): Mattereme, Objektme, k/a Objektme, Instrumente, k/a Instrumente, Maschinen, komplexe Maschinen, Automaten, Prototypen_m, alle Objektsysteme ePE;
- (2) *Signifakte*: Signeme_e, Zeichen, k/a Zeichen, Superzeichen, k/a Superzeichen, Texte, komplexe Textmechanismen, Subcodes/Zeicheninventare, Prototypen_s, alle Zeichensysteme ePE;
- (3) *Mentefakte*: Signeme_i, Ideeme, k/a Ideeme, Ideen, k/a Ideen, Ideologeme, komplexe ideologematische Mechanismen, Ideologien_p, Ideologien_n, alle ideologischen Systems ePE (hierin: Signeme_e = externe Signeme, Signeme_i = interne Signeme, Prototypen_m = materielle Prototypen, Prototypen_s = (externe) signitive Prototypen, Ideologien_p = Ideologien im pejorativen Sinn, Ideologien_n = Ideologien im neutralen Sinn).

Die Summe der Artefakte ergibt/erzeugt materielle Kultur(en), die Summe der Signifakte Ausdruckskultur(en), die Summe der Mentefakte mentale Kultur(en). Artefakte im generellsten Sinne (A_{gen}) beinhalten Artefakte (im spezielleren Sinne; A_{sp}), Signifakte (S) und Mentefakte (M); die letzteren drei allerdings in dialektischer Verschränkung, so dass ihre Relation zueinander wie folgt formuliert werden kann: $A_{gen} = d\Sigma (A_{sp}(S(M)))$.¹⁵ Eines der zentralsten semiotischen Aufgabenfelder, das hieraus resultiert – meist vernachlässigt von anderen semiotischen Strömungen –, ist die Beachtung und Untersuchung der „Kopräsenz der Artefakte“, samt den *code switches* zwischen den Hierarchien!

6 Ordnung vs. Devianz, Devianz vs. Ordnung

Nach dieser komprimierten Skizze einer genuinen Sozio-Semiotik kann ich mich wieder dem Thema Gesellschaftlichkeit zuwenden, aufgespalten – was die Regel- bzw. Wertsysteme (strategische Klassen der Mentefakte) betrifft – in Ordnung vs. Devianz, oder (implizit) Gegen-Ordnung(en). Anomie, nur einen Zustand beschreibend, wird hiermit durch einen „soziologischeren“ Begriff ersetzt, eben Devianz, da dieser den Konflikt zwischen Individuum und Kollektiv erfasst. Um noch „soziologischer“ und zugleich semiotischer zu werden, kann zuletzt fließend

¹⁵ Neulich habe ich eine – allerdings auch bereits in der 2. Hälfte der 1990er-Jahre entwickelte – Variante vorgelegt, die noch weiter über Rossi-Landi hinausgeht (Bernard 2004), was allerdings an den hier präsentierten Grundgedanken nichts ändert; man beachte jedoch dort die diagrammatische Übersicht (2004: 52)

auf „Subkultur(en)“ übergegangen werden, da hiermit auf Gruppen, Gruppenverhalten, oder gruppenbezogene Zeichenproduktion referiert wird. Die Ordnung der Gesellschaft, als grundlegende soziologische Kategorie, beruht auf Regeln – Werten, Normen, Verhaltensmustern usw. –, die in letzter Instanz in semiotischer Terminologie beschrieben werden können. Das Brechen der Regeln ist als deviantes Verhalten definiert, und Devianz fungiert daher ebenfalls als grundlegende soziologische Kategorie, deren „Grund“ implizit oder explizit Gegen-Regeln sind – alternative Werte, Normen, Verhaltensmuster usw. – und daher auch Gegen-Zeichensysteme konstituieren (ich ziehe jedoch den Begriff Gegen-Zeichenproduktion vor). Aus Sicht der Ordnung bedeutet Devianz Unordnung, Dysfunktionalität, Herausforderung, Anomie, Anarchie ... Aus Sicht der Devianz bedeutet Ordnung Macht, Restriktion, Bedrohung, Unterdrückung, Ungleichheit. Die modernen Cultural Studies haben jedoch das sozio-funktionalistische Paradigma mit seinem derogativen Verständnis von Devianz aufgeweicht und verändert, hin zu einem neutralen oder sogar positiv konnotierten Konzept, nämlich Subkultur, und entwickelten hieraus eine differentielle Theorie der Kultur(en). Dieserart sollte, da die Auffassung von Kultur als gebildet aus Texten und von Texten als gebildet aus Zeichen zentrales semiotisches Gedankengut ist, der semiosische wie auch semiotische Kern von Devianz noch offensichtlicher werden als via Regel vs. Regelbruch bzw. proponierten Gegenregeln (auch dies in unserer Terminologie: Zeichenproduktion vs. Gegen-Zeichenproduktion). Der schwache Punkt im Bisherigen jedoch ist, dass die „klassische“ Kultursemiotik trotz ihrer unbezweifelbaren Meriten zu sehr damit befasst war, den Mechanismus von Kultur-an-sich (holistisch) zu ergründen und daher bisher darin versagte, eine genuin semiotisch-differentielle Theorie der Kultur(en!) zu entwickeln, nämlich als eine, die Kultur als notwendigerweise widersprüchliche Einheit von Teil-, Sub- und sogar Gegenkulturen begreift. Dies kommt m.E. von der gängigen Auffassung von Semiotik als Theorie höherer Systeme, insbes. als Theorie von deren Regeln („Grammatik“), wobei „Regeln“ oft genug verkürzt naturalistisch oder mechanistisch missverstanden wurden. Semiotik als Theorie der Regeln wie zugleich des Regelbrechens und Proponierens bzw. Etablierens neuer Regeln würde einen weit dynamischeren Zugang zum aktuellen Kulturpluralismus und zu multikulturellen Entwicklungen ermögli-

chen. Wie bereits ausgeführt, müsste Kultur (diesmal als soziologische Kategorie) hierbei als gigantischer Arbeits- und Produktionsprozess verstanden werden, allerdings im differentiellen Sinne mit Arbeitern, die an sehr verschiedenen Projekten arbeiten, die einander oft genug entgegengesetzt sind, aufgrund verschieden gelagerter, einander sogar oft widersprechender gesellschaftlicher Interessen. Die derart ambi- und polyvalente Aufarbeitung gesellschaftlicher Realität und Praxis, konkreter: Zeichenproduktion und Gegen-Zeichenproduktion, bringt eine Vielfalt von Kulturen unterschiedlichster Art hervor, Kulturen, die sowohl interagieren als auch konkurrieren in einer Art von Zeichenkonflikt, der auch den Kampf um die Definition dessen, was Kultur ist oder sein sollte und zu wessen Nutzen, umschließt, speziell um die konkrete „Bedeutung von Bedeutung“.

7 Devianz: Ein sehr kurze Geschichte des Konzepts

Zu formulieren, die Theorie der Devianz hob an als Polizeiwissenschaft, ist wohl keine allzu heftige Übertreibung. Beginnend mit den bio-anthropologischen Pseudotheorien des 19. Jahrhunderts (für Lombroso war Kriminalität angeboren) entwickelten einige klassische Autoren psychodynamische Ansätze, in denen psychische Zustände oder Eigenschaften von Individuen als Ursachen von Devianz fungierten, woraus sich verschiedene Arten von Kontroll- oder Abwehrtheorien ergaben (und selbst heute noch argumentieren gewisse Reduktionisten, dass, obwohl soziale Einflüsse existierten, das Problem auf praktischer Ebene individuell abgehandelt werden könne). Gegen diese individuenbezogenen Ansätze wurden in der klassischen Soziologie avanciertere kollektivistische Theorien aufgeboten, wie z. B. die Diskrepanztheorien (Anomie oder die Diskrepanz zwischen kulturellen Ziele und sozialen Mitteln verursachen Devianz), die Transfertheorien (in elaboriertester Form: Theorie der differentiellen Assoziation, welche die Interaktion im sozialen Feld als essentiellsten Faktor betrachtet) und die Stigmatheorien (der „labeling approach“ besagt: Devianz ist attribuiert – ein interaktionistischer Standpunkt mit bereits stark semiotischen Zügen). Die beiden letzteren vereint würden bereits ein passable frühe sozio-semiotische Theorie ergeben haben, aber die Geschichte ließ es noch nicht zu. Obwohl der Terminus „Subkultur“ für deviantes Gruppenverhalten bereits seit den 1940er-Jahren recht verbreitet war, ergab sich

der entscheidende Paradigmenwandel erst später, nämlich in Gefilden der soziokulturellen Forschung, vorrangig durch die theoretischen Er rungenschaften der British Cultural Studies (Centre for Contemporary Cultural Studies CCCS, Birmingham, samt Nachfolge), und in Deutschland nahezu im Alleingang seitens des Österreicher Rolf Schwendter (1971). Die soziologischen Hauptkategorien des Letzteren in diesem Zusammenhang, um bewusst diese gegenüber dem CCCS stärker „strukturelle“ Modellierung heranzuziehen, waren: *Eliten* und *kompakte Majorität* (letztere Teilkulturen entwickelnd) einerseits, verbunden durch im Wesentlichen geteilte fundamentale Norm- und Wertsysteme; und andererseits (viele) *progressive* wie auch *regressive Subkulturen*, mit mehr oder weniger oppositionellen Norm- und Wertsystemen, plus gewisse *pivotal* Scharniere dazwischen (normativ neutral; es scheint mir angemessener, diese Zwischenbereiche als – oft breite – „*Liminalzonen*“ zu konzeptualisieren). Diese Modellierung gestattet in der Tat die Beschreibung von Kultur/en im Sinne differentieller Kulturtheorie und zugleich differentieller Soziologie.

8 Kultur(en) und Subkulturen in der semiotischen Hierarchie

Um mit dieser zwiespältigen Soziologie/Kulturologie begrifflich zu Rande zu kommen, muss zunächst noch der Begriff „Subkultur“ geklärt werden. Es gibt nämlich zwei verschiedene, wenn auch zueinander in Beziehung stehende Bedeutungen von „Subkultur“ in der einschlägigen Literatur, nämlich (wie in der klassischen Soziologie, unscharf) *Subkultur*₁ = soziale Gruppe vs. *Subkultur*₂ = Ausdruckssphäre einer Gruppe (wie z. B. aus CCCS-Sicht), also die Zeichenproduktion einer Subkultur₁ als soziales Subsystem (oder „Klassenströmung“). Die nächste Frage ist: wie ist dies alles gegenüber Semiotik zu positionieren (speziell Kultursemiotik)? Die klassische Hierarchie (z. B. der Moskauer-Tartu-Schule) lautet Zeichen → Text → Kultur, nämlich Kultur-als-Ganze(s), heuristisch wertvoll, jedoch zugleich auch eine strukturalistische Voreingenommenheit, die den linguo-semiotischen Ausgangspunkt überstrapaziert. Angesichts des kulturellen Pluralismus möchte ich demgegenüber im ersten Schritt vorschlagen (noch im strukturalistischen Paradigma, doch nicht zufällig im Plural): Zeichen → Texte → Kulturen = Kultur_{1,2,3,...n} → Kultur (hierin: Kultur_{1,2,3,...n} = Teilkulturen, Kultur = Kultur-als-deren-Summe); gänzlich semiotisiert so-

dann z. B. in der Form Zeichen → Superzeichen = Texte → Supertexte = Kulturen → Megatext = Kultur. Allerdings kann, wenn im nächsten Schritt sozio-semiotisiert und so die o. a. differentielle Soziologie/Kulturologie erschlossen wird, der strukturalistische Ansatz nicht mehr aufrechterhalten werden, und zwar genau wegen des Widerspruchs zwischen Kultur plus Teilkulturen einerseits und Subkulturen andererseits. Was stattdessen benötigt wird, ist eine Beschreibung wie diese: Zeichen → Texte = Superzeichen → Supertexte = Kulturen± RN Intertext = „Kultur“ (hierin: Kulturen± = affirmative Teilkulturen & non-affirmative Subkulturen, RN = bringt dialektisch hervor, Intertext = Dialog (inklusive konfligierender Dialog) von Kulturen, „Kultur“ = sein widersprüchliches, daher non-strukturales lebendiges Resultat). Kurz gesagt, ich vernachlässige hier die Rückwirkung der höheren Ebenen der Hierarchie auf die niedrigen, möchte jedoch anstattdessen auf das Faktum hinweisen, dass der Begriff „Teil-“ aus dieser Sicht tendenziell obsolet wird: es gibt nun nur mehr (in unterschiedlichem Ausmaß) affirmative und non-affirmative Kulturen; aber aus emphatischen Gründen wie auch, um den Anschluss an Devianz und Subkultur nicht zu verlieren, scheint es angemessen, Schwendters treffende Definition – und daher Begrifflichkeit – von „Subkulturen“ aufrechtzuerhalten. (Im weiteren scheint es klar, dass die oben getätigte Einführung von Begriffen wie materielle, expressive und mentale Kulturen im Rahmen dieses Paradigmas die Sachlage noch wesentlich verkomplizieren wird, doch besteht hier im Prinzip nicht der Bedarf, noch tiefer in das Thema einzudringen.)

9 Synthese/Superimposition

Basierend auf den bisherigen Darlegungen möchte ich dem Abschluss zu im Sinne eines allgemeinen sozio-semiotischen wie auch intersemiotischen Referenzrahmens das folgende „Superimpositionsmodell“ vorschlagen bzw. kurz skizzieren (für eine ausführlichere Erläuterung siehe z. B. Bernard 1992). In diesem werden vier korrelierte Ebenen des Zugriffs auf den Untersuchungsgegenstand (Kulturen und/oder Subkulturen gemäß obiger Bescheibung) als notwendig erachtet:

- A. Zeichen-Input 1: Die Zeichenpraxis in der Lebenswelt, zu untersuchen mittels ausgewählter Methoden der angewandten Semiotiken

verschiedener Provenienz. Diese Methoden sollten mit der hier vorgeführten Sozio-Semiotik, die das Kernstück C des Modells bildet, kompatibel sein bzw. kompatibelisiert werden.

- B. Eine semiotisierte Theorie der (Sub)Kulturen als (oder basierend auf) einer differentiellen Soziologie, wie hier im Sinne der Soziologie/Kulturologie vom CCCS- und Schwendter-Typ umrissen, damit die Resultate der Untersuchungen auf Ebene A systematisch positioniert werden können (wie auch um umgekehrt einen heuristischen soziostrukturellen Apparat für diese hochzuziehen).
- C. Sozio-Semiotik als eine Allgemeine Semiotik, ausgehend von der integralen Rolle der Zeichen(produktion) im Rahmen der gesellschaftlichen Reproduktion, wie in These 4 dargelegt, und dem Allgemeinen Homologiemodell, siehe These 5, womit auch das Reich der Ideologie betreten wird; auf dieser Ebene kann der Zugriff auf das Verständnis (die Interpretation) von Totalitäten gewagt werden.
- D. Zeichen-Input 2: Sozioökonomische Indikatoren, welche die ursprüngliche Wirkweise des herrschenden Reproduktionssystems auf Ebene der materiellen Produktion beschreiben, repräsentiert in der Zirkulationssphäre und bezogen auf die erwähnte triadische Gesamtbewegung Praxis/Elaboration/Geschichte; intendiert sind hiermit keine deterministischen „Erklärungen“, sondern die Aufdeckung sowohl von Potentialen als auch von funktionalen Interdependenzen.

Für Ebene D wäre (parallel zu Schwendter¹⁶) das Paradigma meiner Wahl die makroökonomische „Theorie der Langen Wellen“, eingeführt als monetärer Approach durch Kondratieff, aber theoretisch elaboriert und ausgeweitet v. a. durch Ernest Mandel, sodass hiermit auch relevante sozietäre Aspekte miteinfließen, die direkt zu unserem Thema führen. Sollte eine noch breitere und grundsätzlichere Theorie zur Verfügung stehen oder entwickelt werden, wäre ich bescheiden genug, sie sofort statt Mandels zu adaptieren (doch war eine solche bis dato in weitläufiger einschlägiger Literatur nicht zu finden; wichtig wäre, die

¹⁶ Ich möchte hier noch festhalten, dass ich das o. a. Superimpositionsmodell bereits in der Anlage von Rolf Schwendters Studien zur Geschichte der Zukunft präformiert sehe (1982, 1984), wobei bei ihm allerdings Ebene A noch eher im Sinne einer Semiosik denn Semiotik aufgearbeitet ist und Ebene C erst zu implementieren bzw. explizieren wäre (was freilich nicht Schwendters Beweiszweck in diesem leider noch nicht abgeschlossenen, auf fünf Bände angelegten Großwerk ist, von dem Band 3 zwar seit längerem, aber erst als Ms. existiert)

in Daten gespiegelten Entwicklungsschübe der Materiatuer der Gesellschaft wiederzufinden). Der zentralste *locus* im gesamten Superimpositionsmodell ist jedoch auf Ebene C jener der „Instrumentalität“, d. h. der Elaboration/Transformation auf Basis der instrumentellen Aspekte gesellschaftlicher Reproduktion, die Zeichensysteme und -prozesse – und also Kommunikation – wesentlich inkludierend. Dies ist der Punkt, wo die *code switches* zwischen den verschiedenen Produktionsmodi auftreten, z. B. jene, mittels derer Subkulturen auf die materiellen gesellschaftlichen Konditionierungen durch Entwicklung alternativer Zeichenproduktionen und Ideologien (interner Zeichenproduktionen) antworten.

10 Voranschreitende Subkulturalisierung führt zu ... ?

Diese Sicht impliziert auch politische Fragen und Aspekte, was speziell die Ordnung der Gesellschaft als konstitutiverweise kontradiktorisches Konstrukt betrifft. Was also bedeutet angesichts dieser Gegebenheiten „Demokratie“, so man sie nicht a priori als auf ein formales Prinzip beschränkt verstehen will? Ist zunehmende Subkulturalisierung, wie die klassischen Funktionalisten es sehen würden, ein Index für Chaos, Niedergang, Anomie oder Anarchie? Oder ist sie, wie ich dem entgegenhalte, ein Index zunehmender Polyarchie, sprich, von genuiner Selbstregulation der sozialen Beziehungen zwecks Befriedigung der Bedürfnisse der möglichst Vielen (nicht via Markt, sondern Partizipation)? Wie kann im Sinne von Ordnung vs. Devianz, Regeln vs. Gegenregeln, Zeichen vs. Gegenzeichen, Kultur vs. Subkulturen die Selbstregulation der Gesellschaft beschrieben, und mehr noch, erreicht werden? Letzteres – der Weg, nicht das Ziel – verlangt nach einer noch umfassenderen Theorie, die hier und jetzt nicht vorgelegt werden kann, doch eine analytische Beschreibung der Potentiale scheint auf Basis des Bisherigen möglich. Ich muss es allerdings bei ein paar Andeutungen belassen. Erstens, ich würde die Leserschaft auffordern, sich zu fragen, wie es kommt, dass extrem autoritäre Gesellschaften, wie etwa die der Nazis, stets trachten, jede Art von Subkulturen und deviantem Verhalten auszugrenzen, zu verfolgen, wegzusperren, bis hin selbst zur endgültigen Auslöschung. Zweitens, ich möchte auf das Faktum verweisen, das bereits Franco Basaglia, der große italienische Psychiatriereformer, herausgestrichen hat, nämlich, dass die kompakte Majorität nicht Majori-

tät-an-sich ist. Die wahre Majorität ist die der Summe aller Subkulturen. Drittens, es soll nicht unterschlagen werden, dass „Subkulturalisierung“ kein euphorisches Modell per se von Demokratie/Demokratisierung ist, nämlich aufgrund des sekundären Widerspruchs zwischen progressiven und regressiven Subkulturen: die letzteren antizipieren und erstreben mehr Autoritarismus in der Gesellschaft, wie wir dies gerade heutzutage wieder leidvoll erleben müssen. Was meine gegenwärtige Darlegung betrifft, hoffe ich jedoch gezeigt zu haben, dass die schlichte Akzeptanz von kulturellem Pluralismus zwar gut und notwendig, aber nicht hinreichend ist: es bedarf noch weiterer theoretischer wie praktischer Qualifikationen, um Schein und Sein zu durchdringen.

Literatur

- Bernard, Jeff (1992). „Semiotics as a Theory of (Sub)Culture(s) and its Material Core“. In: Balat, Michel & Janice Deledalle-Rhodes (eds.); Deledalle, Gérard (gen. ed.). *Signs of Humanity/L'homme et ses signes. Proceedings of the IVth International Congress of the IASS/Actes du IVe Congrès Mondial de l'AIS. Barcelona/Perpignan, 1989* (=Approaches to Semiotics 107). 3 vols. Berlin/New York: Mouton de Gruyter, 3: 1635–1648
- Bernard, Jeff (1994). „Internal and External Sign Work“. Lecture held at the 5th International Congress of the IASS–AIS, „Semiotics Around the World: Synthesis in Diversity“, Berkeley, June 12–18, 1994, Ms.
- Bernard, Jeff (1999). „10 Theses on Order & Deviance from a Socio-Semiotic and Culturological Point of View“. In: Santaella, Lúcia & Irene Machado (ed.). *Caos e ordem na mídia, cultura e sociedade*. Edição Special FACE 3: 203–213 [São Paulo: PUC-SP/FAPESP]
- Bernard, Jeff (2004). „Inside/outside, ideology, and culture“. *Semiotica* 148(1/4): 47–68 [Special Issue „Ideology, Logic, and Dialogue in Semioethical Perspective“, Guest-Ed. Susan Petrilli]
- Bernard, Jeff & Gloria Withalm (1987). „Work/Sign/Communication. Models“. *Degrés* 51, automne: c–c16
- Durkheim, Emile (1893). *Le suicide*. Paris
- Nöth, Winfried (1985). *Handbuch der Semiotik*. Stuttgart: Metzler
- Rossi-Landi, Ferruccio (1975). *Linguistics and Economics* (=Janua Linguarum, Series Maior 81). The Hague: Mouton
- Rossi-Landi, Ferruccio (1978). *Ideologia* (=Enciclopedia filosofica ISEDI 11). Milano: ISEDI
- Rossi-Landi, Ferruccio (1985). *Metodica filosofica e scienza dei segni. Nuovi saggi sul linguaggio e l'ideologia* (= Il campo semiotico). Milano: Bompiani
- Schwendter, Rolf (1971). *Theorie der Subkultur*. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch
- Schwendter, Rolf (1982). *Zur Geschichte der Zukunft. Zukunftsforschung und Sozialismus. Band 1*. Frankfurt/M.: Syndikat
- Schwendter, Rolf (1984). *Zur Zeitgeschichte der Zukunft. Zur Geschichte der Zukunft. Band 2*. Frankfurt/M.: Syndikat

Heinz Eidam

Ethik und Gesellschaft – Perspektiven kritischer Theorie

„Selbstredend gilt auch für die Utopie, die Gefährdung der Objektivierungen zu vermeiden [...] und [...] einen prekären Ist-Zustand schon für die realistische Utopie zu halten. (So bin ich, in meinem 59. Lebensjahr stehend, noch nie etwas begegnet, was Herrn Poppers ‚Offener Gesellschaft‘ auch nur entfernt ge-ähnelt hätte.)“

Rolf Schwendter

In einem sehr allgemeinen und formalen, deshalb auch nur vorläufigen Sinn könnte man unter Ethik die Gesamtheit der in einer Gesellschaft geltenden und – mehr oder weniger – auch akzeptierten Werte und Normen verstehen. Von diesen her definiert und versteht sich die Gesellschaft; von diesem System oder auch Konglomerat wechselseitiger Verbindlichkeiten und Verpflichtungen leitet sie ihr – in einem weiten Sinne – kulturelles Selbstverständnis als Gemeinwesen ab. Nun ist die Frage nach dem Verhältnis von Ethik und Gesellschaft natürlich keine ganz neue. Im Gegenteil, es ist eine Frage, die – mindestens – zweieinhalbtausend Jahre alt ist. Denn wenn man, was einige nicht ganz zu Unrecht tun, die Geschichte der Philosophie mit der Antike und hier insbesondere mit Sokrates beginnen lässt, dann fällt die erstmalige philosophische Ausformulierung dieser Frage mit der Geburtsstunde der Philosophie selbst zusammen. In dieser Zeit entsteht die Philosophie – nicht nur, aber auch – als Reaktion auf einen gesellschaftlichen, religiösen und politischen Selbstverständigungs- und Wandlungsprozess. Es ist ein Prozess, durch welchen das zuvor durch Götter und Mythen geprägte Weltbild bis in seine Grundfesten hinein erschüttert wird, und in den griechischen Tragödien wird den Göttern selbst der Prozess gemacht. Die bisher im Mythos fundierte Ordnung des Olymp wird zunehmend in Frage gestellt und konfrontiert mit Begriffen und Ideen, welche die Autorität der alten Mächte und die Legitimität ihrer Herrschaft hinterfragen. Es sind die Fragen nach Recht und Gerechtigkeit, nach Wissen und Form der Erkenntnis, die Frage nach Glück und Tugend und schließlich, aber nicht zuletzt, die Frage nach dem Guten als solchem,

mit denen Sokrates die Sachverständigen und Expertenkulturen seiner Zeit in Verlegenheit und damit die Ordnung der Polis öffentlich – auf dem Marktplatz – in Unruhe versetzt.

Es gehört wesentlich zur Philosophie, ihrer Geschichte und ihrem Selbstverständnis hinzu, dass sie die Form einer reflexiven Hinterfragung und Selbstvergewisserung darstellt und in diesem Sinne einer unabweisbaren Selbstrechtfertigung ganz fundamental als Kritik zu verstehen ist: als Infragestellung und d. h. zugleich als explizit zu machende Rechtfertigung oberster Prinzipien und Normen – auch wenn diese Liebe zur Weisheit nicht immer auf die Gegenliebe der Gesellschaft stoßen wird und gestoßen sein mag. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Frage nach dem Verhältnis von Ethik und Gesellschaft vielleicht einmal durch Tradition und Sitte glaubte beantwortet werden zu können, ist nicht mehr gegeben, wohl auch nicht mehr zu gewinnen. Das muss kein Nachteil sein. Nur entbindet die verlorene Selbstverständlichkeit nicht von der Aufgabe, diese Frage wiederum zu stellen, im Gegenteil, doch vielleicht weniger, um eine letztlich befriedigende und vielleicht gerade deshalb problematische oder gar illusionäre Antwort zu finden, sondern zunächst einmal, um sich wenigstens die Gestalt und Dimension der gestellten Frage zu verdeutlichen. Das zutiefst Beunruhigende, das Kant etwa gegenüber metaphysischen Fragen empfand, muss sich auf diese ja nicht beschränken. Wenn, wie Hegel es einmal formulierte, eine jede Philosophie die Philosophie ihrer Zeit ist, die sie in Gedanken fasst, dann, und diese Konsequenz ziehen die Denker der Kritischen Theorie, hat sie dies auch in sich selbst zu reflektieren und nicht einfach nur zu sein. Auch und gerade Fragen der Ethik sind von der Geschichte und der in ihr sich entwickelnden Vernunft so wenig zu trennen wie die gegebenen Antworten, auch dann nicht, wenn sie in dem Prozess ihrer Entstehung nicht aufgehen und eine Form der Geltung für sich beanspruchen sollten, die den jeweiligen Stand ihrer Zeit übersteigt.

Nach Giambattista Vicos berühmtem Wort – und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts formuliertem Axiom – unterscheiden sich Natur und Geschichte vor allem dadurch, dass sie unterschiedliche Schöpfer haben. Dadurch, dass der Mensch die Geschichte selber hervorbringe und selbst gemacht habe, im Gegensatz zur Natur, könne sie auch durch den Menschen erkannt werden. Eben darin stimmt Vico – unangesehen

der sonstigen Unterschiede – mit einer Grundprämisse der neuzeitlich-rationalistischen Philosophie durchaus überein: Die Erkennbarkeit und die Herstellbarkeit einer Sache werden in einem engen Zusammenhang gesehen, ja fallen letztlich zusammen. Auch für die barocken Philosophen Descartes und Spinoza besteht Erkenntnis darin, dass erst das, was machbar, herstellbar oder – eben *more geometrico* – konstruierbar ist, auch erkannt und begriffen ist. Nicht derjenige etwa, der eine geometrische Figur, etwa einen Kreis, aus der bloßen Anschauung kennt und vielleicht für eine schöne Zeichnung hält, sondern nur derjenige, der einen Kreis auch konstruieren kann, habe erst wirklich begriffen, was ein Kreis ist. Das gilt jedoch nicht nur für komplizierte mathematische oder geometrische Gegenstände. Auch wer nur ein Haus bauen will, der muss die Konstruktionsgesetze, etwa der Statik oder der Logistik kennen oder doch wenigstens beachten und anwenden, wenn er zum Ziel kommen will und ihm später nicht das ganze Haus über dem Kopf zusammenbrechen soll. Es gibt insofern eine Logik der Sache selbst, eine Notwendigkeit, die in der Natur der Dinge liegt und deren Zwang man sich auch nicht entziehen kann. Man hätte es insofern mit einer objektiven Rationalität zu tun, der die subjektive Rationalität zu folgen hat, wenn sie ihren Zweck erreichen und erfolgreich sein will. Francis Bacon, gleichsam der empirisch gesinnte Gegenpart zum Rationalismus, auf den sich Horkheimer und Adorno in ihrem berühmten Buch über die *Dialektik der Aufklärung* (Horkheimer/Adorno, 1947) gleich zu Anfang beziehen, formuliert diesen Sachverhalt so: „Heute beherrschen wir die Natur in unserer bloßen Meinung und sind ihren Zwängen unterworfen; ließen wir uns jedoch von ihr in der Erfindung leiten, so würden wir ihr in der Praxis gebieten.“¹⁷

Damit scheint das Ziel der neuzeitlichen Rationalität klar bezeichnet: Die Unterwerfung des Menschen unter die Natur soll überwunden, das Herrschaftsverhältnis soll umgekehrt werden, und die Rationalität des Menschen ist das Mittel dazu, sich selbst aus der Abhängigkeit von der Natur zu befreien und die Natur den eigenen Zwecken zu unterwerfen.¹⁸ Dieser bei Bacon zum Ausdruck kommende naturwissenschaftli-

¹⁷ Zit. nach Horkheimer/Adorno, 1947, S. 10

¹⁸ Dass dem Menschen einmal die Möglichkeit eröffnet werden sollte, mit der Entzifferung des menschlichen Genoms auch über seine eigene (körperliche) Natur in der Praxis zu gebieten, das lag noch jenseits des Baconischen Horizonts, diese Möglichkeit wird nicht erörtert – auch wenn die Bewohner der von Bacon in seinem utopischen Roman „Nova Atlantis“ 1624 beschriebenen Insel die Möglichkeit künstlicher Erzeugungen von Pflanzen und Tieren bereits kennen. (Bacon, 1982,

che Optimismus ist die Grundlage und die Triebfeder auch noch all jener Fortschrittstheorien, die vor allem im 19. und noch 20. Jahrhundert den Geist der Zeit und der Wissenschaft prägten. Die im deutschen Idealismus noch so hoch, nämlich als Selbstzweck, betrachtete Vernunft des Menschen wird, bei zunehmend verständnisloser Zurückweisung metaphysischer Hypothesenbildung, zu einem Organ, zu einem scheinbar rein formalen und ebenso anspruchslosen Instrument, das gleichwohl den höchsten praktischen bzw. technischen Ansprüchen einer entzauberten Welt genügen soll. Sinn- und Freiheitsverlust waren für Max Weber die unvermeidlichen Folgen einer sich etablierenden formalen Rationalität. Horkheimer prägte für diese später den Begriff der „instrumentellen Vernunft“. Gewiss, man war auch immer schon bereit, einen Preis für diesen Fortschritt ins Auge zu fassen und notfalls auch zu zahlen, und je emphatischer der Fortschritt, etwa in Form der inzwischen höchst altertümlichen Dampfmaschine, begrüßt wurde, desto höher durfte dieser Preis dann auch sein.

Es mag sein, dass die Menschen inzwischen, und weltweit, misstrauischer gegenüber dem technischen Fortschritt, seinem Heilsversprechen und den zu erwartenden Profiten geworden sind. Dieses Misstrauen hat sich ja durchaus als nicht unbegründet erwiesen. Vor allem aber hat sich – und wie so oft leider nur in der Retrospektive – gezeigt, dass eine technische „Errungenschaft“ keineswegs den versprochenen oder erwarteten sozialen und humanen Fortschritt im Bereich der Gesellschaft von sich aus schon nach sich zieht oder auch nur begleitet. Der europäische Faschismus sah bekanntlich in der Adaption der neuesten Technik zu barbarischen Zwecken keine ideologischen Schwierigkeiten, im Gegenteil, gesellschaftliche Regression und optimierte Techniken arbeiteten Hand in Hand.

Es ist also durchaus Skepsis angesagt gegenüber einer Form der Rationalität, die in Form einer aus dem Prozess wachsender Naturbeherrschung sich bildenden rein instrumentellen Vernunft Gesellschaft und Lebenswelt in dem Maße unter die Kontrolle bringt, die über sich selbst verloren hat. Derart out of control, bringt sie selbst wiederum jene Zwänge hervor, die sie als Naturzwänge überwinden sollte. Dies ist, in vereinfachter Form, die Grundthese der von Horkheimer und Adorno analysierten *Dialektik der Aufklärung*. Es wird gezeigt, wie die

Entwicklung der abendländischen Rationalität sich im Gang der Geschichte und ihrer fortschreitenden Entwicklung in ihr kontradiktorisches Gegenteil verkehrt, wie, „die Unterwerfung alles Natürlichen unter das selbtherrliche Subjekt zuletzt gerade in der Herrschaft des blind Objektiven, Natürlichen gipfelt“. (Horkheimer/Adorno, 1947, S. 6) Das Resümee, welches die Autoren der *Dialektik der Aufklärung* aus ihrer Diagnose des Prozesses ziehen, fällt daher nicht gerade positiv aus. Das Mittel, welches dem Zweck der Naturbeherrschung und damit der Selbsterhaltung des Menschen dienen sollte, bringt in der geschichtlichen Dynamik seiner Entwicklung wiederum Abhängigkeiten und Zwänge hervor, denen die Menschen nicht anders unterlegen und unterworfen sind, als wären es die alten Zwänge der mythischen Ordnung und einer als Schicksal blind regierenden Natur.¹⁹ Die in der Herrschaft des Menschen über die Natur verwurzelte und aus ihr erwachsene Rationalität ist in einem Höchstmaße ambivalent, ihre Genese von dem Anspruch ihrer Geltung daher auch nicht abzutrennen, sondern erneut kritisch zu reflektieren. Die Form des beschriebenen Prozesses, in dem die Entwicklung des Ganzen einhergeht mit der Regression der Vernunft auf eine instrumentelle auf der einen und der wachsenden Ohnmacht der Einzelnen auf der anderen Seite, diese Verkehrung von subjektiver und objektiver Rationalität spiegelt sich jedoch nicht allein im Prozess der Geschichte, sondern auch im Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft, im Verhältnis des Individuums zur Gesamtheit der gesellschaftlichen Beziehungen, in denen es steht.

„Immer dieses Existenzproblem,“ so schreibt der schiffbrüchige Robinson Crusoe in seinem Logbuch der Einsamkeit: „Hätte mir vor ein paar Jahren jemand gesagt, dass ich eines Tages an der Existenz zweifeln würde, weil es für mich keinen Nächsten gibt, wie hätte ich spöttisch gelächelt.“ (Tournier, dt. 1984, S. 113) Auch das Individuum, so paradox es zunächst auch klingen mag, ist gerade als ein Individuum, als Unteilbares, von den mit anderen geteilten Beziehungen nicht abzulösen. Über die Trivialität hinaus, dass der Einzelne Teil eines Ganzen ist, kommt es darauf an zu sehen, dass dieses Verhältnis von Teil und Ganzem durchaus komplizierter, weil ein in sich reflektiertes Verhältnis ist. Das Ganze setzt sich nicht einfach nur aus seinen Teilen zusammen,

¹⁹ Pointiert formuliert Adorno dies in seinem philosophischen Hauptwerk, der *Negativen Dialektik*, so: „Keine Universalgeschichte führt vom Wilden zur Humanität, sehr wohl eine von der Steinschleuder zur Megabombe.“ (Adorno, 1966, S. 314)

sondern es ist dadurch ein in sich reflektiertes Verhältnis, dass das Ganze sich ebenso in seinen einzelnen Teilen oder Momenten ausprägt und zur Geltung kommt wie es allen Teilen gegenüber sich als eine selbständige Totalität durchsetzt. Nicht nur sind die Einzelnen dem Ganzen eingegliedert oder auch unterworfen, je nach dem, sondern die den Einzelsubjekten gegenüber sich verselbständigende Objektivität des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhanges konstituiert sich zugleich durch die Einzelnen hindurch. Nicht anders ist es bei der Sprache, die insofern einen Modellfall oder das Paradebeispiel dieses Prozesses der Vergesellschaftung abgeben könnte. Noch der persönlichste sprachliche Ausdruck kann nur im Medium des Allgemeinen Gestalt gewinnen.

Oder nehmen wir, als ein anderes Beispiel, den individuellen Geschmack einer Person, über den sich, wie man sagt, nicht streiten lässt und der im Privatleben sich etwa durch die bestimmte Wahl der Kleidung Ausdruck verschafft – dadurch aber dann doch erheblichen Anlass zu bisweilen heftig geführten Streitigkeiten im generationenübergreifenden Familienleben geben kann. Töchter – oder auch Söhne – haben einen durchaus eigenen – und Eltern nicht selten sehr eigentümlich erscheinenden – Geschmack. Sie finden und empfinden, und zwar ganz persönlich, dasjenige hübsch, gut und „in“, was ihnen die inzwischen in die Jahre gekommenen Kritiker der Kulturindustrie als ein bloßes Diktat der Mode madig machen wollen – und ganz abgesehen von ihrer unbelehrbaren Verständnislosigkeit dafür, dass zuletzt der bloße Markenname, das Label, das Kriterium des ästhetischen Wohlgefallens einer ganzen Hose abgeben soll. Kinder und Jugendliche leben und d. h. verwirklichen sich – eben nicht anders als die Erwachsenen auch – mit ihren als ganz individuell erfahrenen Wünschen, Hoffnungen und Ängsten in einem symbolischen Universum, das von nur schwer durchschaubaren Gesetzen und Mechanismen beherrscht wird – von vorgefertigten Symbolen der Kulturindustrie bis hin zu warenförmig konsumierbaren Allegorien des guten Lebens. Auch in dieser Sphäre ist der symbolische Reproduktionsprozess der Gesamtgesellschaft von derjenigen der technisch-materiellen Reproduktion nicht zu trennen, kein Teil abzuspalten, von dem sich nicht zugleich sagen ließe, es sei Teil dieses Ganzen und deshalb auch durch es geprägt.

Wenn dies aber der Fall sein sollte, dann ist es die Aufgabe einer Kultur- und Gesellschaftstheorie, zumal einer kritischen, dieses höchst

reflektierte und zugleich undurchschaute Ineinander von Einzelnem und Allgemeinem zu Bewusstsein und die eigene Methodenreflexion auf einen ihrem Gegenstand auch angemessenen Stand zu bringen. Bliebe ihre eigene Methodenreflexion unzulänglich, so erreichte sie auch ihren Gegenstand nicht. Keinem Begriff aber standen die Vertreter einer kritischen Theorie der Gesellschaft, und insbesondere Adorno, kritischer gegenüber als dem Begriff eines Ganzen, das deshalb und nur deshalb, weil es das Ganze ist, auch schon das Wahre, Gute und Richtige sein sollte. Insbesondere Adornos gesamte Philosophie ist durch diese Auseinandersetzung mit einer als absolut verstandenen oder hypostasierten Totalität geprägt und bestimmt durchgehend auch seine Auseinandersetzung mit der Philosophie des deutschen Idealismus, insbesondere der Philosophie Hegels. Das Ganze, das alle seine Teile sich als Momente – gleichsam organisch – einverleibt, erst dieses Ganze war Hegel zufolge am Ende auch das Wahre. Dem stellte Adorno in seinen *Minima Moralia*, den *Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, den Aphorismus entgegen, das Ganze sei das Unwahre (Adorno, 1983, S. 57) – und, so könnte man ergänzen, wird es auch so lange bleiben, so lange das Ganze sich stets nur auf Kosten seiner Teile reproduziert und durch diesen Antagonismus sich gegenüber dem ihm unterworfenen Einzelnen verselbstständigt.

Es dürfte deutlich sein, dass dieses Verhältnis vom Ganzen und seinen Teilen, von der Totalität der Gesamtgesellschaft zu den in ihr lebenden Einzelnen nicht nur in seinen politischen, sondern auch in seinen wirtschaftlichen und sozialen Bezügen von höchster Relevanz ist. Insbesondere demokratisch verfasste Gesellschaften definieren sich – negativ ausgedrückt – dadurch, dass ihre einzelnen Mitglieder der Gesellschaft nicht bloß subsumiert und untergeordnet werden dürfen, weil sie selbst das Fundament dieser Gesellschaft bilden oder wenigstens bilden sollen. Auch dürfte wiederum deutlich sein, dass die verschiedenen Sphären dieser Gesellschaft nicht voneinander isolierbar sind. So ist beispielsweise die Form der Gewaltenteilung in Judikative, Exekutive und Legislative deshalb fundamental für demokratisch verfasste Gesellschaften, weil diese gerade in ihrer Ausdifferenzierung die Gesamtverfassung der Gesellschaft bestimmen. Dass zugleich auch die im weitesten Sinne symbolisch-interaktive Sphäre in sich selbst mit der mate-

riell-ökonomischen Sphäre vermittelt ist, dies wird bereits in den rechtlichen Bestimmungen, etwa des Eigentumsrechts, deutlich.²⁰

Mit dem vor allem ökonomisch vorangetriebenen Prozess der Globalisierung entwickelt und verschärft sich zugleich die Frage nach dem Zusammenhang der Totalität mit ihren sie konstituierenden Momenten. Je selbstständiger aber das Ganze gegenüber seinen Teilen sich darstellt, je ohnmächtiger die Einzelnen dem Gesamtprozess gegenüberstehen, als wäre er ein weltweites Naturereignis, das nicht anders als eine Überschwemmung seine Opfer fordert, desto größer wird auch die Gefahr, dass der Prozess denjenigen, durch deren Bedürfnisse, Interessen und Neigungen hindurch er fortschreitet, in seiner Eigendynamik nur noch so unbeeinflussbar entgentreten kann wie den alten Griechen das unabwendbare Schicksal, gegen das ihre Vernunft aufbegehrte. Wenn aber die Vernunft selbst seit ihren emanzipativen Anfängen und deshalb als eine geschichtlich gewordene in diesen Prozess verflochten bleibt, so kann sie auch nicht mehr beanspruchen, einen metaphysischen Standpunkt außerhalb des Ganzen einnehmen zu können, von welchem aus sich die welt- und zeittranszendente Wahrheit erkennen ließe. Insofern wäre an ein dezidiert nachmetaphysisches Denken der Anspruch zu stellen, in seiner reflektierten Distanz zu vorgängigen Metaphysiken gleichwohl das Ganze nicht aus den Augen zu verlieren.²¹ Für den Einzelnen aber, dem die gesellschaftliche Totalität als eine zweite Natur gegenübertritt, könnte die Solidarität mit Metaphysik „im Augenblick ihres Sturzes“ (Adorno, 1966, S. 400) zunächst einmal nichts anderes bedeuten als zu versuchen, sich von der eigenen Ohnmacht, wie Adorno es einmal formuliert, nicht dumm machen zu lassen. Für die Philosophie würde es bedeuten, nicht im Rückgang in sich selbst als abgeschiedenem Ort der Wahrheit und der Werte, sondern in

²⁰ So zeigt sich insbesondere in der Philosophiegeschichte, dass auch die oft ganz prinzipiell und von neuem aufgeworfenen Fragen – und zwar schon als Fragen, und nicht nur die versuchten Antworten – durchaus eine Geschichte haben und bereits als Fragen das Resultat eines Geschichtsprozesses und von diesem auch nicht abzukappen sind. Das lässt sich insbesondere auch daran sehen, dass zu unterschiedlichen Zeiten oder Geschichtsepochen das in der Frage nach dem Menschen gelegene Spannungsverhältnis zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen, zwischen dem Individuum und der Gesellschaft – wenn überhaupt danach gefragt wurde – ganz unterschiedlich aufgelöst und noch heute ganz unterschiedlich bewertet wird. Hinzu kommt, dass auch die gebräuchlichen und grundlegenden Begriffe der politischen Philosophie und Gesellschaftstheorie sich erst im Prozess der ökonomischen und politischen Geschichte entwickelt haben. Dies gilt für den Begriff des Individuums ebenso wie für den Begriff der Gesellschaft, für die Begriffe von Moral und Freiheit und nicht weniger für den Begriff der Geschichte selbst.

²¹ Nur mit einem „Rest von Metaphysik kommen wir“, wie es auch Habermas noch formuliert, „gegen die Verklärung der Welt durch metaphysische Wesenheiten an“. (Habermas, 1988, S. 184)

dem in sich reflektierten Verhältnis von Natur und Geschichte, Individuum und Gesellschaft dem nachzugehen, was einmal ihr Gegenstand, Gegenstand der alten Metaphysik gewesen war.

Die Frage nach dem richtigen oder guten Leben, seit jeher Gegenstand der Ethik, stellt sich in den modernen Gesellschaften vor allem als Frage nach dem adäquaten Verhältnis von Freiheit und Moral. Hinsichtlich des angedeuteten geschichtlichen und gesellschaftlichen Kontexts ihrer Selbstvergewisserung wird, wenn man hier einem Hinweis Ernst Tugendhats folgen darf, auch die inzwischen schon zur Mode gewordene Frage nach der Bedeutung der Ethik nicht abzulösen sein von dem Verlust ihrer bisherigen Selbstverständlichkeiten und unhinterfragten Üblichkeiten (Tugendhat, 1993, S. 11). Und man würde, nebenbei bemerkt, nicht in zunehmendem Maße Ethikkommissionen und sogenannte „Expertenkulturen“²² ansetzen, wenn sich noch oder immer schon von selbst verstünde, welche die grundlegenden ethischen Normen und gültigen Verbindlichkeiten sind. Auch dem Hauptvertreter der zweiten Generation der Kritischen Theorie, Jürgen Habermas, zufolge sind es gerade die meist unvorhersehbaren Erschütterungen der Lebenswelt, welche immer wieder vor die Aufgabe stellen, Geltungsansprüche auch explizit zu rechtfertigen und sich – im kommunikativ gestalteten Diskurs – nach festen oder wenigstens konsensuell tragfähigen Grundlagen umzusehen.²³

Immer dann, wenn man nicht mehr weiß, was man wirklich wissen kann, was man denn tun soll und was man überhaupt noch hoffen darf, wird es in der Tat schwierig. Eben diese drei Fragen waren es auch, auf die Kant in seinen berühmten drei *Kritiken* angesichts einer in seinen Augen in die Krise geratenen Philosophie eine Antwort zu geben versuchte. Und was diese hinsichtlich ihrer Geltungssphären durchaus zu unterscheidenden Fragen Kant zufolge doch wiederum eint, das sei die

²² Mit der „naturalistischen Angleichung von Geltungs- an Machtansprüche, mit der Zerstörung des kritischen Vermögens, konkurriert“, so Habermas die „Ausgestaltung von Expertenkulturen“, die den getrennten Geltungssphären von propositionaler Wahrheit und normativer Richtigkeit und Wahrhaftigkeit zu ihrem spezifischen „*Eigensinn*“ verhelfen soll. (Habermas, 1983, S. 412)

²³ So kann Habermas zufolge nicht die Wahl einer theoretischen Einstellung, sondern allein „eine *objektive Herausforderung* [...] angesichts deren *die Lebenswelt im ganzen problematisch* würde“, das für den Aufbau der Lebenswelt konstitutive Hintergrundwissen erschließen. Nur „eine Herausforderung, die die symbolischen Strukturen der Lebenswelt *im ganzen* in Frage stellt“, könne so auch „plausibel machen, warum diese *für uns* zugänglich geworden sind“ (Habermas, 1985, S. 590 u. 593). Diese Erschütterung der Lebenswelt legt jene symbolischen Strukturen frei, die als kommunikationstheoretische Geltungsansprüche bei Strafe des performativen Widerspruchs nicht mehr in Frage gestellt werden können; die Lebenswelt wird geständig, ist die „Bedrohung“ nur groß genug.

ihnen zugrunde liegende Frage nach dem Menschen selbst: nach dem Selbstverständnis als Menschen. Derartig prinzipiell ist diese Frage zweifellos wesentlich leichter zu stellen als zu beantworten. Doch so wenig man etwa die grundsätzlichen Fragen des Sokrates aus seiner Zeit herauslösen, wenn auch nicht auf sie einschränken darf, ebenso wenig lassen sich die Fragen Kants aus seiner Zeit und ihre, vor allem durch die Französische Revolution geprägten Umstände, herauslösen, aber auch hier nicht – wie übrigens bei keinem Philosophen – auf sie reduzieren.

Während Ethik heute, um noch einmal auf Tugendhats Bemerkung zurückzukommen, in der Tat eine Modeerscheinung zu sein scheint, nicht nur in der Philosophie, sondern auch in den Curricula der Schulen und anderen Bereichen, etwa in der Form einer Bioethik, einer Wirtschaftsethik, einer Medizinethik etc., so seien es früher die „sogenannten kritischen Gesellschaftstheorien“ gewesen, für welche man sich „als junger Intellektueller“ interessiert habe. Und diese kritischen Gesellschaftstheorien, Tugendhat meint die sogenannte erste oder auch alte Frankfurter Schule, standen dem Obertitel „Ethik“ – wie auch einem allzu allgemeinen und deshalb nichtssagenden Begriff der Kultur – in der Tat skeptisch gegenüber. So bezeichnete Adorno etwa in seiner 1963 gehaltenen und 1996 unter dem Titel *Probleme der Moralphilosophie* publizierten Vorlesung den Begriff der Ethik als das „schlechte Gewissen der Moral“, denn die „Ethik“ sei „eine Art Moral“, „die sich des eigenen Moralismus schäme“. Demgegenüber bewahre der Begriff der Moral, so problematisch er auch selber sei, doch immerhin die Erinnerung an das, was bei Kant oder auch Fichte der Begriff des Moralischen einmal gemeint habe. (vgl. Adorno, 1996, S. 22 f.) An den Kantischen Begriff der Moral sei daher kurz erinnert.

Nun ist es ein auf den ersten Blick doch sehr enttäuschendes Ergebnis, was die tiefeschürfende Selbstkritik der Vernunft bei Kant – in der Form ihres transzendentalen Insichgehens – als letzte Resultate zutage förderte. Jedenfalls ein sehr ernüchterndes. Den bis dato höchsten Gegenständen der Philosophie – genauer: der sogenannten *metaphysica specialis* – bescheinigte Kant ihre endgültige Unerkennbarkeit. Gott, Freiheit und die Zukunft der Seele bleiben zwar für Kant notwendige, weil regulative Ideen der Erkenntnis, aber eben doch nur Ideen. Gleichwohl hat Kant selbst sich nicht bei diesem negativen Ergebnis beschie-

den. Insbesondere hinsichtlich der Idee der Freiheit meinte er nun doch Bestimmteres sagen zu können und zu müssen, als nur unbestimmt mit der Achsel zu zucken. Denn wie sollte man von einem menschlichen Wesen erwarten oder auch verlangen können, moralisch zu handeln, wenn man nicht die Kompetenz und Fähigkeit dazu, mithin seine Freiheit und die Verantwortlichkeit für sein eigenes Tun oder auch Lassen, voraussetzen darf? Und von denjenigen Wesen, denen die Eigenschaft der Freiheit – wie immer wieder voreilig die Grenzen ihrer Wissenschaft überschreitende Naturwissenschaftler meinen – abgesprochen werden muss, zugleich zu verlangen, eigenverantwortlich zu handeln, wäre eine überaus unsinnige Forderung, wenigstens ein eklatanter performativer Widerspruch. Ohne Freiheit zuerst, auch keine Moral.

Es ist nun ein erstaunliches Ergebnis der praktischen Philosophie Kants, dass sie die Erkenntnis der Freiheit des Menschen und seine Selbsterkenntnis als einem moralischen Wesen unabtrennbar miteinander verbunden hat. Nur weil der Mensch sich a priori, d. h. aus Vernunftprinzipien und nicht aufgrund seiner Erfahrungen, als seinen Mitmenschen gegenüber verpflichtet erkennt, kann und darf er die eigene Freiheit als Grundlage (*ratio essendi*) dieser Verpflichtung voraussetzen. Insofern lässt sich auch sagen: Ohne Moral zuerst (als *ratio cognoscendi*) keine Freiheit.

Selbstverständlich kann für Kant eine solche Begründung der Moral nur a priori geschehen. Wenn danach gefragt wird, was man tun *soll*, dann kann sich die Begründung der Maximen oder Prinzipien dieses Sollens nicht nach faktisch in der Erfahrung Vorliegendem oder Gegebenem richten. Denn diese Prinzipien sollen selbst und gerade auch dann Gültigkeit haben, wenn noch nie ein Mensch nach ihnen gehandelt hätte. Insofern ist ein apriorischer Begründungsanspruch in der Tat unvermeidlich, weil im Wesen der Moralphilosophie selbst begründet.²⁴ Nun bedeutet diese Forderung einer apriorischen Begründung der Moral jedoch keineswegs, auch bei Kant nicht, dass die Frage nach der Richtigkeit bzw. ethischen oder sittlichen Relevanz des Handelns *von* der Erfahrung und damit von der Möglichkeit der Verwirklichung moralischer Maximen abgetrennt werden könnte. Denn ohne alle Zweck-

²⁴ Nur *aus* der Erfahrung gezogene bzw. empirisch abstrahierte Regeln des Verhaltens (als vorgefundene Konventionen oder Üblichkeiten) bleiben immer unzulänglich. Dies wäre auch ein falscher methodischer Zugang, denn praktische Regeln – nicht einmal die Verkehrsregeln – sind primär nicht einfach vorfindliche, sondern gesetzte.

beziehung könnte Kant zufolge gar keine sittliche Handlung stattfinden, und es könne der Vernunft unmöglich gleichgültig sein, was denn aus unserem moralisch gebotenen rechten Handeln herauskomme.²⁵ Kant bezeichnete das Ziel bzw. den Zweck der zu verwirklichenden Sittlichkeit als das „höchste Gut“. Während der kategorische Imperativ bzw. das moralische Gesetz fordert, den anderen Menschen – so wenig wie sich selbst – nicht bloß als Mittel für eigene Zwecke zu instrumentalisieren, sondern immer auch als einen *Zweck an sich selbst* zu betrachten, entspräche das zu verwirklichende „höchste Gut“ einem Zustand von Staat und Gesellschaft, in der sich menschliche Würde und menschliches Glück nicht mehr länger antagonistisch ausschließen.

Zweifellos besitzt dieser Kantische Gedanke ein utopisches Moment – ebenso wie etwa seine Idee des „Ewigen Friedens“, der durch die Institution eines weltübergreifenden republikanischen Staatenbundes zu gewährleisten wäre, und nicht die NATO, sondern die UNO läge auf der Linie der Kantischen Vorstellungen. Die pragmatischen, politischen wie ökonomischen Schwierigkeiten, denen die Verwirklichung der Idee einer globalen Sicherung des Friedens und der Wohlfahrt ausgesetzt sind, hat Kant wohl ebenso wenig voraussehen können wie die unfassbare Dimension von Unmenschlichkeit und Grausamkeit, wie sie im 20. Jahrhundert mit seinen Kriegen und der Auslöschung ganzer Ethnien zu Tage kam. War die Zerstörung Lissabons durch ein Erdbeben Mitte des 18. Jahrhunderts ein Schock für die gerade am Horizont der Geschichte sich abzeichnenden Anfänge der ersten, bürgerlichen Epoche der Aufklärung, so zerbrach im 20. Jahrhundert – mit Auschwitz und Hiroshima – wohl auch die letzte metaphysische Hilfskonstruktion des Vertrauens an eine im Weltlauf sich verwirklichende objektive Vernunft als Zusammengehen von Freiheit und Moral. Vor diesem Hintergrund der sich immer weiter öffnenden Kluft von normativen Ansprüchen und sich verwirklichender Unvernunft hat sich das Denken der Autoren der *Dialektik der Aufklärung* entwickelt. Auch und

²⁵ Auch wenn diese Zweckbeziehung für Kant nicht der „Bestimmungsgrund der Willkür“, sondern allein „als Folge“ gedacht werden kann. (vgl. Kant, 1793/94/1968, S. 650): „So bedarf es zwar für die Moral zum Rechthandeln keines Zwecks, sondern das Gesetz, welches die formale Bedingung des Gebrauchs der Freiheit überhaupt enthält, ist ihr genug. Aber aus der Moral geht doch ein Zweck hervor; denn es kann der Vernunft doch unmöglich gleichgültig sein, wie die Beantwortung der Frage ausfallen möge: was dann aus diesem unserm Rechthandeln herauskomme, und worauf wir, gesetzt auch, wir hätten dieses nicht völlig in unserer Gewalt, doch als auf einen Zweck unser Tun und Lassen richten könnten, um damit wenigstens zusammenzustimmen.“ Insofern ist der seit und insbesondere von Hegel erhobene Vorwurf der Leerheit des Kantischen Sittengesetzes unbegründet.

gerade hinsichtlich ihrer gewiss unverzichtbaren und insofern normativen Ansprüche kann sich die von Horkheimer und Adorno geforderte Selbstreflexion der Vernunft nicht abdichten gegen den Prozess der Weltgeschichte und die Erfahrungen dessen, was Natur und Geschichte mit dem Menschen gemacht und Menschen gegenseitig sich angetan haben.

Wenn in Adornos *Negativer Dialektik* deshalb die neue Form eines kategorischen Imperativs vorgeschlagen wird – von Hitler „den Menschen im Stande ihrer Unfreiheit aufgezungen“ –, nämlich „ihr Denken und Handeln so einzurichten, dass Auschwitz sich nicht wiederhole, nichts Ähnliches geschehe“, so hat man hier einen deutlichen Ausdruck dessen, was die Negativität dieser kritischen Theorie besagt. Diese Negativität ist keineswegs zynische Schwarzmalerei oder -seherei, sondern das methodisch reflektierte Bewusstsein darüber, dass eine Philosophie, wenn sie ihre Zeit in Gedanken fassen soll, zum einen nicht mehr so tun kann, als wäre die Welt und was sie zusammenhält – trotz allem – im innersten noch in Ordnung, und zum anderen bezüglich der Komplexität und dem Anspruch, den sie gegenüber ihrem Gegenstand erhebt, hinter diesem nicht zurückbleiben darf. „Der Theorie bleibt ihr Entstehungskontext nicht äußerlich, sie nimmt ihn reflexiv in sich auf.“ (Habermas, 1985, S. 10) Gerade wenn Philosophie – und zwar seit der Antike – die ethische oder, berücksichtigt man den genannten Vorbehalt Adornos, moralphilosophische Frage nach dem guten oder richtigen Leben zum Brennpunkt ihrer Betrachtungen macht, darf sie von ihrer Einbezogenheit in das „beschädigte Leben“ nicht absehen. Unreflektiertheit ist so wenig eine Tugend wie die Dialektik der Lebenswelt zu einer solchen schon führt. Die Perspektiven eines richtigen Lebens ergaben sich für Adorno daher nur aus der kritischen Reflexion des falschen. Das falsche Leben lässt sich an seinen Antagonismen erkennen, während das richtige wiederum das falsche wäre, wäre es aus diesen schlicht ableitbar. Das Vertrauen in einen Automatismus des Fortschritts, in die bei Hegel so genannte List der Vernunft bzw. in die invisible hand als ihr ökonomisches Pendant, ist unwiderruflich verloren. Weder in der Geschichte noch in anderen Sphären, sei es Kultur, Technik oder Sprache, ist mit einem Automatismus der Vernunft zu rechnen, in den das Bessere immer schon eingebaut und deshalb nur noch herauszuziehen sei. Es gibt keine Garantie dafür, dass Geschich-

ten immer gut ausgehen, auch nicht *die* Geschichte. Aber auch die Geschichte – als Kollektivsingular – ist nur deshalb eine, weil in ihr Geschichten, und das sind immer auch die Biographien der Einzelnen, sich verflechten und bündeln.

In seinen Vorlesungen mit dem Titel *Zur Lehre von der Geschichte und von der Freiheit* hebt Adorno insbesondere dieses Moment der Vermittlung des Allgemeinen in jedem Einzelnen hervor: Das „Über-die-Köpfe-hinweg-sich-Durchsetzen“ des Allgemeinen sei immer auch und zugleich ein „durch“ die Einzelnen „hindurch sich Durchsetzen-des“. (Adorno, 1964/2001, S. 39)²⁶ (Wenn es in jedem Einzelnen den Punkt der Vermittlung von Individuellem und Allgemeinem gibt, dann wäre hier, und wo auch anders, der Ansatzpunkt dafür, dass eine bewusste Reflexion des Allgemeinen in den einzelnen Subjekten auch zu einer solchen Modifikation des Allgemeinen führen kann, die einem jeden Einzelnen auch gerecht werden könnte. A priori wenigstens wäre das nicht auszuschließen. Insofern wäre die benötigte zweite Aufklärung nicht bloß eine Sache der Theorie, sondern ebenso eine der gesellschaftlichen Praxis. Diese machen wir in der Tat selbst, wie nach Vico auch ihre Geschichte, wenn auch nicht schon unter frei gewählten Umständen und Bedingungen. Dass wir aber zumindest erkennen, vielleicht sogar ändern können, was an ihr falsch läuft, das war die durchaus zugestandene Hoffnung der Kritischen Theorie. Insofern jedoch dieser Prozess für sie „noch nicht von vornherein entschieden“ (vgl. Horkheimer/Adorno, 1947/2001) und deshalb für eine Zukunft, die sie ihm lässt, auch offen ist, wäre ihre Ethik eine negative. Nicht die vorweggenommene, sondern eine selbst noch zu bestimmende Zukunft wäre dasjenige, was eine jede gegenwärtige Generation der kommenden nicht schaffen, sondern vor allem lassen sollte.

Der in dem Axiom, der Mensch mache die Geschichte, gelegene Anspruch oder diese „Erhebung“, wie Blumenberg es nennt, sei „weitgehend eine negative gewesen“, die man auf die rhetorische Formel bringen könne: „wer denn auch sonst?“ (Blumenberg, 1986, S. 244) Die Geschichte aber „statt eines anderen ‚machen‘ zu können“, hieße dann, so Blumenberg, „nichts anderes, als auch für sie der Norm der Herstellung in Lebenszeitmaßen zu genügen“. (ebd. S. 264) Die Frage

²⁶ Vgl. auch S. 42. Eben dies hat Sonnemann als den – psychohistorisch zu konkretisierenden – Grundgedanken seiner *Negativen Anthropologie (Vorstudien zur Sabotage des Schicksals)*, Reinbek bei Hamburg 1969) angesehen.

aber ist, ob nicht die von Blumenberg gerade herausgestellte Kluft zwischen Lebenszeit und Weltzeit diesen Anspruch ad absurdum führt, ob nicht die universalgeschichtlich vorgestellte Lösung der projizierten Listigkeit des Weltgeschehens mit finaler Zeitcharakteristik nur das Surrogat für den lebenszeitlich unerfüllbaren Anspruch darstellt und statt einer dem Prozess selber zugeschriebenen Zweckbestimmtheit nicht ein ebenso listiger, weil täuschender *genius malignus* (ebd. S. 265) eine sinnvolle Bestimmung individueller Lebenszeitmaße und -erwartungen nicht nur ironisiert, sondern sogar lächerlich macht. Die geschichtsphilosophische Externalisierung der lebensgeschichtlich versagten Zweckbestimmtheit wiederum zu internalisieren ist auch keine Lösung, sondern bestenfalls der Ausdruck einer gelungenen Verdrängung des Problems.

Wenn aber Geschichte, Blumenberg zufolge, gerade durch die „Trennung“ von (lebenszeitlicher) „Erwartung“ und (weltzeitlicher) „Erfahrung“ definiert wird, ja wenn Geschichte selber diese Trennung sogar „ist“, (ebd. S. 66) dann hätte man auch den Prozess selbst, als der Geschichte erst im Nachhinein sich begreifen lässt, auf diese Trennung und d. h. Unterschiedenheit rückzubeziehen. Die so nur retrospektiv als Kluft erfahrbare Täuschbarkeit wie Enttäuschbarkeit von lebenszeitlichen Erwartungen muss ja nicht notwendigerweise und wiederum mit heilsnotwendigen oder defätistischen Versatzstücken überdeckt werden. Wenn der als Geschichtsprozess sich objektivierende „Eigensinn“ der Welt“ immerhin erfahrbar, und d. h. vor allem erinnerbar bleiben muss, weil anders sich die lebenszeitlichen Erwartungen ihm gegenüber gar nicht profilieren können, so kann die Trennung, die für Blumenberg Geschichte selber ist, keine absolute sein.

Dass Lebenszeit und Weltzeit nicht identisch oder schlicht identifizierbar sind, bedeutet nicht, dass sie sich – zumindest was die Zeit der Geschichte der Menschen, aber wer weiß, vielleicht sogar die der Natur betrifft – völlig disparat zueinander verhalten. Wenn die geschichtliche Weltzeit durch individuelle wie gesellschaftlich-epochale Lebenszeiten, durch individuelle Köpfe und kollektive Handlungen immer auch hindurchgehen muss, und zwar selbst dann, wenn sie diese nur listig oder ironisierend durchzieht, dann ist bei diesem in Biographien sich konkretisierenden Durchgang wenigstens prospektiv und a priori gar nicht auszuschließen, dass er sich dabei auch selber modifiziert. Die von

Blumenberg aufgewiesene Trennung, die Geschichte selber sei, schließt prospektiv eine Indeterminiertheit des Verlaufsganzen gar nicht aus. Sofern aber gerade diese Indeterminiertheit sich wiederholen muss, wenn der Prozess der Geschichte einer mit Zukunft sein und bleiben soll, wäre die seit Vico zur Diskussion stehende Machbarkeit von Geschichte stets gebunden an das Moment des Unverfügbaren, das in der Abfolge von Lebenszeiten in der je erst noch kommenden Generation bereits präsent ist. Eine moralische Verantwortung für diese gibt es aber immer nur in der Gegenwart, und die lebenszeitlichen Erwartungen kommender Generationen vorab final determinierten Pro- oder auch Regressionen, mithin als schicksalhaft sich gebenden Zwangsläufigkeiten zu unterwerfen, wäre verantwortungslos.

Walter Benjamin bezeichnete es einmal als „eine höchste moralische Aufgabe des Menschen“, „die Zeit auf seine Seite zu bringen“. (Benjamin, 1972, S. 1199)²⁷ Das war auch als Kritik an jenen mythologischen Zeitverhältnissen gemeint, die dem Menschen die Zeit nur geben, indem sie ihnen sie nehmen. Der unverzichtbare – wenn auch oft nur beschworene – Rekurs auf die Würde des Menschen ist der auf eine Unantastbarkeit. Die rhetorische Kurzformel wäre also hier: die Finger davon zu lassen, denn jede Instrumentalisierung bedeutet gerade die Unterordnung des anderen unter die eigenen Zwecke. Was aber nur Mittel für anderes ist, das hat auch eine Zukunft nur als mediatisierte Vergangenheit für ein anderes, selber insofern keine.

So komplex und schwierig sich das Verhältnis von Zeit und Moral auch gestalten mag, der von Kant als kategorisch ausgewiesenen Forderung, den Anderen niemals bloß als Mittel, sondern immer auch als Zweck, als Selbstzweck anzusehen und eben auch entsprechend zu behandeln, ist geschichtsphilosophisch nur durch die Anerkennung einer Zukunft gerecht zu werden, die gerade nicht die eigene, nicht mehr die uns verfügbare ist. Und auch so, ja vielleicht allererst so ließe sich dem Axiom der Machbarkeit der Geschichte noch ein Sinn abgewinnen: nicht in dem einer Herstellung, als hätte man es mit der Einrichtung einer durch Überlänge ausgezeichneten Produktionsstraße – vom Sündenfall zum Kassensturz – zu tun, sondern im Sinne einer Tätigkeit als Praxis, die als eine in sich selbst zweckmäßige nicht wiederum Mittel

²⁷ Vgl. auch H. Eidam, *Discrimen der Zeit. Zur Historiographie der Moderne bei Walter Benjamin*, Würzburg 1992.

zu etwas anderem, insofern als verantwortungsbewusste zu vollziehen und, weil menschliches Handeln sich auf ein instrumentelles nicht beschränkt, wenigstens nicht beschränken muss, auch machbar ist. Geschichtsphilosophisch verantwortungslos wäre ein Handeln, das die Verantwortung auf Geschichte abschiebt, statt die eigene in ihr – in spezifischen Situationen – konkret wahrzunehmen.

Das Versprechen, den anderen nicht totzuschlagen, war der erste Schritt, den rechtsphilosophisch fingierten Naturzustand zu verlassen. Diese nach Hannah Arendt aus Herrschaftsverhältnissen unableitbare Souveränität des Menschen, die performativ in Verzeihen und Versprechen ihren Ausdruck finde, (Arendt, 1981, S. 240 f.) ist die Achtung vor der Zukunft des anderen Menschen, seiner Natalität²⁸, ein Respekt, der in seiner ursprünglichen Negativität eine durchaus positive, weil nicht allein selbstbezügliche Handlungsorientierung darstellen kann. Nur über eine solche im Handeln präsente und zugleich, weil nicht die eigene: *unverfügbare* Zukunft öffnet sich erst jener sogenannte Raum der Geschichte, oder genauer: die *Zeit für eine Geschichte*.

Denn nur in diesem Handeln kann die Geschichte auch noch eine werden, die nicht immer bloß die autopoietische Resultante des ironischen Zusammenspiels der blinden Kräfte und insofern gar keine ist.

Es liegt kein Widerspruch darin zu sagen, dass sich dadurch, dass man nicht tut, was man kann, auch Geschichte machen lässt. Nur so, in diesem praktischen Sinne, wäre vielleicht auch der Illusion und der aus ihr genährten Gefahr zu entgehen, den projizierten Eigensinn der Weltzeit lebenszeitlichen Zwecken subsumieren zu wollen. Dass es aber zur Charakteristik des eigensinnigen Weltgeistes gehöre, wie Hegel einmal bemerkt, sich nicht durch partikuläre Interessen ganzer Generationen instrumentalisieren zu lassen, diese zugegebenermaßen höchst ambivalente List der Vernunft könnte im Zeitalter der sich instrumentell missverstehenden fast schon wieder tröstlich sein.

²⁸ „Überläßt man die Angelegenheiten der Menschen sich selbst und greift nicht in sie ein, so können sie nur dem Gesetz folgen, das das Leben der Sterblichen beherrscht und sie von der Stunde der Geburt unabwendbar dem Tode zueilen läßt. Es ist genau an dieser Stelle, daß das Vermögen zu handeln einsetzt; es unterbricht den automatischen Ablauf des Alltäglichen [...] Naturwissenschaftlich gesprochen, ist es das ‚unendlich Unwahrscheinliche‘, das sich hier mit einiger Regelmäßigkeit immer wieder ereignet. [...] Das Wunder, das den Lauf der Welt und den Gang menschlicher Dinge immer wieder unterbricht und vor dem Verderben rettet, das als Keim in ihm sitzt und als ‚Gesetz‘ seine Bewegung bestimmt, ist schließlich die Tatsache der Natalität, das Geborenssein, welches die ontologische Voraussetzung dafür ist, daß es so etwas wie Handeln überhaupt geben kann. [...] Das ‚Wunder‘ besteht darin, dass Menschen überhaupt geboren werden, und mit ihnen der Neuanfang, den sie handelnd verwirklichen können kraft ihres Geborensseins.“ (Ebd., S. 242 f.)

Literatur

- Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt a. M. 1983
- Adorno, Theodor W.: *Negative Dialektik*, Frankfurt a. M. 1966
- Adorno, Theodor W.: *Probleme der Moralphilosophie* (1963), hrsg. v. Thomas Schröder, Frankfurt a. M. 1996
- Adorno, Theodor W.: *Zur Lehre von der Geschichte und von der Freiheit* (1964/64), hrsg. v. Tiedemann, Rolf, Frankfurt a. M. 2001
- Arendt, Hannah: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München 1981
- Bacon, Francis: *Neu-Atlantis*, Stuttgart 1982
- Benjamin, Walter: *Gesammelte Schriften*, Frankfurt a. M. 1972 ff., Bd. II.
- Blumenberg, Hans: *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt a. M. 1986
- Eidam, H.: *Discrimen der Zeit. Zur Historiographie der Moderne bei Walter Benjamin*, Würzburg 1992.
- Habermas, Jürgen: „Die Verschlingung von Mythos und Aufklärung. Bemerkungen zur Dialektik der Aufklärung – nach einer erneuten Lektüre“, in: Karl-Heinz Bohrer (Hrsg.) *Mythos und Moderne. Begriff und Bild einer Rekonstruktion*, Frankfurt a. M. 1983
- Habermas, Jürgen: *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*, Frankfurt a. M. 1988
- Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd. 2., 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1985,
- Horkheimer, Max, Adorno, Theodor W.: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt a. M. 2001 (1. Aufl. Amsterdam 1947).
- Kant, Immanuel: *Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft* (1793/94), Werkausgabe, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. VIII, Frankfurt a. M. 1968, (BA IV f.)
- Sonnemann, Ulrich: *Negative Anthropologie (Vorstudien zur Sabotage des Schicksals)*, Reinbek bei Hamburg 1969
- Tournier, Michel : *Vendredi ou les limbes du Pacifique*, Paris 1967; dt. Übers. v. Herta Osten: *Freitag oder Im Schoß des Pazifik. Roman*, Berlin/Weimar 1984
- Tugendhat, Ernst: *Vorlesungen über Ethik*, Frankfurt a. M. 1993

Gergely Fábián

Globalisierung. Im Wirrwarr des gesellschaftswissenschaftlichen Begriffsdschungels

Vorwort

In der zentralen Szene des Filmes „Wall Street“ von Oliver Stone beobachtet der Hauptdarsteller Gordon Gecco als mächtigster Börsenmakler aller Zeiten am Fenster seines Büros die Menschenmenge, die in der New Yorker Innenstadt auf den Straßen wogt, und belehrt seinen jungen Schüler, der wissen will, wie man das große Geld verdienen kann, mit folgenden Weisheiten:

„Sie (die Menge auf der Straße) meinen, dass sie in einer Demokratie leben. Sie denken, dass sie die Regeln bestimmen können. Und das ist gut so. Aber nicht sie, sondern wir entscheiden, wo Frieden herrscht, wo Krieg ausbrechen wird, wie die Politik sich benehmen soll. Wir regieren die Welt.“

Diese Sätze bedeuten nicht, dass der Regisseur der Meinung ist, dass die Welt durch eine kleine Oligarchie oder durch eine ökonomische Verschwörung der Mafia geregelt ist, wie dies in mehreren Filmen von Oliver Stone dargestellt wird. Aber Ende der Siebzigerjahre, als der Film gedreht wurde, bemerkte er, dass sich in der westlichen Welt etwas irreversibel verändert hatte.

Einige Jahre später, 1995, fand ein Kongress in San Francisco, im berühmten Fairmont Hotel statt. Er wurde von Mikhail Gorbatschow mit dem Ziel einberufen, über die ökonomische und gesellschaftliche Zukunft unserer Welt zu diskutieren. Die Teilnehmer, die seiner Einladung folgten, waren die reichsten und mächtigsten Vertreter des ökonomischen und politischen Lebens unserer Zeit. Die endgültige und einheitliche Stellungnahme des Kongresses über die Zukunft der Weltgesellschaft war die so genannte „20 zu 80 Gesellschaft“. Laut der Aussagen der Teilnehmer werden in der nahen Zukunft zwanzig Prozent der arbeitsfähigen Weltbevölkerung ausreichen, um die Weltökonomie in Schwung zu halten. Mehr Arbeitnehmer braucht die zukünftige weltökonomische Produktion nicht.

Auch John Gage, Topmanager der amerikanischen Sun Microsystems, prognostiziert die Entlassung von Tausenden. Auf die Frage, wie viel Arbeitnehmer er tatsächlich braucht, antwortete er: „Höchstens sechs- oder achttausend. Momentan beschäftigen wir 16.000 Arbeitnehmer. Abgesehen von einer Minderheit werden wir sie entlassen.“²⁹

Die Teilnehmer des Kongresses überraschte dies nicht. Sie wussten schon seit Jahren, dass die Globalisierung der Ökonomie, die technologische Entwicklung der Produktion eine große Zahl der Arbeitnehmer überflüssig machen wird. Die wichtigste Frage des Kongresses war nicht diese, sondern das Problem, was die ohne Arbeit lebende Bevölkerung, also die gesellschaftlich Überflüssigen, machen soll.

Nach dem alten Rezept des römischen Kaisertums sieht der amerikanische Politologe Zbigniew Brzezinski im „tittytainment“³⁰ die einzige Lösung. Wenn das Volk Brot und Zirkus bekommt, wird es nicht gegen die Macht revoltieren. Im Zeitalter der Globalisierung ist es leicht, durch die Medien den Zirkus dem Volk anzubieten.

Andere Teilnehmer des Kongresses waren der Meinung, dass die Nichtbeschäftigten in der Zivilgesellschaft, in den Zivilorganisationen und Bürgerinitiativen ihre gesellschaftliche Rolle wieder finden werden. Der Zukunftsforscher John Naisbit war nicht so optimistisch. Nach seiner Aussage werden die postindustriellen Gesellschaften mit einer massenhaften Armut konfrontiert. Die Frage ist, ob die Geschichte der letzten 40–50 Jahre, die Geschichte des Sozialkapitalismus, des Sozialstaates nur ein kurzer und vergesslicher Abschnitt war, oder durch einen neuen gesellschaftlichen Konsens weiter existieren kann, wenn auch nicht unverändert.

Der Prozess der Globalisierung steht heute im Mittelpunkt des wissenschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Interesses. Um einige Beispiele zu erwähnen: der Linguist Noam Chomsky schreibt über die wirtschaftliche Gewalt, der bekannte deutsche Publizist Jürgen Roth über das Ende des Wohlstands, die französische Schriftstellerin Viviane Forrester über den ökonomischen Horror, Pierre Bourdieu über

²⁹ Zu den Einzelheiten des Kongresses siehe das Buch von Hans-Peter Martin und Harald Schumann: Die Globalisierungsfälle. Der Angriff auf Demokratie und Wohlstand. Hamburg, Rowohlt 1996. Auf ungarisch: Perfekt, Budapest 1998. Das Zitat stammt aus der ungarischen Veröffentlichung. Dort Seite 12.

³⁰ Eine Zusammensetzung der englischen Wörter „entertainment“ und „tits“. Der Begriff, der sich nach 1995 etablierte, wurde von Brzezinski erfunden.

das Elend der Welt. Trotz der verschiedenen Themen gleichen sich diese Publikationen in der Konklusion: Die Globalisierung der Ökonomie schafft eine neue Situation in den westlichen Demokratien, die nicht nur als ein Systemwechsel des bisherigen Kapitalismus aufgefasst werden kann, sondern als eine Gefahr, die die demokratischen Traditionen der westlichen Gesellschaften erodieren kann.³¹

Die Thematisierung der Globalisierung in den Gesellschaftswissenschaften

Die Zahl der Publikationen, die sich mit dem Prozess der Globalisierung beschäftigen, ist in den letzten Jahren stark gewachsen. Viele definieren merkwürdigerweise die Globalisierung nicht, analysieren dennoch einige oder mehrere Elemente, Ebenen oder Auswirkungen dieses Prozesses.

Wie Barnet und Cavanagh beschreiben, ist das Wort „Globalisierung“ das Modewort der Neunzigerjahre, obwohl niemand weiß, was das Wort eigentlich bedeutet. (Barnet-Cavanagh, 1994: 14) Der Begriff hat eine erstaunliche Karriere hinter sich. Ursprünglich Mitte der Achtzigerjahre im Managementbereich internationaler Konzerne entstanden (Ohmae, 1985) wurde er in etwa zehn Jahren das Modewort der Gesellschaftswissenschaften und der Medien.

Für mehrere Verfasser ist die Globalisierung gleich lautend mit der Globalisierung der Ökonomie. Auch die „offizielle Definition“ des IMF aus dem Jahre 1995 betont dieses Element. „Die Globalisierung ist eine immer stärker werdende ökonomische Abhängigkeit der Länder der Welt durch die Produktion der Güter und Dienstleistungen, die internationale Kapitalströmung und die Verbreitung der sich immer rascher entwickelnden Technologie.“

Ähnlich formuliert der Ökonom Harris. Er hebt hervor, dass die Globalisierung durch die Internationalisierung der Produktion entstanden ist, des Vertriebs und Marketings von Gütern und Leistungen. Er fügt hinzu, dass die wichtigsten Akteure dieses Prozesses die transnationalen Unternehmen sind, deren Tätigkeit zu einer rapiden technolo-

³¹ Siehe dazu:

1. Noam Chomsky (1995): *Wirtschaft und Gewalt*. München: DTV
2. Jürgen Roth (1997): *Absturz. Das Ende unseres Wohlstandes*. München: Piper
3. Viviane Forrester (1996): *L'horreur Économique*. Paris: Fayard
4. Pierre Bourdieu (1997): *Das Elend der Welt*. Konstanz: UVK

gischen Entwicklung und zur Reduktion der Speditionskosten geführt hat. (Harris, 1993: 755) Als ein abstraktes Beispiel können die Theorien von Hirst und Thompson (1996) gelten, die idealtypische Modelle einer „internationalen“ und einer „globalisierten“ Ökonomie entwickeln. Während im ersten Fall ökonomische Transaktionen noch zwischen distinkten nationalen Einheiten ablaufen, zeichnet sich das zweite Modell durch globale Produktions- und Marktbeziehungen aus, die die Staatsgrenzen als Interaktionsschwellen vollständig überwunden haben. International agierende Firmen sind darüber hinaus in einer globalisierten Ökonomie insofern tatsächlich transnational und nicht lediglich multinational, als sie keinerlei Bindung an eine Heimatbasis haben und hochmobiles Kapital darstellen. Aus dieser Sicht stellt sich Globalisierung als ein Prozess der Entwicklung der Weltwirtschaft in Richtung zum Idealmodell einer globalisierten Ökonomie dar.

Auch ein erheblicher Teil der neo-marxistisch inspirierten Literatur sieht in der Globalisierung die Entstehung eines neuen globalen Kapitalismus, dessen typische Kennzeichen transnationale Unternehmen sind. (Altwater-Mahnkopf, 1996) Zwar wird häufig keine kohärente, analytische Definition der Globalisierung entwickelt, die Begriffsbestimmung ergibt sich jedoch vielfach indirekt aus einer Phänomenologie der „Globalität“, die ebenfalls sehr stark auf ökonomische Entwicklungen ausgerichtet ist. (Narr-Schubert, 1994) Globalisierung erscheint dabei im Wesentlichen als sich global ungehemmt durchsetzender Kapitalismus, der sich innerhalb der letzten zwanzig Jahre als Globalisierung des Kapitals in spezifischer Weise radikalisiert habe. (Hirsch, 1995)

Auch in der Definition von Ohmae ist die ökonomische Entwicklung der entscheidendste Faktor. Er betont zugleich die Mobilität des Kapitals und der Informationen als ganz neue Elemente der Produktion und die internationale Konvergenz der Verbraucherpräferenzen. Zusammenfassend schreibt er über die vier „I“-s: „industry, investment, individuals and information“. Seiner Meinung nach leben wir in einer Welt, in der keine Grenzen existieren, der Nationalstaat reine Fiktion ist und die Politiker ihre Macht verloren haben. (Ohmae, 1995)

Auf dem Begriff Internationalisierung beruht die Definition von Simai. Er hebt hervor, dass ausgehend von der Internationalisierung, zwei Prozesse existieren. Einerseits der Prozess der Globalisierung, andererseits der der Transnationalisierung. Globalisierung bedeutet die Libera-

lisierung der Weltökonomie und die Vermehrung der internationalen Kontakte. Transnationalisierung bedeutet die Entstehung des globalen Finanzmarktes und der transnationalen Unternehmen. (Simai, 1997)

Die Internationalisierung ist der Schlüsselbegriff auch bei Tóth und Borbély. Sie sind der Meinung, dass die Internationalisierung die Grundtendenz ist, die sich seit der Zeit der Kolonialisierung entwickelt hat. Die Globalisierung ist eine neue Phase dieser Entwicklung, die seit Ende der Siebzigerjahre einerseits qualitativ, andererseits auch quantitativ neue Formen der kapitalistischen Produktion ins Leben gerufen hat. Diese neue Phase charakterisieren die Revolution der Wissenschaft und die technologische Entwicklung, die schon in der nahen Zukunft zu neuen Formen der Globalisierung führen werden. (Borbély, 1996)

Die ungarischen Ökonomen Árva und Diczházi definieren ähnlich, wenn sie über die Globalisierung als eine neue Epoche der ökonomischen und kulturellen Produktion schreiben. In dieser Auffassung ist die Internationalisierung in den letzten Jahrzehnten das Zeitalter einer „Vor- oder Präglobalisierung“. Das bedeutet, dass früher ein Prozess der internationalen Gleichschaltung in Form der Ausdehnung des Welt-handels lief. Heutzutage ist eine Gleichschaltung der Ökonomie und der Kultur zu beobachten. Sie heben hervor, dass sich, mindestens in zwei Formen, auch die Struktur des Besitzes verändert hat. Einerseits sind wir einer Epoche sehr nahe, in der die Hälfte der Produktionskapazität nicht von einheimischen, sondern von international eingetragenen Besitzern gelenkt wird. Andererseits läuft in der Welt ein Prozess, in dem der größte Teil der kulturellen Güter durch einen sehr engen Kreis von Unternehmen und Besitzern produziert wird. Die Verfasser heben hervor, dass die Kulturindustrie, etwa im Sinne von Adorno und Horkheimer, ein bedeutender Faktor der Produktion wurde, die zu einer internationalen Homogenisierung führt. (Árva-Diczházi, 1998)

Mit dieser Definition kommen wir zu einer zweiten Gruppe der Definitionen, deren Ausgangspunkt die ökonomische Globalisierung ist. Sie erweitern aber den Begriff mit anderen Dimensionen.

Zuerst soll man die Gedanken von Georg Soros zitieren, der in seinem Buch „The Crisis of Global Capitalism-Open Society Endangered“ die Rolle der uneingeschränkten Kapitalströme hervorhebt. Das Kapital genießt heutzutage eine privilegierte Situation, agiert ohne Grenzen, beeinflusst die ökonomische Situation der Welt und der einzelnen Län-

der. Die globalen Geldmärkte sind weder von nationalen noch von internationalen Institutionen lenkbar. Die Entwicklung der globalen Ökonomie verlief nicht parallel mit der Entwicklung der Gesellschaften. Politik und Sozialwesen blieben im Rahmen der Nationalgesellschaft. Die internationalen Gesetze oder Institutionen existieren zwar, sind aber nicht stark genug, um ökonomische oder gesellschaftliche Probleme lösen zu können. Der globale Kapitalismus ist ein regierungsseitiges System, ist aber unvollkommen, weil er nur die ökonomischen Funktionen lenkt. Das gefährdet die anderen Funktionen der Gesellschaft. In der Auffassung von Soros wird die „offene Gesellschaft“, deshalb scheitern. Dieses Scheitern ist unberechenbar, es kann eine weltweite Katastrophe hervorrufen. (Soros, 1999)

In der Auffassung von Soros verfügt das „fliegende Kapital“ über eine ökonomische, aber auch eine politische Macht. Die Macht ist der Zentralbegriff auch bei David C. Korten. In seiner Analyse ist die Macht nicht in der Hand des Kapitals oder „gut erkennbaren Kapitalisten“, sondern in den Händen der transnationalen Unternehmen, deren Besitzer oft unsichtbar sind, weil sie in Form von Aktiengesellschaften existieren. Er hebt hervor, dass wir die Kontrolle über das Kapital, über das globale System des Kapitalismus verlieren. So wird der Kapitalismus nicht nur den Kommunismus besiegen, sondern auch den Markt und die Demokratie. „Die ökonomische Globalisierung nimmt die Macht aus den Händen der für die Wohlfahrt verantwortlichen Regierungen, gibt sie an eine Hand voll transnationaler Unternehmen und finanzieller Institutionen weiter, deren einziges Ziel der kurzfristige Gewinn ist.“ Dieser Prozess verdichtet eine stark konzentrierte ökonomische und politische Macht in den Händen einer kleinen Elite. (Korten, 1995: 28)

Die Herausbildung dieser neuen Elite steht im Mittelpunkt der Analyse von Csaba Vass. Zu dieser Gruppe gehören einerseits die Leiter, Manager und führende Angestellten der transnationalen Unternehmen, deren Aktienbesitzer, andererseits aber auch Politiker, „Mediengurus“, Journalisten, Wissenschaftler (vor allem Ökonomen), die die Ideologie der Globalisierung entwickeln. Sie sind also an der Aufrechterhaltung des Systems interessiert. Vass nennt diese Elite Globalokratie. Ein interessantes Merkmal der Globalokratie ist, dass ihre Mitglieder überall auffindbar sind, wo das globale Kapital schon existiert, d. h., dass die

frühere nationale oder lokale Elite nach ihrer Integration in das neue System häufigere und intensivere Kontakte mit dem globalen System hat als mit dem einheimischen. Diese Elite trennt sich von ihren früheren Rollen und Funktionen, weil sie aus existenziellen und/oder ideologischen Gründen am globalen Teil der Ökonomie interessiert ist. (Vass, 1997) Aufgrund dieser Situation nennt Iván Szelényi den heutigen Kapitalismus Managerkapitalismus. (Szelényi, 1996) Auch Daniel Bell spricht über eine neue Klasse der Experten in der postindustriellen Gesellschaft. (Bell, 1991) Robert Reich beschreibt diese Gruppe der neuen globalen Elite als symbolische Analytiker. (Reich, 1996)

Pierre Bourdieu spricht über ein neues Zeitalter des Imperialismus. Für ihn ist die symbolische Macht der Unternehmen die gefährlichste. Die Globalisierung lässt sich als wirtschaftlicher, kultureller und rechtlicher Imperialismus charakterisieren, dessen Teilbereiche nicht mehr voneinander trennbar sind. Und weil sie nicht trennbar sind, haben sie Auswirkungen auf die Umwelt, auf lokale Kulturen und auf soziale Produktionssysteme und gefährden die ganze Zivilisation. Diese drei Dimensionen bilden ein System, eine eigene Zivilisation. Die Zivilisation ist deshalb durch sie gefährdet. (Bourdieu, 1997)

Ein anderer Aspekt dieses Problems ist die allgemeine Macht der globalen Ökonomie, die die Macht des Staates, exakter des Nationalstaates, gefährdet und begrenzt. Eine Reihe von Autoren dieser Auffassung betonen, dass der Vorstoß der globalen Ökonomie die verschiedenen Funktionen des Staates und sogar den Staat selbst mit einem Fragezeichen versieht. Gregor Walter bietet z. B. statt Globalisierung einen anderen Begriff an, nämlich „Denationalisierung“. Denationalisierung meint den Prozess der Ausweitung der Verdichtungsräume gesellschaftlicher Interaktionen über den Nationalstaat hinaus. Der Prozess der Denationalisierung ist ein umfassender Prozess, der sich keineswegs auf ökonomische Phänomene beschränkt. Er umfasst die Wirtschaft, Kommunikation, Umwelt, Mobilität und Sicherheit. (Walter, 1997)

Damit wären wir bei einer anderen Gruppe der Definitionen, die ihre Aufmerksamkeit auf die verschiedenen anderen Merkmale dieses Prozesses richten. Auf der einen Seite stehen die Analysen, die sich mit den politischen Aspekten der Globalisierung beschäftigen, auf der anderen diejenigen, die die kulturellen Aspekte hervorheben.

Attila Ágh unterscheidet fünf Dimensionen der Globalisierung, die miteinander eng zusammenhängen. Die erste Dimension ist die globale Ökonomie, in der die monetären Systeme und die Rolle der transnationalen Unternehmen charakteristisch sind. Die zweite Dimension ist die Entwicklung der Kommunikationssysteme, die allgemein als „globales Dorf“ definiert wird. Diese Systeme beschleunigen die Übernahme der gemeinsamen Standards und Modelle. Die dritte Dimension ist die Globalisierung der internationalen Institutionen, deren Ausdehnung horizontal und vertikal verläuft, vor allem auf den Gebieten Naturschutz, Sicherheit und Rechtsordnung. Die vierte Dimension ist die Grundfrage der komparativen Politiktheorie, nämlich die „dritte Welle der Demokratisierung“, die sich mit der Übernahme der durch die Globalisierung generierten Modelle und Standards beschäftigt. Die fünfte Dimension ist die gemeinschaftliche Politik, d. h., wie gemeinnützige Politik auf globaler Ebene als ein komparatives Phänomen funktionieren kann. Für Ágh sind die Definitionen der Globalisierung, die sich nur auf die Ebene der Ökonomie konzentrieren, die großen „Vereinfachungen“, weil dieser Prozess parallel in mehreren Dimensionen analysierbar ist.³² (Ágh, 1997)

Auch für László Lengyel ist die Globalisierung ein multidimensionales Phänomen. Sie ist charakterisiert durch die internationalen Institutionen – in der Ökonomie z. B. die Weltbank, IMF, GATT-WTO, G-7, in der Politik die UNO und ihre Organisationen –, die globalen Unternehmen und Investitionen, durch die globalen Städte, Gemeinschaften und Medien.

Die globalen Städte sind im Weberschen Sinne „systemkoordinierende“ Städte. Die Beispiele dazu sind New York, London, Tokio, teilweise Los Angeles, Frankfurt, Hongkong usw. Die globalen Städte koordinieren die finanziellen Leistungen, sie sind keineswegs „produzierende Städte“. Lengyel hebt hervor, dass neben den globalen Institutionen auch globale Gemeinschaften in Form von Zivilorganisationen (New Global Communities) entstanden sind. Amnesty International, Greenpeace, World Wildlife Fund oder die von Georg Soros ins Leben gerufene Stiftung „The Open Society Foundation“ sind die wichtigsten

³² Er zitiert eine Definition von Samuel Brittan, nach der die Globalisierung auf einen einzigen Faktor reduziert werden kann: „Der Zinsfuß wird überall in der Welt einheitlich sein“.

Beispiele dafür. Für das ganze System ist auch ein globaler Diskurs charakteristisch, sprachlich und sinnbildlich. Das durch die entwickelten Länder und Weltorganisationen geschaffene „new speak“, das „CNN und McDonalds amerikanisch“ bietet Verständigung und Auslegung, nicht nur bei den offiziellen Besprechungen, sondern auch im alltäglichen Leben. Dazu kommt noch, dass man nicht nur die englische Sprache beherrschen muss, die Gesprächspartner sollen auf „IMF, EU oder NATO lernen“. (Lengyel, 1997)

Mit dieser Auffassung hat man eine weitere Gruppe der Definitionen erreicht, nämlich die multidimensionalen Begriffe der Globalisierung. Es existieren Auffassungen, die die Globalisierung als universalen, allumfassenden Prozess betrachten, der sich auf die verschiedensten Bereiche bezieht. Die „global-human condition“ bezieht auch Prozesse der Individualisierung, der Vergesellschaftung in Form von modernen Nationalstaaten, der Internationalisierung und der Entwicklung hin zu einer einheitlichen Menschheit mit ein. (Robertson, 1992) Held und McGrew sehen Globalisierung als universalen Prozess, der eine Vielfalt der internationalen Kontakte ins Leben gerufen hat, der neue Interaktionsprozesse mit sich bringt. (Held-McGrew, 1993) Deshalb sprechen McGrew und Lewis vom „scope“ der Globalisierung, wenn sie sich darauf beziehen, dass in immer mehr Bereichen Interaktionsprozesse grenzüberschreitendes oder globales Ausmaß annehmen. Hinsichtlich der Intensität der Globalisierung verweisen sie darauf, dass auch in jedem Einzelnen die nachlassende Bedeutung von Territorialität für soziale Beziehungen sowie das steigende Bewusstsein um die Welt als Einheit zugenommen hat. (McGrew-Lewis, 1992)

Victor Segesváry führt seine Thesen auf Roland Robertson und Theodore von Laue zurück. Er ist der Meinung, dass die Globalisierung ein mehrdimensionaler Prozess ist, der die zivilisatorische Entwicklung der Menschheit beeinflusst. Zu den wichtigsten Merkmalen dieses Prozesses gehört eine säkularisierte Weltanschauung, in der die Wissenschaft die Rolle der Religion übernommen hat. Nach dieser Umwandlung des Ethos der Kultur wird die Moral verschwinden, die Menschen folgen nur individuellen und Gruppeninteressen. Diese Entwicklung ruft eine atomisierte Gesellschaft ins Leben, vernichtet die organischen und kulturellen Gemeinschaften, die aufgrund der Traditionen

ausgebildet waren. Dieser Prozess gefährdet die gesellschaftliche Integration.

Auch die globale Ökonomie verändert die ehemaligen nationalen oder lokalen Kulturen, weil die Ausdehnung der uniformisierten Formen der Eigenständigkeit der verschiedenen Kulturkreise keine Beachtung schenkt.

Aus der Sicht der Politik sind die demokratischen Prozesse die neuen Götzen, trotz der Tatsache, dass diese Prozesse Legitimierungsprozesse sind, die die ökonomische und politische Macht legitimieren.

Letztlich sind die Losungen über „global village“ reine Fiktionen und Utopien, weil etliche Länder, Regionen, gesellschaftliche Gruppen aus dieser Entwicklung ausgegliedert sind. Aufgrund dieser Merkmale definiert Segesváry die Globalisierung als „die Ausweitung der Ansichten der westlichen Zivilisation der späten Modernität, also die Globalisierung eines kulturellen Phänomens, dessen immanente Widersprüche schon offensichtlich sind, dessen immanente Zusammenhänge – zwischen der Rationalität, der ökonomischen Logik des Marktes und des demokratischen politischen Systems – verschwinden und den Zerfall der zivilisierten Welt beweisen. Demzufolge ist die Globalisierung die Einbeziehung der ganzen Welt in die Krise der spätmodernen westlichen Zivilisation. Anders formuliert: die Revolution der Westernisierung (world revolution of westernization), wie Theodore von Laue behauptet. Auf diese Art und Weise bedeutet die Globalisierung den Universalismus. Aber nicht einen allgemeinen Universalismus, sondern den Universalismus der westlichen Weltanschauung.“ (Segesváry, 1997: 3–4)

In seiner „Diagnose der Postmoderne“ formuliert Axel Honneth sehr ähnlich. Er schreibt: „die technologischen Neuerungen der letzten Jahrhunderthälfte haben, nicht zuletzt unter dem Druck der Internationalisierung des Kapitals, zur Entstehung einer Medien- und Werbeindustrie geführt... Die Kultur wird damit in wachsendem Maße zugleich zum Träger und zur Ideologie des kapitalistischen Wachstumsprozesses und verliert endgültig ihren sozialen Rückhalt in der alltäglichen Lebenswelt: Die kulturellen Leistungen ... werden dem direkten Kommunikationszusammenhang partizipierender Laien entzogen und den einzelnen Subjekten als Objekt einer bloß noch passiven Betrachtung zugleich näher gebracht. Mit diesem zunehmenden Einbau der Kultur

in den ökonomischen Verwertungsprozess kann daher eine tendenzielle Auflösung des ästhetischen Vermittlungsmediums der sozialen Lebenswelt einhergehen...Mit der Gefahr einer Auflösung des ästhetisch-kulturellen Vermittlungsmediums der Lebenswelt geht heute zugleich ein Prozess der Erosion ihrer normativen Bindekraft einher ... Schließlich geht mit der Auflösung des ästhetischen und des normativen Ferments der sozialen Lebenswelt auch eine Schwächung der Kommunikationsfähigkeit der Subjekte einher.“ (Honneth, 1994: 12–13)

Dieser Prozess gefährdet und zerstört das menschliche Gemeinwesen. Auch Wallerstein ist der Meinung: „das moderne Weltsystem ist in den letzten Zügen. Es warten auf uns mindestens 50 Jahre Krise und Chaos, bis sich ein neues gesellschaftliches System herausbilden kann.“ (Wallerstein, 1995: 485)

Dahrendorf schreibt noch kritischer. Er stellt fest, dass Marktwirtschaft, politische Freiheit und gesellschaftliche Integration gemeinsam nicht durchführbar sind. In der Realität sehen wir entweder Marktwirtschaft und politische Freiheit zusammen, aber ohne Integration, oder Marktwirtschaft mit Integration, ohne politische Freiheit. Die erste Konstellation charakterisiert die westliche Welt, die Zweite die asiatischen Länder. Diese Situation lässt sich als eine Krise der gesellschaftlichen Integration definieren. (Dahrendorf, 1995)

Eric Hobsbawm formuliert noch apokalyptischer. „Wir haben den Anfang einer tiefen, historischen Krise erreicht ... Die Grundstrukturen der menschlichen Gesellschaften stehen am Rande der Verwüstung ... Wir wissen nicht in welche Richtung wir gehen ... Wenn die Menschheit eine erkennbare Zukunft hat, dann kann sie nicht die Fortsetzung der Vergangenheit und der Gegenwart sein. Wenn wir im dritten Jahrtausend auf die Vergangenheit oder die Gegenwart aufbauen wollen, werden wir einen Misserfolg erleiden. Und der Preis des Misserfolges, d. h., die Alternative der Veränderung der Gesellschaft, ist die Dunkelheit.“ (Hobsbawm, 1998: 584–585)

Zurückhaltender schreibt der ungarische Soziologe Elemér Hankiss über die Macht und die Revolution der Symbole. Er meint, dass die neuen Symbole mit einer dramatischen Schnelligkeit die alten Symbole wegfegen. Er ist der Meinung, dass die Zivilisationen eine sinngebende Grundfunktion haben, sie sollen das Leben der Menschen mit Sinn erfüllen. Die Menschheit soll wissen, dass trotz Problemen und Leiden

das Leben einen Sinn und ein Ziel hat. Die traditionelle europäische Zivilisation ist nicht mehr in der Lage, diese Funktion zu erfüllen. Immer mehr Gruppen der Gesellschaft empfinden, dass das Leben ziellos und unsinnig ist. Melancholie, „spleen“, der Schmerz der Unsinnigkeit des Lebens waren früher ein Privileg von Hamlet, Sir Walter Raleigh, und des Grafen von Essex. Heute erleben das Hunderttausende oder Millionen. Depression ist eine der häufigsten Krankheiten unserer Zeit. Die Zivilisation des Konsums kommt mit seinem System der Symbole und Mythen, mit seiner Botschaft zu Hilfe. Das ist die Revolution der Symbole, die Entstehung des Marktes der Symbole. Die früheren, oft moralischen gesellschaftlichen oder ökonomischen Symbole sind in den Hintergrund gestellt, sie haben (sollten) ihren Platz für die neuen Symbole des Konsums übergeben. Das bedeutet aber nicht, dass dieser Prozess nur als ein Prozess der Dezivilisation definierbar ist. Die Zivilisation des Konsums kann die erwähnte Funktion erfüllen. Sie kann die erste Epoche, der erste Versuch einer erneuerbaren westlichen oder globalen Zivilisation sein. (Hankiss, 1999)

In seiner Analyse „Die vier Gesichter der globalen Kultur“ spricht auch Peter L. Berger über einige Gefahren, die die Vielfaltigkeit der Kulturen homogenisieren und vulgarisieren können. Berger ergänzt damit die Analyse von Samuel Huntington (1996). Er spricht über den Multikulturalismus, über die globale Geschäftskultur, die nach dem jährlichen Gipfeltreffen auch als „Davos-Kultur“ genannt wurde, über eine globale intellektuelle Kultur, über die McWorld-Kultur und schließlich über die kulturelle Revolution des evangelischen Protestantismus. Die Davos-Kultur ist eine Kultur der internationalen Geschäfte, der Träger dieser Kultur ist das internationale Geschäftsleben. Die Teilnehmer dieses „Klubs“ sind Experten der Börse, der Computertechnologie und Mobiltelefone, sie kommunizieren nur auf Englisch, folgen einer einheitlichen Mode. Die globale intellektuelle Kultur kämpft in verschiedener Hinsicht gegen die Davos-Kultur, wenn sie z. B. über Feminismus oder Umweltschutz spricht. Die Träger dieser Kultur sind internationale Institutionen, wie die UNO und ihre Organisationen oder verschiedene andere Non-Profit Organisationen.

Die „McWorld-Kultur“³³ ist die gefährlichste, in diesem Fall kann man schon über eine Homogenisierung sprechen. Dazu gehören z. B. die auf Fließband produzierten Filme und TV-Serien aus Hollywood oder die Produkte des Popbusiness, die weltweit bekannt und populär sind.

Eine neue Welle ist der Neoprotestantismus, nach Berger ein neues, aber bestimmendes Phänomen der globalen Kultur. Er hebt hervor, dass diese Bewegung eine neue kulturelle Revolution auslösen kann, weil sie die ursprüngliche protestantische Ethik beinhaltet, die nach Weber ein Grundelement der Entstehung des modernen Kapitalismus war. (Berger, 1998)

Auch Paul Drechsler spricht über den Konflikt zwischen globalen und nationalen Kulturen. Globale Kulturen wirken auf die Nationalkulturen zurück wie die globale Politik auf die Nationalpolitik. Globale Kulturen und Nationalkulturen passen so lange nicht zusammen, solange die Nationalkulturen nicht national global werden und die globalen Kulturen nicht global national werden können. Das Globale und das Lokale können nur wie Pfropfungen zur Obstveredelung zusammenpassen, ohne je das andere sein oder werden zu können. (Drechsler, 1999)

Auch eine mehrdimensionale, aber andere Definition gibt Ulrich Beck. Er unterscheidet zwischen Globalismus, Globalisierung und Globalität. Globalismus meint die Ideologie des Neoliberalismus, die Ideologie der Weltmarktherrschaft. Dadurch werden alle anderen Dimensionen – ökologische, kulturelle oder politische Globalisierung – in der unterstellten Dominanz der wirtschaftlichen Globalisierung thematisiert.

Globalität meint, dass wir längst in einer Weltgesellschaft leben, und zwar in dem Sinne, dass die Vorstellung von abschließbaren Räumen fiktiv wird. Globalisierung ist demgegenüber der Prozess, den man auch empirisch in seiner Vielfalt untersuchen muss: zu einem bestimmten Zeitpunkt, an einem bestimmten Ort, mit einer bestimmten Dichte der transnationalen, transkulturellen Beziehungen, die entstehen und der transkulturellen Räume, die sich öffnen. (Beck, 1997)

Auch Elkins differenziert konzeptionell zwischen Globalisierung und Globalismus. Als Globalismus bezeichnet er die Entstehung inter-

³³ Das Wort stammt von Benjamin Barber aus dem Jahre 1995, als er in seinem Buch (Jihad vs. McWorld) über die Westernisierung der Kultur geschrieben hat.

oder supranationaler Einheiten wie etwa der Europäischen Union oder der NAFTA, mit deren Hilfe sich die Staatenwelt an wachsende Interdependenzen anpasse. Globalismus ist also eine Folge der Globalisierung. (Elkins, 1995)

Als einen dreidimensionalen Prozess versteht auch Wallace Katz die Globalisierung, aber anders als Beck. Nach Katz ist die Globalisierung identisch mit dem System, das sie ausdrückt. Sie ist eine neue Form des Kapitalismus. Dieser ist das Ganze, von dem Globalisierung mehrere Teile ausmacht. Er nennt diese Art des Kapitalismus „ultimativen Kapitalismus“, um deutlich zu machen, dass er weiter gehen will als jeder Kapitalismus zuvor und das er sich weigert, die Grenzen anzuerkennen, die bis dahin frühere kapitalistische Systeme sowohl unterstützt als auch beschnitten haben: die Grenzen der Tradition, Religion, Moral, formaler Kultur, lokaler Kommunen und, am wichtigsten, die des Nationalstaates. Unter Globalisierung ist deshalb dreierlei zu verstehen. Sie ist eine Anzahl von Verfahrensweisen, eine Ideologie und schließlich eine Sozialstruktur. Als Verfahrensweise ist Globalisierung strikt eine unternehmerische, nicht eine Regierungshandlung. Die unternehmerische Praktizierung der Globalisierung bedingt drei Strategien: Zusammenlegung, Kostenreduzierung, die Suche nach neuen Märkten. Als Ideologie hat Globalisierung ein Ziel: eine Atmosphäre zu kreieren, die dem Wettbewerbsverhalten der Gesellschaften dienlich ist, ohne Rücksicht auf die Folgen für Menschen und Orte. Globalisierung als Ideologie betont eine extreme Form des Individualismus, der jegliche Gemeinschaftshandlung als freiwillig ansieht, der Individuen als voll verantwortlich für ihr eigenes Schicksal darstellt. Sie kreiert eigene moralische Normen. Als soziale Struktur ist Globalisierung straff organisiert und hoch komplex.

Die Elite der Globalisierung ist aber bei Katz nicht die Gruppe der Experten, der Profis, sondern es sind die Mitglieder einer neuen Generation. Sie sind die Geschäftemacher, Kulturaneigner und Ideologen, die Experten sind überwiegend ihre Angestellten. (Katz, 1997)

Neben den schon zitierten Verfassern existiert auch eine Gruppe der Gesellschaftswissenschaftler, die die Globalisierung negieren. Als Beispiel kann man das Buch von Paul Hirst und Graham Thompson erwähnen. Sie sind der Meinung, dass der Welthandel nur zwischen Regionen läuft. Die Mitgliedstaaten der EU handeln vor allem miteinander. Diese

Daten und Fakten unterstützen nicht die Entwicklung eines globalen ökonomischen Systems. Dieser Handel war auch am Ende des 19. Jahrhunderts charakteristisch. In jener Zeit war der Handel auch stark liberalisiert. Das Fazit dieser Analyse ist, dass die Globalisierung ein Mythos ist. (Hirst-Graham, 1996) Auch Schmidt (und mehrere andere Verfasser) ist der Meinung, dass, historisch gesehen, die Globalisierung kein neues Phänomen ist, weil der Handel und die Investitionen schon früher freie Tätigkeit waren. (Schmidt, 1997) Auch Carsten Hefeker ist der Meinung, dass es zwischen dem Zeitalter zu Beginn des XX. Jahrhunderts und der heutigen Zeit ökonomisch fast keine Unterschiede gibt. Er meint, dass die Globalisierung kein neues und schlechtes Phänomen ist. Die heutigen Probleme stammen aus der Nationalökonomie und keineswegs aus der Globalisierung. (Hefeker, 1997)

Anthony Giddens meint: „Man kann diese Aussagen bezweifeln. Wenn wir annehmen, dass das, was heute geschieht nur die reine Repetition des letzten Jahrhunderts ist, muss man dennoch die Unterschiede zwischen dem keynesianischen Wohlfahrtsstaat und der heutigen Zeit sehen. In jener Zeit waren die nationalökonomischen Systeme vielmehr geschlossene Systeme als heute... . Die wichtigste Veränderung ist, dass die Rolle der Finanzmärkte der Welt sich vergrößert hat und immer stärker in Realzeit funktioniert Die ökonomische Globalisierung ist also Wirklichkeit und nicht die einfache Fortsetzung der Prozesse der letzten Jahrzehnte. Gleichzeitig verstehen wir die Globalisierung falsch, wenn wir inhaltlich nur über die Globalisierung der Ökonomie sprechen. Die Globalisierung beinhaltet auch die Veränderung der Zeit und des Raumes. Weit entfernte ökonomische oder andere Entscheidungen beeinflussen unser Leben schneller und direkter. Umgekehrt: unsere privaten Entscheidungen können auch globale Auswirkungen haben.“ (Giddens, 1999: 40)

Auch Ulrich Beck ist der Meinung: „Es gibt eine Art negatorischen Globalismus, der besonders im links-nostalgischen Milieu sehr verbreitet ist und auf Globalisierung prinzipiell mit Skeptizismus reagiert. Das Globalisierungsphänomen gilt hier nur als reines Wortgeklappere oder als reiner Wortnebel und hat keinen realen Gehalt. Das ist ein radikaler Globalisierungsskeptizismus, der letzten Endes auch von der Fiktion des Globalismus ausgeht und sagt, dass es dieses Phänomen nicht gibt, weswegen es auch so etwas wie Globalisierung und Globalität nicht

gibt.“ (Beck, 1997: 3) Dieses monokausale Denken erschwert auch die offene wissenschaftliche Diskussion über diesen Prozess.

Auch Ulrich Petschow betont: „Die eigentliche Qualität der jüngeren grenzüberschreitenden Prozesse, die es erlauben, von Globalisierung zu sprechen, liegt in der spektakulären Ausbreitung transnationaler Geld- und Finanztransaktionen sowie in der beschleunigten räumlichen Ausweitung von Produktionsstrukturen der privaten Unternehmen. Die in der weltwirtschaftlichen Praxis vorzufindende interaktive Verknüpfung dieser ökonomischen Transaktionen hat für alle Akteure eine neue Realität geschaffen.“ (Petschow, 1998: 6)

Auch Robert Hector hebt hervor: „Seit 1980 sind die globalen Kapitalströme zweieinhalb Mal so stark gewachsen wie die Produktion der Industrieländer. Diese Märkte führen heute schon ein Eigenleben: sie sorgen für Disziplin in der Geld- und Finanzpolitik, sanktionieren Inflation und Haushaltsdefizite mit höheren Zinsen und sinkenden Kursen für suspekte Währungen. Man kann keine rationale Politik mehr gegen den Markt machen, wer es dennoch versucht, muss mit massivem Geldabfluss rechnen.“ (Hector, 1998: 4)

Michael R. Krätke beurteilt die Situation ähnlich. Er schreibt: „Etwa seit Mitte der Achtzigerjahre lässt sich konstatieren, dass diejenigen makroökonomischen Größen, die grenzüberschreitende Transaktionen angeben, schneller wachsen als die binnenwirtschaftlichen Größen. Seit 1985 liegt das Wachstum der Exporte und der ausländischen Direktinvestitionen deutlich über dem Wachstum des Weltsozialprodukts.“ Was die ausländischen Direktinvestitionen im historischen Vergleich betrifft, hebt er hervor: „Am Vorabend des I. Weltkrieges befanden sich über 55 Prozent davon in Ländern der Dritten Welt, aber 1967 gingen bereits über 61 Prozent der gesamten ausländischen Direktinvestitionen in die entwickelten Industrieländer; diese Tendenz hat sich seither verstärkt fortgesetzt.“ (Krätke, 1998: 2) Gregor Walter ist der Meinung, dass jenseits der Austauschphänomene Güter heute z. T. nicht mehr national hergestellt und dann international gehandelt werden, sondern bereits bei der Produktion transnationale Ketten durchlaufen und somit bereits grenzüberschreitend produziert werden. (Walter, 1997)

Nicht nur der radikale Globalisierungsskeptizismus ist charakteristisch für die öffentliche Diskussion über den Prozess der Globalisierung.

Im Leitartikel der „Welt“ vom 30. September 1997 mit dem Titel „Trauma Globalisierung“ schrieb Peter Gillies: „Die Hochtechnologie des Westens bedroht den Rest der Welt nicht, sondern eröffnet ihm Chancen auf Wohlstand. Das wird sichtbar, wenn auf dem Schild an einer deutschen Baustelle die Statik von einem Inder geliefert wird und fernöstliche Computerarbeiter deutsche CD-Roms produzieren. Und die Niedriglohnländer, die zu neuen Kunden heranwachsen, bedrohen die Industriestaaten nicht, sondern ergreifen die Chance, sich aus der Armut zu befreien ... Globalisierung ist keine Erfindung der Neunzigerjahre, sondern eine jahrhundertalte Entwicklung. Seide und Gewürze, Rohstoffe und Technik, Computer und Dienstleistungen – stets gefährdeten Konkurrenz und neue Ideen alte Strukturen und erzwangen Innovationen. Die Schmerzhaftigkeit dieses Wandels sollte jedoch eine Erfahrung nicht überdecken: Produzenten und Abnehmer, Kaufleute und Händler, Bürger und Verbraucher gewannen stets gemeinsam und beharrlich ein Quäntchen mehr Wohlstand. Die Globalisierung schaffte neue Märkte und erweiterte alte ... Sie verlangt beständig Leistung und Ideen. Dafür ist ihr Lohn auch beeindruckend.“ (Die Welt, 30. 9. 1997)

Im Juli 1997 haben Peter Schwartz und Peter Leyden in der amerikanischen Zeitschrift „Wired“ unter dem Titel: „Das goldene Zeitalter hängt uns am Hals“ eine ökonomische Analyse über die Globalisierung veröffentlicht.

Sie schrieben: „Wir sind am Anfang jenes weltweiten ökonomischen Aufschwungs, der bisher von keinem Menschen gesehen wurde. Ein langes und fortdauerndes Wachstum hat schon seinen Anfang genommen, der Milliarden von Menschen berühren wird. Wir sind am Anfang einer 25-jährigen Periode, in der der Reichtum im Sturmschritt sich vermehren, die Armut liquidiert und alle Ungleichheiten der Welt abgeschafft werden. Ja, sogar unsere Umwelt bleibt verschont.“ (2000, 1998: 7)

Auch Peter Martin, der Herausgeber der „Financial Times“, sieht in der Globalisierung das Beste, was uns passieren kann. In einem Beitrag für „Le Monde Diplomatique“ über die „Moral der Globalisierung“ hat er herausgestellt, dass die Globalisierung mit dem freien Markt identisch ist, der wiederum identisch ist mit Freiheit und Wohlstand. Man dürfe nicht nur auf die rein ökonomischen Aspekte der Globalisierung

sehen, sondern müsse sich der zutiefst moralischen Bedeutung der Globalisierung zuwenden: „Die beschleunigte Integration bislang marginalisierter Gesellschaften ist das Beste, was während der Lebenszeit der Nachkriegsgeneration geschehen ist.“ Bei der Globalisierung gehe es nicht mehr um die „falsche Zusammenarbeit“ in Form von Nord-Süd-Gesprächen oder von bürokratischen Eliten, sie verwirklicht eine „wirkliche Zusammenarbeit über Grenzen, Gesellschaften und Kulturen hinweg.“ Dank der Globalisierung sei das sowjetische Reich untergegangen und selbst China in die richtige Fahrspur eingeschwenkt. Und weil die Globalisierung ein „außerordentlich positiver Prozess“ ist und „enorme Verbesserungen hinsichtlich des Glücks der Menschen“ hergestellt hat, ist jede Kritik an diesem Prozess „zutiefst unmoralisch“. (Martin, 1997)

Guy de Jouquieres, ein Mitarbeiter der „Financial Times“, bezweifelt nicht, dass die Globalisierung ein positiver Prozess ist. Er ist der Meinung, dass die „ökonomische Reform“ noch in vielen Ländern nicht durchgesetzt ist. Das sei tragisch, weil die Regierungen, die die Entwicklung negieren, damit ihre Völker aus dem weltweiten ökonomischen Fortschritt ausschließen. Das geschieht z. B. in Kuba, Iran, Irak, Libien und Nord-Korea. (Le Monde Diplomatique 7. 5. 1997) Die Aussagen sind klar. Die Globalisierung beruht auf einer jahrhundertealten Entwicklung, ist also eine neue Epoche der Modernisierung, des fortwährenden Fortschritts. Die Globalisierung bietet für alle Völker der Welt einen Reichtum, der noch nicht erreicht wurde. Sie stehen am Anfang dieser Entwicklung. Die Länder (oder die Regierungen) der Welt sollen diesen Prozess nicht aufhalten, denn dies würde das Wohlergehen und die Freiheit einer Nation bedrohen und nur Armut und Elend mit sich bringen. Die geschlossenen Gesellschaften werden in der Entwicklung zurückbleiben, sie werden die Wohlfahrt der globalen Gesellschaft nicht genießen. Und sie tragen selbst Schuld daran.

Die Ideologie der Globalisierung beruht also auf zwei Säulen. Einerseits betont sie die lineare historische Kontinuität der ökonomischen Entwicklung, andererseits, als Ergebnis des Prozesses, bietet sie ein Land, wo Milch und Honig fließen wird.

Schon diese Zitate erwecken den Verdacht, dass wir es in diesem Fall mit einer „kapitalistischen Version der kommunistischen Utopie“ zu tun haben. Um zu klären, ob diese Aussagen eine reale Grundlage

haben oder eher das wahre Gesicht des heutigen Kapitalismus verbergen sollen, soll zuerst die Kritik der neuen Modernisierungstendenzen kurz zusammengefasst werden.³⁴

Schon Mitte der Achtzigerjahre, als er über die Erschöpfung utopischer Energien schrieb, charakterisierte Jürgen Habermas eine neue Krise der entwickelten Gesellschaften folgendermaßen:

„Der Horizont der Zukunft hat sich zusammengezogen und den Zeitgeist wie die Politik gründlich verändert. Die Zukunft ist negativ besetzt; an der Schwelle zum 21. Jahrhundert zeichnet sich das Schreckenspanorama der weltweiten Gefährdung allgemeiner Lebensinteressen ab: die Spirale des Wettrüstens, die unkontrollierte Verbreitung von Kernwaffen, die strukturelle Verarmung der Entwicklungsländer, Arbeitslosigkeit und wachsende soziale Ungleichgewichte in den entwickelten Ländern, Probleme der Umweltbelastung, katastrophennah operierende Großtechnologien geben die Stichworte, die über Massenmedien ins öffentliche Bewusstsein eingedrungen sind. Die Antworten der Intellektuellen spiegeln nicht weniger als die der Politiker Ratlosigkeit. Es ist keineswegs nur Realismus, wenn eine frisch akzeptierte Ratlosigkeit mehr und mehr an die Stelle von zukunftsgerichteten Orientierungsversuchen tritt. Die Lage mag objektiv unübersichtlich sein. Unübersichtlichkeit ist indessen auch eine Funktion der Handlungsbereitschaft, die sich eine Gesellschaft zutraut. Es geht um das Vertrauen der westlichen Kultur in sich selbst.“ (Habermas, 1985: 143)

Aus dem Zitat geht hervor, dass die Krise nicht nur einige Länder gefährdet, sondern weltweit aufgetreten ist. Sie bedroht nicht nur die ökonomische und die politische Struktur der westlichen Gesellschaften, sondern auch das Vertrauen in ihre Kultur, was den Untergang der westlichen Gesellschaften bedeuten kann.

Ein anderer Vertreter der jüngeren Kritik des Modernisierungsprozesses, Ulrich Beck, meint, dass der Trend der westeuropäischen und nordamerikanischen Modernisierung ins Stocken geraten ist. Sie produ-

³⁴ Viele Verfasser sind der Meinung, dass die Ideologie der Globalisierung nur auf der ökonomischen Theorie des Neoliberalismus beruht. Schon die oben zitierten Schriften beweisen, dass diese Ideologie mehr als eine reine ökonomische Theorie ist. Andererseits findet man in den Veröffentlichungen der wichtigsten neoliberalen Ökonomen keine Hinweise darauf, dass die Globalisierung einen allgemeinen Wohlstand mit sich bringen wird (vgl. dazu u. a. die Werke von Milton Friedman, u. a.: *Capitalism and Freedom*. University of Chicago, 1962.). Der ökonomische Teil der Ideologie der Globalisierung beruht allein auf dieser neoliberalistischen Theorie.

ziert statt des Aufbaus einer neuen Epoche der Modernität nur Risikofaktoren. Dazu gehören z. B. die Umweltprobleme, die immer stärker werdende soziale Ungleichheit, die neue Armut, die Hungerregionen usw. Diese Risikofaktoren überschreiten die Grenzen einzelner Nationen, sie treten global auf. „Dies wird noch deutlicher, wenn man sich den besonderen Zuschnitt, das besondere Verteilungsmuster von Modernisierungsrisiken vor Augen hält: sie besitzen eine immanente Tendenz zur Globalisierung. Mit der Industrieproduktion geht ein Universalismus der Gefährdungen einher, unabhängig von den Orten ihrer Herstellung Diese Globalisierungstendenz lässt Betroffenheiten entstehen, die in ihrer Allgemeinheit wiederum unspezifisch sind.“ (Beck, 1986: 48)

Der Grund der Risikoproduktion ist, dass die „reflexive Modernisierung“ der westlichen Gesellschaften in der Phase der Industrialisierung stecken geblieben ist. Die Industrialisierung und die technische Entwicklung hat Fortschritte gemacht, die anderen Bereiche des Modernisierungsprozesses sind aber zurück geblieben. Die industrielle Gesellschaft hat „grünes Licht“ bekommen (und damit auch parallel die Produktion von Risikofaktoren) und sich in die Legitimität der Ideologie und Werte der Modernisierung eingehüllt.³⁵

Die Gedanken von Beck weiterführend schrieb Csaba Vass im Jahre 1997: „Heutzutage als die Globalisierung unverhüllt auf die Bühne der Weltgeschichte aufgetreten ist, beginnt ihre apologetische Selbstvorstellung. Diese Selbstvorstellung ist aber eine diktatorische Weltauslegung, zwingt eine Sinnerklärung auf die Gesellschaften der Welt, nach der wir die neue Etappe der Weltvergesellschaftung nur erleiden und nicht verstehen können ... denn die Modernisierung ist längst veraltet und parallel mit ihr auch die Rahmen, die Begriffe, die Sprache jener Weltauslegung, die der Abschreibung der modernen Welt dienen sollten.“ (Vass, 1997: 1)

Das bedeutet, dass die Verteidiger und Ideologen der Globalisierung als Verkleidung die Weltanschauung, die Begriffe, die Sprache der veralteten Modernisierung verwenden, um diesen Globalisierungsprozess und seine Folgen zu legitimieren. Dieses „hermeneutische Ver-

³⁵ Beck unterscheidet zwischen „einfacher“ und „reflexiver“ Modernisierung. Die „einfache Modernisierung“ bedeutet die Modernisierung und Rationalisierung der Traditionen, die „reflexive Modernisierung“ die Modernisierung der modernen Gesellschaften. (Beck, 1997)

steckspiel“ ist verständlich, weil so „die in der Sprache eines abgelaufenen Zeitalters gefangenen Ausgeplünderten ihre Qual nicht formulieren können. Sie können ihre Ausplünderer nicht identifizieren, sich gegen die Angriffe der Globalisierung nicht verteidigen. Heute ist schon sichtbar, dass die Dogmen der Neoliberalisten keine Realität haben, sie dienen nur der Irreführung.“ (Vass, 1997: 2)

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass in den Gesellschaftswissenschaften keine einheitliche Definition der Globalisierung existiert, die Spannbreite der Begriffe reicht von einer ökonomischen Globalisierung hin zu einer Zerstörung unserer Zivilisation. Es herrscht auch eine gewisse Unsicherheit, wie sich dieses Phänomen eigentlich definieren lässt. Es ist oft fraglich, ob man es bei den Definitionen tatsächlich mit einer Definition zu tun hat oder mit den verschiedenen Auswirkungen eines noch nicht präzis definierbaren Prozesses. Es existieren auch mehrere normative Definitionen.

Typ A:	Typ B:	Typ C:	Typ D:
Die Globalisierung als rein ökonomischer Prozess	Die Globalisierung als ein ökonomischer Prozess, der zur Entstehung einer neuen Weltordnung, einer neuen Struktur der Macht führt	Die Globalisierung als mehrdimensionaler Prozess	Die Globalisierung als mehrdimensionaler Prozess, der zur Vernichtung der bestehenden Zivilisationen, Kulturen führt
Die wichtigsten Schlüsselbegriffe			
<ul style="list-style-type: none"> ▪die ökonomische Abhängigkeit der Länder der Welt; ▪die transnationalen Unternehmen; ▪der globale Finanzmarkt; ▪Konvergenz in der ökonomischen Produktion und in der Vermarktung; ▪Technologische Entwicklung³⁶ 	<ul style="list-style-type: none"> ▪die Herausbildung der neuen Elite, der Globalokratie; ▪neuer Imperialismus; ▪veränderte Besitzformen; ▪das Absterben des Nationalstaates 	<ul style="list-style-type: none"> ▪Konvergenz der Kultur; ▪Prozesse der Konvergenz in der Politik; ▪Herausbildung verschiedener internationaler Institutionen; 	<ul style="list-style-type: none"> ▪kulturelle Desintegration; ▪Krise oder Vernichtung der Zivilisationen, der Kultur der Nationen; ▪Homogenisierung und Vulgarisierung;

Tabelle 1: Gruppen der verschiedenen Definitionen der Globalisierung

³⁶ Die Analyse beschäftigt sich bewusst nicht mit den Definitionen, die die Globalisierung nur als die Entwicklung der Kommunikationstechnologien begreift.

Die Definitionen lassen sich aber – vor allem durch die verwendeten Schlüsselbegriffe – relativ erfolgreich gruppieren, wie die zuvor abgebildete Tabelle zeigt.

Man kann erkennen, dass vor allem die Typen B und D normative Definitionen sind, denn die Schlüsselbegriffe sind unsicher, sie sind in mehreren Werken nur Losungen, wurden oft nur theoretisch, aber nicht empirisch bewiesen. Sie sind meistens makroökonomische oder makrogesellschaftliche Definitionen, die oft eher negative Zukunftsvisionen als objektive Definitionen sind.

Wenn man dieses Bild mit den Aussagen der Apologeten der Globalisierung ergänzt, wird man mindestens drei Gruppen der normativen „Schulen“ sehen, denen gemeinsam ist, dass ihre Argumente nicht bewiesen wurden. Diese Aussagen sind oft auf die politische Einstellung der Autoren zurückzuführen.

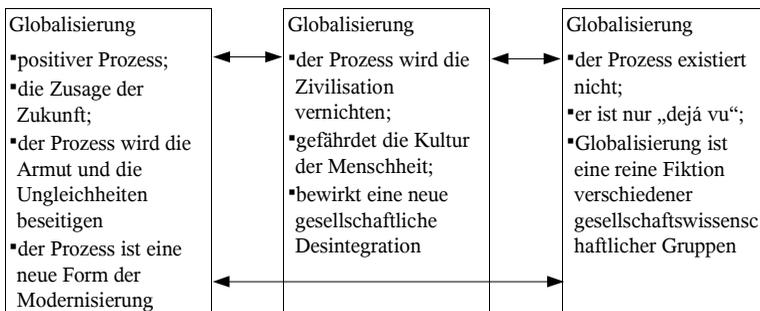


Abbildung 1: Normative Annäherungen der Globalisierung

Die normativen Einstellungen vertreten drei Pole der Annäherungen. Eine Gruppe der Gesellschaftswissenschaftler ist in Zweifel über den Prozess der Globalisierung. Die Apologeten, vor allem Ökonomen, sehen die Erlösung der Menschheit in der Globalisierung. Andere sind der Meinung, dass die Globalisierung ein „Werk des Teufels“ ist, das die Gesellschaft zerstören wird.

Diese normativen Einstellungen und Definitionen erschweren die objektive Untersuchung des Prozesses, bieten keine operationalisierbare Begriffe für die theoretischen oder empirischen Forschungen, sind meistens eindimensionale Begriffe.

Wenn man die Definitionen von Beck, Giddens usw. betrachtet, wird man sehen, dass sie neue Ausgangspunkte angeboten hatten, um die Globalisierung als einen multidimensionalen Prozess zu definieren, der sich nicht nur auf globaler Ebene, sondern auch lokal analysieren lässt. Wie Endre Kiss festgestellt hat, ist dieser Prozess eine neue Situation, die strukturell und funktional als Einheit untersucht werden muss. Die Globalisierung schafft neue gesellschaftliche Verhältnisse für die Institutionen, aber auch für die Individuen. Die Frage ist nicht die Existenz dieses Prozesses, sondern die Zugänglichkeit, d. h., wie man die demokratischen Möglichkeiten der Teilnahme sichern kann. (Kiss, 1999)

Die Globalisierung als ein mehrdimensionaler Prozess – eine Möglichkeit der Erforschung sozialer Auswirkungen des Globalisierungsprozesses

Wenn man die Globalisierung als einen mehrdimensionalen Prozess betrachtet, kann man sie als ökonomischen, gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Prozess definieren, der gleichzeitig Integration und Desintegration, Konvergenz und Divergenz, Konzentration und Dezentralisierung, regionale Verdichtung und Segregation bedeutet. Aufgrund dieses widerspruchsvollen Prozesses ist die Globalisierung eine neue (oder erste) Phase einer neuen gesellschaftlichen Struktur und Arbeitsverteilung. Die Gleichzeitigkeit dieser Prozesse kann man auf verschiedenen Ebenen analysieren, aus der Sicht der gesellschaftlichen Subsysteme, wie die auf der folgenden Seite dargestellte Abbildung zeigt.

Das Modell ermöglicht nicht nur die Untersuchung der für die Globalisierung charakteristische Gleichzeitigkeit, sondern auch die Bestimmung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen, die sich heute als Sieger oder Verlierer der Globalisierung definieren lassen. Diese Bestimmung ist wichtig für die Analyse der Globalisierung und Lokalisierung der sozialen Konflikte und Probleme und ermöglicht andererseits auch die Bestimmung der verschiedenen Dimensionen der weiteren Analysen. Die folgende Abbildung zeigt diese Zusammenhänge.

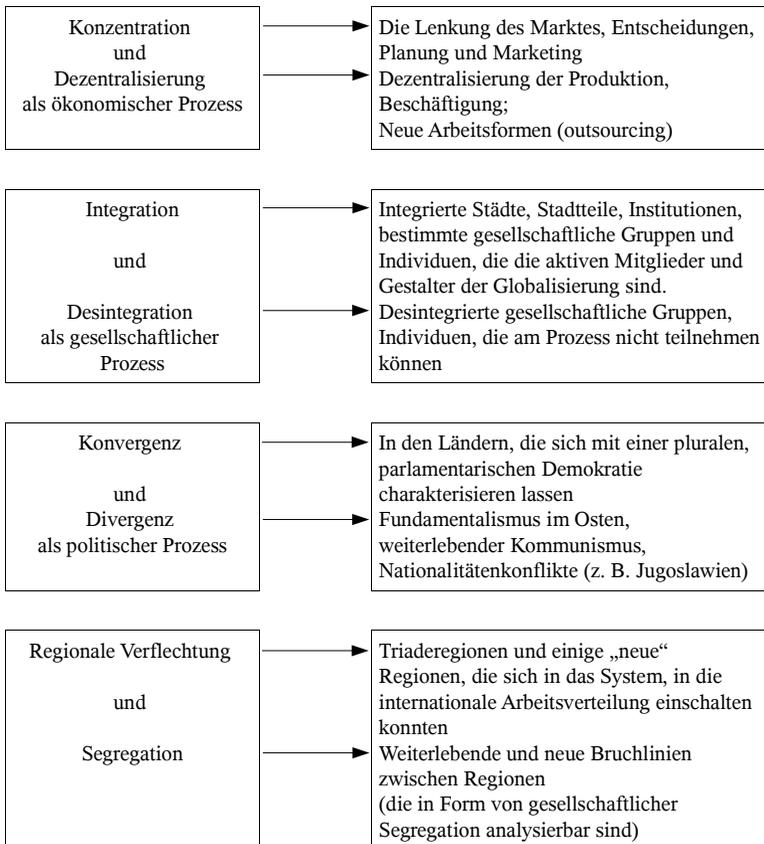


Abbildung 2: Gleichzeitige Prozesse in der Globalisierung

Die Globalisierung strukturiert die hiesigen Gesellschaften um. Zurzeit kann man eine doppelte Struktur beobachten (eine globale, in der die Mitglieder des Systems, auch „global players“ genannt, mehr und intensivere Kontakte, Interaktionen miteinander haben, und eine lokal gebundene Struktur, deren Mitglieder wenige oder fast keine Kontakte zur globalen Gesellschaft haben) die nebeneinander leben.

Sieger	Dimensionen der Analyse	Verlierer
Die Schlüsselgruppen, Experten, Manager usw. die in der wirtschaftlichen Konzentration, in der Lenkung des Marktes bei Entscheidungen eine führende Rolle spielen	Dimension der Einkommensunterschiede (Hypothese: Ein Wachsen der Unterschiede)	Gruppen, die aus den neuen Beschäftigungs- und Arbeitsformen verdrängt wurden; Gruppen, die wegen der Dezentralisierung der Produktion als „Niedriglohn-Arbeitnehmer“ ausgeliefert sind (auch als „working poor“ definiert)
In der gesellschaftlichen Integration zu den Gruppen gehören die aktiven, handelnden Personen, die Gestalter des Systems (in der Ökonomie, in den technologischen Erneuerungen usw.) durch ihre entsprechende Qualifikation, und die dort leben, wo die Integration physisch möglich ist.	Dimension der verschiedenen Formen der Arbeitslosigkeit, Armut und Verarmung (Hypothese: die Herausbildung einer Unterklasse)	Gruppen, die über keine entsprechende Qualifikation verfügen, als Arbeitnehmer aus dem Arbeitsmarkt verdrängt wurden. Sie leben als Arbeitslose und/oder Sozialhilfempfänger
Gruppen, die in den entwickelten Regionen leben, oder in jenen Regionen, die anschlussfähig sind	Regionale Unterschiede, die durch wirtschaftliche und mit sozialen Indikatoren zu untersuchen sind. (Hypothese: Wachsende regionale Unterschiede)	Gruppen, die in den unterentwickelten Regionen leben, an der anderen Seite der Bruchlinien
Gruppen, die in den politisch konvergierenden Ländern leben, in einer demokratischen Gesellschaft.		Gruppen, die in der Divergenz der politischen Systeme aus der demokratischen Rechtsgleichheit ausgegliedert sind

Abbildung 3: Gruppen in der Gleichzeitigkeit und die Dimensionen der Analyse.

Diese Umstrukturierung der hiesigen Gesellschaften bedeutet, dass die oben zusammengefassten, gleichzeitigen Prozesse überall auffindbar sind. Sie charakterisieren sowohl die entwickeltesten Länder und Regionen der Welt als auch die Unterentwickelten. Nach dem Modell ergibt sich die These der „relativ gleichen Differenzierung“ der verschiedenen

Gesellschaftsformen, d. h., dass sich ähnliche Differenzierungen auf unterschiedlichem Niveau nachweisen lassen. Dies bedeutet, dass abgesehen davon, welches Niveau eine Gesellschaft erreicht hat, sie mit den gleichen sozialen Konflikten konfrontiert sind.

Literatur

- Altvater, Elmar/Mahnkopf, Birgit (1996): Grenzen der Globalisierung. Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Ágh, Attila (1997): A globalizáció politikai aspektusai. (Politische Aspekte der Globalisierung). In: Globalizáció és nemzeti érdek. (Globalisierung und nationales Interesse) S. 87–101. Budapest: MTA.
- Árva, László/Diczházi, Bertalan (1998): Globalizáció és külföldi tőkeberuházások Magyarországon (Globalisierung und ausländische Investitionen in Ungarn). Budapest: Kairosz.
- Barnet, Richard/Cavanagh, John (1994): Global Dreams. Imperial Corporations and the New World Order. New York: Touchstone.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1997): Globalismus und Globalisierung. Thesenpapier für die Hessische Gesellschaft für Demokratie und Ökologie. Hannover: Verlag Heinz Heise.
- Bell, Daniel (1991): Die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Berger, Peter L. (1998): A globális kultúra négy arca (Die vier Gesichter der globalen Kultur): In: Fachzeitschrift 2000/4. S. 17–32
- Borbély, József (1996): A globalizáció és a nemzeti identitás Kelet-közép Európában (Die Globalisierung und die nationale Identität in Mittel- und Osteuropa). In: Soproni Műhely 1996/4, S. 9–27
- Bourdieu, Pierre (1997): Der Multi MacDonald gegen zwei britische Kritiker. Eine Parabel über die Globalisierung. Thesenpapier für die Hessische Gesellschaft für Demokratie und Ökologie. Hannover: Verlag Heinz Heise.
- Dahrendorf, Ralf (1995): Economic Opportunity, Civil Society and Political Liberty. Geneva: UNRIAD.
- Drechsler, Paul (1999): Globalisierung – Arbeitsmarkt – Kultur. Diskussionspapier für die Organisation, Kultur, Entwicklung e. V./Universität Mainz
- Elkins, David (1995): Beyond sovereignty. Territory and Political Economy in the Twenty-first Century. Toronto: University of Toronto.
- Giddens, Anthony (1999): A harmadik út. (Der dritte Weg). Budapest: Agóra.
- Gillies, Peter (1997): Trauma Globalisierung. In: Die Welt, 30. 09.
- Habermas, Jürgen (1985): Die neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hankiss, Elemér (1999): Proletár reneszánsz (Proletarier Renaissance). Budapest: Helikon.
- Harris, Richard (1993): Globalization, Trade and Income. In: Canadian Journal of Economics 1993/26. S. 755–776.
- Hector, Robert (1998): Geo-Ökonomie – Die Globalisierung der Wirtschaft. In: <http://www.light-edition.midroth.com/back/analy/2hec06.htm>
- Hefeker, Carsten (1997): Globalization: New or Déjà Vu? Wirtschaftswissenschaftliches Zentrum. Universität Basel.
- Held, David/McGrew, Anthony (1993): Globalization and the Liberal Democratic State. In: Government and Opposition, 1993/2. S. 261–285.

- Hirst, Paul/Thompson, Grahame (1996): *Globalization in Question. The International Economy and the Possibilities of Governance*. Cambridge: Polity Press.
- Hirsch, Joachim (1995): *Der nationale Wettbewerbsstaat*. Berlin: ID Verlag.
- Hobsbawm, Eric (1998): *A szélsőségek kora (Das Zeitalter der Extreme)*. Budapest: Pannonica.
- Honeth, Axel (1994): *Desintegration*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Huntington, Samuel (1996): *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. München: Europaverlag.
- Jouquieres, Guy (1997): *Reform has not yet gone far enough*. In: *Le Monde Diplomatique*, 7. 5.
- Katz, Wallace (1997): *Die Struktur der Globalisierung*. In: *Ästhetik und Kommunikation*. September, S. 45–60
- Kiss, Endre (1999): *A globalizáció társadalomfilozófiájához (Zur Philosophie der Globalisierung)*. In: Varga Cs. (Hrsg.): *A mai világ és a jövő foratókönyvei (Die Welt heute und die Drehbücher der Zukunft)*. Budapest: Kossuth, S. 52–62.
- Korten, David (1995): *When Corporations Rule the World*. New York: Kumarian Press.
- Krätke, Michael R. (1998): *Thesen zur Globalisierung*. Vortrag gehalten beim Grundlagenworkshop der SEF „Staat, Politik und Wirtschaft“, Bonn, 11.–12. September 1997.
- Lengyel, László (1997): *Mozgástér és kényszerpálya (Bewegungsraum und Zwangsweg)*. Budapest: Helikon.
- Martin, Peter (1997): *The Morals of Globalization*. In: *Le Monde Diplomatique*, 07.05.
- McGrew, Anthony/Lewis, Paul (1992): *Global Politics. Globalization and the Nation-State*. Cambridge: Polity Press.
- Narr, Wolf-Dieter/Schubert, Alexander (1994): *Weltökonomie. Die Misere der Politik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ohmae, Kenichi (1985): *Triad Power. The Coming Shape of Global Competition*. New York: Free Press.
- Ohmae, Kenichi (1995): *The End of the Nation State*. New York: Free Press.
- Petschow, Ulrich (1998): *Auswirkungen der Globalisierung auf eine nationale Politik der Nachhaltigkeit*. Berlin: Institut für ökologische Wirtschaftsforschung.
- Reich, Robert (1996): *Die neue Weltwirtschaft. Das Ende der nationalen Ökonomien*. München: Fischer.
- Robertson, Roland (1992): *Globalization. Social Theory and Global Culture*. Newbury Park, California.
- Szegváry, Victor (1997): *Globalizáció (Globalisierung)*. In: *Valóság 1997/7*. S. 1–14.
- Simai, Mihály (1997): *A rendszerváltás, az állam és a globális változások (Systemwechsel, der Staat und die globalen Veränderungen)*. In: *Globalizáció és nemzeti érdekek (Globalisierung und nationales Interesse)*. Budapest: MTA, S. 119–151.
- Soros, George (1998): *The Crisis of Global Capitalism*. New York: Perseus Books.
- Schmidt, Alfred (1997): *Staat, Politik und Wirtschaft im Lichte der Globalisierung. Thesen zum Workshop der Stiftung Entwicklung und Frieden am 11.–12. September 1997 in Zschortau*
- Schwartz, Peter/Leyden, Peter (1998): *Nyakunkon az aranykor (Das goldene Zeitalter hängt uns am Hals)*. In: *2000 1998/1*. S. 3–14.
- Szelényi, Iván (1996): *Harmadik út? (Der dritte Weg?)*. Budapest: Akadémiai.
- Vass, Csaba (1997): *A globalizációs világrenszerváltás és létmódváltás (Der globale Weltsystemwechsel und Seinsformwechsel)*. In: *Valóság, 1997/9*. S. 1–20.
- Wallerstein, Immanuel (1995): *Die Sozialwissenschaft „kaputtdenken“*. Die Grenzen der Paradigmen des 19. Jahrhunderts. Weinheim: Beltz Athenäum.
- Walter, Gregor (1997): *Globalisierung. Begriffe, Prozesse, Konsequenzen*. Institut für Interkulturelle und Internationale Studien, Bremen.

Marlene Kück

Kaum Zukunftsperspektiven für Klein- und Alternativbanken

1 Rolf Schwendter: Denker der alternativen Ökonomie

Rolf Schwendter kann mit Fug und Recht als Vordenker der Alternativen Ökonomie bezeichnet werden. Er begleitete die Anfänge der Alternativen Ökonomie in den siebziger und achtziger Jahren und war derjenige, der das theoretische Fundament dieser Bewegung lieferte und die verschiedenen Denkrichtungen zusammenbrachte. Um Rolf Schwendter kreisten die Akteure und Akteurinnen der Alternativen Ökonomie; er war und ist der Drehpunkt dieser neuen sozialen Bewegungen, die ihre Vorläufer im genossenschaftlichen Bereich hatten und auch aus der 68er-Studentenbewegung heraus entstanden sind. Und es war die Kritik an dieser Bewegung, die letztendlich die Alternative Ökonomie entstehen ließ. Die Initiatoren der Projekte, der Kollektive und Genossenschaften wollten nicht mehr auf den großen gesellschaftlichen Umbruch, wie von den 68er intendiert, warten. Dieser erschien durch die Trägheit der Massen und der großen Schwierigkeit, sie in absehbarer Zeit zu mobilisieren, in weite Ferne gerückt. Vielmehr ging es den aktiven Mitgliedern der Alternativen Ökonomie, allen voran Rolf Schwendter, darum, ihre eigenen Visionen umzusetzen und Standards für neues ökonomisches, ökologisches und soziales Handeln zu entwickeln. Diese Standards, erst einmal erfolgreich implementiert, würden viel schneller gesellschaftliche Prozesse revolutionieren, als dies mit den Makroansätzen der 68er-Bewegung – ausschließlich angewandt – möglich erschien. Denn: „Heute ist die Einsicht eingeleuchtet, dass Veränderungen bei der eigenen Person anzufangen haben, ohne dabei auf die Auseinandersetzungen mit der Umwelt (= Makroansätze, Anmerkung der Verfasserin) zu verzichten“ (Ohne Verfasserangabe 1980: 10).

Vor diesem Hintergrund begriff Rolf Schwendter, wie Martin Walser, die Alternative Ökonomie als „neueste Stimmung im Westen“ und beschrieb sie 1979 als „vorausgesehene Tendenz (die) sich voll durchgesetzt (hat)“. Und weiter:

„Der ökonomische Zwang des sinkenden elektronischen Akkumulationszyklusses, in seinem Gefolge Arbeitslosigkeit, Berufsverbote, öffentliche Mittelknappheit, öffentliche Reformunwilligkeit, ökologische Krise, treibt das Entstehen alternativer-ökonomischer Einheiten mit Notwendigkeit hervor, begleitet von einschlägigen Hoffnungen, Euphorien, Illusionen, Kritiken, Projekten und Fähigkeiten. Kein Anzeichen [...] spricht dafür, dass sich dies vor Ende der 80er-Jahre grundlegend ändern wird“ (Schwendter 1979: 233).

Diese euphorische Einschätzung wurde bereits gut ein Jahr später in Frage gestellt und die „aktuellen Grenzen alternativer Projekte“ diskutiert (u. a. Huber 1980: 13 ff.; Huber 1981: 56 ff.; Wend 1980: 19 ff.). Dennoch blieb es dabei: Die Alternative Ökonomie wollte gesellschaftliche Utopien „im Kleinen verwirklichen“ (Bartning 1980: 25). Was dabei erstaunlich ist, Rolf Schwendter behielt mit seiner Einschätzung, dass sich die Alternative Ökonomie „vor Ende der 80er Jahre nicht grundlegend ändern wird“ (Schwendter 1979: 233), Recht. Erst Anfang bis Mitte der neunziger Jahre mündeten die Projekte der Alternativen Ökonomie in die dienstleistungsorientierte „Neue Ökonomie“ ein. Dabei wurden die Standards der Alternativen Ökonomie, insbesondere Elemente der Selbstverwaltung und die damit zusammenhängende Demokratisierung der Arbeitsstrukturen, übernommen.

Jedoch soll dieses Thema nicht weiter vertieft werden. Hier geht es um die Frage des „sich Haltens“ der Alternativen Ökonomie.

Die Widerstandsfähigkeit der Projekte und Betriebe resultierte dabei aus zwei grundlegenden Faktoren: Einmal aus der Selbstausbeutung der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die immer bereit waren, auf erhebliche Bestandteile ihrer Vergütung zu verzichten und so einen indirekten (Selbst-) Finanzierungsbeitrag zu leisten. Zum anderen hielten sich die Projekte deshalb, weil sich die Alternative Ökonomie, schon in ihrer Entstehungsphase, konsequent der *Finanzierungsproblematik* zuwandte. Im zweiten Band „Zur Alternativen Ökonomie“ (1979) wird bereits den „Geldprojekten“ ein angemessener Stellenwert eingeräumt (GSL Gemeinschaftsbank, Unterstützungsfonds, etc.). Um ehrlich zu sein: Die Alternative Ökonomie entwickelte sich zu Beginn ganz maßgeblich im Zusammenhang mit Geldinitiativen. Die erste wesentliche Geldsam-

melinitiative der Alternativen Ökonomie war das Netzwerk, das 1977 im Anschluss an eine Zukunftswerkstatt, die in Berlin durchgeführt wurde, als Gedanke entstand und dann zügig umgesetzt wurde. Anschließend gründeten sich weitere Initiativen, wie die Kreditvermittlung für alternativ-ökonomische Projekte, die Haftungsassoziation als alternative Bürgschaftsbank, Kollektiv-GmbH als Leasinggesellschaft und Öko-Fonds (s. dazu u. a. Kück 1985).

2 Ökobank und die Macht der Verbände

Das interessanteste Projekt bestand jedoch in der Gründung einer Bank, der sog. Ökobank. Rolf Schwendter widmete diesem Projekt 1988 als Herausgeber einen Sammelband mit dem Titel „Die Ökobank – Wirtschaftsunternehmen oder Glaubensgemeinschaft?“ Die Diskussion um die Bank war zu diesem Zeitpunkt schon gute vier Jahre alt. Bereits 1984 hatten rund 30 Vertreter aus selbstverwalteten Betrieben, den Grünen, der Friedensbewegung mit einer Kampagne zur Gründung eines Kreditinstitutes der Alternativen Ökonomie begonnen. Die Kampagne stieß in der Öffentlichkeit auf große Resonanz, auch wenn zunächst noch nicht die (aufsichtsrechtlich) notwendige Eigenkapitalausstattung aufgebracht werden konnte, gelang es jedoch im Jahr 1988 die erforderlichen Haftungsmittel in Höhe von 6 Mio. DM nachzuweisen und die Zulassung zum Betreiben von Bankgeschäften zu erzwingen. Die große Öffentlichkeitswirkung, die die Ökobank-Initiative hervorrief, war typisch für die gesamte Alternative Ökonomie. Sie stieß bei den Medien auf große Sympathie. Es gab daher nahezu keine liberal bis fortschrittlich orientierte Tageszeitung, Wochenzeitung, Rundfunksender oder Fernsehredaktion, die sich nicht liebevoll mit der Alternativen Ökonomie und ihren Initiativen befasste und dabei ein besonderes Augenmerk auf die Formel der Alternativen Ökonomie vom „gemeinsamen Leben und gemeinsamen Arbeiten“ legte, auch wenn diese Formel als zu „weitgehend“ sehr schnell von vielen Akteuren der Alternativen Ökonomie abgelegt wurde (siehe dazu die inhaltlichen Auseinandersetzungen, die im Messeband zur Projektmesse 1984 in der ASH Krebsmühle enthalten sind). Immer wieder tauchte daher in den Medien das Bild der Lebens- und Arbeitsgemeinschaft auf, die am gemeinsamen Mittagstisch über wesentliche Unternehmensentscheidungen beriet. Dieses Bild bezog für die Medien aber auch ihre Faszination daraus,

dass es den Aktiven der Alternativen Ökonomie gelang, ihr Aussteigerleben zu finanzieren, also die Betriebe mit ausreichenden Mitteln über Wasser zu halten.

Die Ökobank sollte nun als Kapitalsammelbecken dieses Überleben komfortabler gestalten und den notwendigen Kapitalbedarf der Betriebe für ein effizientes Wirtschaften in der Alternativen Ökonomie decken sowie die Mittel für ihre Ausdehnung, insbesondere für Existenzgründungen, bereit halten. Allerdings war Rolf Schwendter an dieser Stelle schon skeptisch und bezweifelte, ob dies auf Dauer der Ökobank als Alternativbank gelingen könnte. Er sah bereits die Grenzen im Aufsichtsrecht begründet und schrieb:

„Geld ist heilig, und während Vereinsrecht, Gesellschaftsrecht etc. aufgrund der Figur der Vertragsfreiheit einen demokratischen Verein oder eine ebensolche GmbH sich wenigstens als Grenzfall vorstellen können, kennt die Bankengesetzgebung letztlich und schließlich kein (basis-) demokratisches Bankenrecht“ (Schwendter 1988: 137).

Auch wenn die Schwendterischen Ausführungen noch so gedeutet werden könnten, die Ökobank selber sei als „demokratische Bank“ nicht führbar, wird er an anderer Stelle noch deutlicher und sieht die Überlebensgefahren der Bank – neben anderen Unwägbarkeiten – deutlich in den „juristischen Vorschriften [...] und missvergnügten Regionalverbänden“ (Schwendter 1988: 138).

Rolf Schwendter trifft damit den Punkt – vor allem wenn er von „missvergnügten Regionalverbänden“ spricht. Er weist damit auf die Regulationsdichte im Finanzdienstleistungssektor hin. Während in allen übrigen Sektoren der Wirtschaft seit Jahren, spätestens aber seit Anfang der 90er-Jahre, im maßgeblichen Umfang Deregulierungsvorhaben umgesetzt wurden (z. B. im Telekommunikations- und Postbereich, im Bereich Bahn- und Luftverkehr, etc.), kam es im Finanzdienstleistungssektor zu einer Verstärkung der Regulation durch ein sich ausbreitendes Aufsichtsrecht.

Aber auch unabhängig von dieser Verbreitung des Aufsichtsrechtes – insbesondere durch die 6. KWG-Novelle – gab es schon davor die ungezügelter Macht der Bankenverbände und insbesondere ihrer Prüfungsverbände. Diese übertrug und überträgt ihr Einflusspotential auf die zuständige Aufsichtsbehörde (= Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht, BaFin), die daher als verlängerter Arm der (Prüfungs-) Verbände entscheidenden Einfluss auf den Finanzdienstleistungssektor nimmt. Über einen eigenständigen Gestaltungscharakter verfügt die BaFin bis heute kaum; sie handelt vielmehr in Anlehnung an die Vorgaben der erwähnten Verbände und der mit diesen eng kooperierenden (großen) Wirtschaftsprüfungsgesellschaften. Letztere wiederum werden von der Aufsichtsbehörde im Rahmen von Sonderprüfungen in die Rolle des Verwaltungshelfers gehievt. In dieser Rolle sind sie – entgegen ihren berufsrechtlichen Pflichten – keineswegs „eigenständig“; sie gleichen vielmehr ihre Prüfungsergebnisse mit den tonangebenden Prüfungsverbänden ab. Damit gibt es de facto kein Korrektiv mehr zur Verbandsebene; der Einfluss der Verbände ist damit, wie noch weiter unten ausgeführt wird, nahezu allumfassend.

Trotz dieser allumfassenden Macht war die Alternative Ökonomie mit der weiteren Gründung von Alternativbanken befasst. Nachdem im Jahr 1988 die Ökobank in Frankfurt/Main „ans Netz gegangen war“, folgten im Jahr 1994 die Bank für kleine und mittlere Unternehmen AG in Berlin und ein Jahr später (1995) die Umweltbank in Nürnberg. Diese Gründungen lassen nochmals deutlich werden, wie wenig die Gründer/innen dieser Banken die Macht der Verbände berücksichtigt haben. Wäre eine entsprechende Kenntnis der Verbandsmacht vorhanden gewesen, so wären die Initiatoren, dessen kann man sich sicher sein, auf alternative Finanzdienstleistungsinstitute außerhalb des Bankensektors ausgewichen. Bevor darauf eingegangen wird, noch einmal zurück zum Einfluss der von Schwendter so bezeichneten „missvergnügten Verbände“.

3 Gefährdung von Alternativbanken durch Verbände

Die Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht ist, dies wurde soeben ausgeführt, den Interessen der Bankenverbände, die maßgeblich von großen Kreditinstituten getragen und beeinflusst werden, hoffnungslos ausgeliefert. Sie kann ihren gesetzlichen Auftrag zur Durchführung einer unabhängigen Aufsicht, die nur „im öffentlichen Interesse“ handelt (§ 6 Abs. 4 KWG), nicht wahrnehmen. Die Behörde selber unterstützt diese Unfähigkeit zur Durchführung des gesetzlichen Auftrages auch noch dadurch, indem sie – für eine Oberbehörde ein absolutes Novum – keine eigenen Prüfungsabteilungen aufgebaut hat und von daher gar nicht in der Lage ist, selbstständig einzuschätzen, welche von den Verbänden und den beauftragten Verwaltungshelfern vorgelegten Prüfungsergebnisse zu einzelnen Instituten tragbar sind und welche nicht. Insofern handelt es sich bei der BAFin um eine Behörde „ohne Prüfungscompetenz“. Dies ist sicherlich aus der Sicht der Verbände „gewollt“; sie können damit die angestrebte enge Allianz, und zwar gekennzeichnet durch ein Angewiesensein der Behörde auf die fachkompetente Unterstützung des eigenen (Prüfungs-) Verbandes, nutzen.

4 Einlagensicherung und „kleine Institute“

Die enge Anlehnung der BAFin an die Verbände hat aber noch eine weitere Ursache: Die Prüfungsverbände sind Träger der freiwilligen und gesetzlichen Einlagensicherungssysteme. Diese müssen bei der Schieflage eines Institutes die entstehenden Ausfälle abdecken. Als (eigentliche) Risikoträger beanspruchen sie daher eine Rolle als informelle (Ober-) Regulatoren, die als solche durch das Aufsichtsrecht in keiner Weise gedeckt wird. Als besonders widersprüchlich muss diese Rolle bei der gesetzlichen Einlagensicherung aufgefasst werden. Diese wurde von der BAFin auf die Verbände übertragen, die hierfür gesonderte Gesellschaften gründeten (z. B. Entschädigungseinrichtung deutscher Banken GmbH), die wiederum als „Beliehene“ des Bundes operieren. Es versteht sich von selbst, dass die Beliehenen nicht wettbewerbsneutral handeln, sondern die aus der Sicht ihrer Verbandsvertreter notwendigen Marktaustrittsprozesse bestimmter Institute sowohl lancieren als auch forcieren. Im Mittelpunkt des Interesses stehen dabei immer solche Banken, die vergleichsweise „klein“ sind und sich nicht

reibungslos in den verbandsbezogenen Gruppenkanon eingliedern – diesen u. U. sogar missachten.

Die Kleinheit der Institute lässt es zunächst einmal zu, dass bei einem aus verbandspolitischer Sicht für notwendig gehaltenen Marktaustritt die potenziellen Ausfälle, die immer mit einer Liquidation einer Bank verbunden sind, von den Sicherungssystemen betragsmäßig aufgefangen werden können. Dort, wo dies nicht der Fall ist, gibt es keinen Marktaustritt, sondern die „erzwungene Fusion“ oder die „erzwungene Auffanglösung“ (siehe SchmidtBank). Zum anderen werden Banken mit eigenem Charakter – also einem Charakter außerhalb des Gruppenkanons – die geschäftspolitischen Vorgaben regelrecht „aufgedrückt“. Diese Vorgaben gehen zum Teil soweit, dass man kleinen Banken vorschreibt, welche Geschäfte sie realisieren dürfen und welches Geschäftsvolumen möglichst nicht überschritten werden sollte. Bei Missachtung dieser Vorgaben droht eine negative Beurteilung durch den Verbandsprüfer und ein stigmatisierender Prüfungsbericht. Beides führt dann wiederum zu Konsequenzen in aufsichtsrechtlicher Hinsicht. Diese reichen von der Verwarnung und der Abberufung des Geschäftsleiters (§ 6 Abs. 3 KWG und § 36 KWG) bis zur Festsetzung eines Korrekturpostens auf das haftende Eigenkapital (§ 10 Abs. 3 b KWG) und bis zum Entzug der Bankerlaubnis (§ 35 KWG) und damit bis zum Marktaustritt.

Die typischen Phasen des Marktaustrittes sollen im Folgenden kurz skizziert werden. Sie sind mittlerweile für die Ökobank – im Jahr 2001 – und für die Bank für kleine und mittlere Unternehmen – im Jahr 2002 – bittere Realität geworden. Diese Banken wurden von der BAFin geschlossen, indem ein Entzug der Bankerlaubnis gemäß § 35 Abs. 2 Nr. 4 KWG (Verlust in Höhe von mehr als 50% des haftenden Eigenkapitals) vorgenommen wurde. Ihnen ist also die „Gratwanderung zwischen Anpassung und Absturz“ (Schwendter 1988: 138) nicht gelungen.

5 Marktaustrittsprozess im Bankensektor

Zunächst werden allgemeine Kriterien für den Austrittsprozess vorgestellt und anschließend auf spezielle Erscheinungsformen eingegangen.

5.1 Allgemeine Aspekte

Der Austrittsprozess läuft – von einigen (wenigen) Ausnahmen abgesehen –, immer nach dem gleichen Muster ab. Voraussetzung für den Austrittsprozess ist zunächst der Input eines Prüfungsverbandes. Stellt dieser im Rahmen von Jahresabschluss- oder Einlagensicherungsprüfungen fest, dass ein (kleines) Kreditinstitut als zu risikoreich gilt, kommt es zunächst zu informellen Absprachen mit dem zuständigen Fachreferenten der BAFin. Anschließend wird durch den jeweiligen Verband die Abfassung des Prüfungsberichtes vorgenommen. Hier erfolgt dann, unabhängig von der im Kreditinstitut tatsächlich vorgefundenen Mängel, eine Auflistung von Standardschwächen. Diese betreffen grundsätzlich immer die (erhöhte) *Risikolage* im Kredit- und Wertpapiergeschäft, die oftmals an einer unzureichenden *Erfüllungsquote* des § 18 KWG (Offenlegung der wirtschaftlichen Verhältnisse) und einer mangelhaften *Innenrevision* festgemacht wird. Aus der erfolgten Risikoeinschätzung werden in einem zweiten Schritt *organisatorische* Mängel abgeleitet und geschlussfolgert, dass damit eine Verletzung der Pflichten nach § 25 a KWG vorliegt. Letztere dienen in Kombination mit der Risikolage als ein unzweifelhaftes Indiz für die *fehlende fachliche und persönliche Eignung der Geschäftsleiter* des Institutes gemäß § 33 Abs. 1 KWG.

5.2 Die Rolle der Prüfer im Austrittsprozess

Die „erhöhte Risikolage“ als Standardschwäche beruht immer auf einer Prognoseentscheidung der Prüfer. Sie beurteilen die wirtschaftliche Kreditwürdigkeit von einzelnen Kreditengagements bei Banken, die für einen Austrittsprozess vorgesehen sind, extrem skeptisch. Vor allem nehmen sie aber Herabstufungen bei den Sicherungswerten vor. Die Folge: Die Sicherungswerte der jeweiligen Kreditengagements schrumpfen, die Blancoanteile nehmen zu und sind nach der Logik der Prüfer in eine Einzelwertberichtigung, die die Risikovorsorge nach oben treibt, einzubeziehen. Bei anderen Banken dagegen wird von den gleichen Prüfern bei vergleichbaren Kreditengagements keine Einzelwertberichtigung, die Blancoanteile erfasst, verlangt.

Die Beliebigkeit des Handelns der Prüfer zeigt sich noch an einem anderen Punkt: Dem zum „Abschluss freigegebenen“ Kreditinstitut wird in der Regel vorgeworfen, die Erfüllungsquote im Bereich des § 18 KWG sei zu gering – vor allem sei eine unter 100% (= Vollerfüllung) liegende Quote – nicht hinnehmbar. Eine Vollerfüllung ist in der Praxis aber nicht erreichbar. Im Bankensektor liegen die Erfüllungsquoten daher in der Regel zwischen 85% und 88%. Die strenge Auslegung des § 18 KWG-Norm deutet, wie schon für die risikopolitische Behandlung der Blancoanteile erwähnt, eine Ungleichbehandlung an: Während eine Bank, die in den Austrittsprozess hineingezogen wird, die § 18 KWG-Anforderung eins zu eins umzusetzen hat, wird gegenüber anderen Banken eine liberalere Anwendung der einschlägigen Vorschrift praktiziert. Da nun aber eine 100-Prozent-Quote nicht zu erreichen ist, stellt die § 18 KWG-Norm nur ein Vehikel zur Erreichung von Selektionsmaßnahmen dar.

Haben die Prüfer erst einmal die Hürde „Risikolage“ und „Erfüllungsquote des § 18 KWG“ genommen, lassen sich „organisatorische Probleme“ vergleichsweise einfach begründen und schlussfolgern, dass die Anforderungen an eine ordnungsgemäße Geschäftsführung – primär Risikomanagement, Risikocontrolling und Innenrevision – nicht erfüllt seien (§ 25 a KWG). Oft wird die Organisationsschwäche zusätzlich noch an verursachten *Meldefehlern* festgemacht. Da die Meldepflichten nicht selten Interpretationsspielräume für den Anwender zulassen, öffnet sich hier wieder eine Tür für willkürliche Prüferfeststellungen.

5.3 Abberufung von Geschäftsleitern und Sonderprüfungen

Die Ausführungen zur Bewertungspraxis, zum § 18 KWG und § 25 a KWG, zu Meldefehlern und zur Innenrevision lassen ein durchsichtiges Manöver transparent werden, das üblicherweise die Geschäftsleiter der betroffenen Banken zu erheblichem Protest verleitet; sie sehen hierin ein hochgradiges, von subjektiven Erwägungen geleitetes (parteiisches) Handeln. Dies wiederum ist auch den Prüfungsverbänden und der Aufsichtsbehörde klar. Sie können eine dauerhafte Gegenwehr der Geschäftsleiter nur vermeiden, wenn sie deren Abberufung, begründet mit der fehlenden fachlichen Eignung und persönlichen Zuverlässigkeit, betreiben. Nur wenn die Geschäftsleiter neutralisiert werden, lässt sich

frei über ein Institut verfügen. Allerdings ist hierzu wiederum ein Prüfungsvorgang erforderlich.

Sobald die Verbandsprüfer ihren Prüfungsbericht für das zu selektierende Institut vorgelegt haben, veranlasst die Finanzdienstleistungsaufsicht gemäß § 44 Abs. 2 KWG deshalb eine *Sonderprüfung*, um die Feststellungen der Verbandsprüfer einer Revision zu unterziehen. Diese Maßnahme hat auf den ersten Blick etwas Sympathisches. Es wird der Anschein erweckt, als könne in einem weiteren Prüfungsprozess mehr Objektivität hergestellt werden. Dies ist aber nicht der Fall. Die Prüfungen nach § 44 KWG werden nur durchgeführt, um seitens der BAFin dem im Verwaltungsrecht verankerten Amtsermittlungsgrundsatz als Voraussetzung zum Erlass der ins Auge gefassten Austrittsbescheide (Abberufungsbescheide, später: Bescheid über die Aufhebung der Erlaubnis, etc.) entsprechen zu können, also nachweisen zu können, dass sich die Behörde einen eigenständigen Einblick in die wirtschaftliche und personelle Situation der Bank verschafft hat. Die Prüfungen dienen deshalb nur zur Bestätigung der bereits vorliegenden (Verbands-) Prüfungsergebnisse.

Vor Beginn der Sonderprüfung führt nun der jeweilige Referatsleiter der BAFin üblicherweise ein Einführungsgespräch mit dem Prüfungsleiter der beauftragten Wirtschaftsprüfungsgesellschaft. Es liegt auf der Hand, dass es hierbei zur Weiterleitung der Prüfungsvorgaben und (vorhandenen) Verbandsprüfungsergebnisse kommt. Am Ende der Sonderprüfung wird dann ein Abstimmungsprozess durchgeführt, das heißt, Sonderprüfer und Verbandsprüfer stimmen unter Einschaltung der BAFin ihre Ergebnisse ab; es findet ein „Abgleich“ statt. Am Ende kommt dabei ein Sonderprüfungsbericht heraus, der zu den gleichen Resultaten gelangt wie der Bericht der Verbandsprüfer.

Das – von der BAFin initiierte und begleitete – Abstimmungsverfahren stellt einen glatten Verstoß gegen die Berufspflichten der Wirtschaftsprüfer dar. Diese sind gemäß § 55 a Abs. 1 WPO zur strikten Unabhängigkeit und nach § 49 WPO zur Unbefangenheit (Einnahme einer neutralen Stellung) verpflichtet. Die Verletzung ihrer Berufspflichten riskieren die Wirtschaftsprüfer (Sonderprüfer) dennoch ! Dies hängt ein-

mal damit zusammen, dass die Beauftragung von Sonderprüfungen durch die BAFin für die (großen) Wirtschaftsprüfungsgesellschaften ein lukratives Geschäft darstellt. Die (beauftragten) Wirtschaftsprüfer wollen dieses Geschäft nicht verlieren und lassen sich deshalb in den von den Verbänden und der BAFin geforderten Gleichklang der Prüfungsergebnisse einbinden. Zum anderen spielt sicherlich die Überlegung eine Rolle, dass der Aufruf der Oberbehörde zur Verletzung der Berufspflichten einer Berufshaltung Vorschub leistet, die die Bedeutung der Unabhängigkeit und Unbefangenheit nur noch als von untergeordneter Bedeutung einstuft.

Welchen Einfluss das von der BAFin rechtswidrig geforderte Abgleichen von Prüfungsergebnissen hat, zeigt sich gerade bei der *Bankgesellschaft* Berlin. Bereits am 31. Mai 2002 verkündete die Behörde, der zusätzliche Wertberichtigungsbedarf würde bei gut 2 Mrd. € liegen. Zu diesem Zeitpunkt waren die Sonderprüfungen aber noch *nicht* abgeschlossen! Allerdings stand das (abgestimmte) Ergebnis schon vorher fest und wurde nachher nochmals bestätigt.

Der Präsident der Behörde, Sanio, bezeichnete dies in der Öffentlichkeit – bevor die Ergebnisse vorlagen – als „Punktlandung“ (Börsenzeitung 2001: 17).

5.4 Endstation: Erlaubnisentzug, Fusion oder Insolvenz

Sobald die beauftragten Wirtschaftsprüfer ihren Prüfungsbericht vorgelegt haben und die „Punktlandungen“ feststehen, beginnt die BAFin mit der Ausfertigung der notwendigen Bescheide (Bescheid über das Abberufungsverlangen gemäß § 36 Abs. 1 KWG und Korrekturpostenbescheid gemäß § 10 Abs. 3 b KWG). Ein Lesen des Berichtes ist hierfür aufgrund der abgesprochenen Punktlandungen nicht mehr erforderlich. Der zuletzt genannte Korrekturpostenbescheid fasst den (erhöhten) Einzelwertberichtigungsbedarf, der bisher von der geprüften Bank als Aufwandsposten nicht berücksichtigt wurde, zusammen und setzt diesen von der aufsichtsrechtlichen Größe des Eigenkapitals ab. Dadurch entsteht für die betroffene Bank ein „Grundsatz-I-Problem“, das heißt, sie kann die Kennziffer des Grundsatzes I (8-prozentiger Eigenkapital-

einsatz, bezogen auf die relevante Risikoaktiva) nicht mehr erfüllen und ist zu sofortigen Kapitalerhöhungsmaßnahmen gezwungen.

Viel schwerwiegender wirkt jedoch der sofort vollziehbare Abberufungsbescheid. Hier verliert die betroffene Bank „ihre Köpfe“. Diese kann sie in der Regel nicht unverzüglich ersetzen, so dass gemäß § 35 Abs. 2 Nr. 3 KWG der BAFin der Weg offen steht, die Erlaubnis zu entziehen und einen entsprechenden Bescheid zu erlassen. Diese Aufhebung der Erlaubnis wird in der Regel auch tatsächlich sofort vollzogen, sofern keine Verschmelzungs- oder Fusionsoption besteht. Ist jedoch letzteres gegeben, dient das mögliche Erlaubnisentzugsverfahren nur noch als Druckmittel, um jetzt die Gremien der Bank (Geschäftsleitung und Aufsichtsrat) zu einem konformen Handeln zu zwingen. Die Bank selber kann sich dadurch ein wenig Luft verschaffen, indem sie hinsichtlich des Abberufungsbescheides vor dem Verwaltungsgericht einen Antrag auf Gewährung einstweiligen Rechtsschutzes entsprechend § 80 Abs. 5 VwGO einreicht.

Die Gerichte benötigen in der Regel ein bis drei Monate, um einen solchen Antrag zu entscheiden. Die Chancen, einen positiven Beschluss des Gerichtes zu erhalten, sind äußerst gering. Dies hängt einfach damit zusammen, dass die zuständigen Verwaltungsgerichte mit dem sehr komplizierten Aufsichtsrecht an die Grenzen ihrer Belastbarkeit getrieben werden und von daher eine große Neigung zugunsten der Rechtspositionen der BAFin entwickeln. Hinzu kommt, dass die Verwaltungsgerichte dem von ihnen selber zu verfolgenden Amtsermittlungsgrundsatz, auch hinsichtlich der eigenständigen Auswertung von Prüfungsergebnissen und sonstigen Verfahrensunterlagen, kaum entsprechen können. Dafür sind die Berichterstatter der jeweiligen Kammern hinsichtlich der notwendigen ökonomischen und bankwirtschaftlichen Kenntnisse nicht genügend vorgebildet. Die Sachverhaltsaufklärung bleibt daher oft in ihren Anfängen stecken.

Ein Antrag nach § 80 Abs. 5 VwGO kann den Austrittsprozess also nicht wirklich aufhalten. Am Ende steht deshalb die Verschmelzung/Fusion oder das Insolvenzverfahren. Die Gremien der Bank nehmen dabei nur noch eine Statistenrolle wahr. Selbst bei der Übertragung der Bank

auf ein anderes Institut werden die maßgeblichen Verhandlungen von dem jeweiligen Verband und der BAFin mit der übernehmenden Bank geführt. Zwar handelt es sich hierbei um eine Geschäftsführung ohne Auftrag, die Grundrechte verletzt, dennoch scheint in der Praxis gegen ein derartiges Vorgehen der Regulatoren kein Kraut gewachsen zu sein. Man muss deshalb feststellen, dass Banken immer dann aus dem Markt ausscheiden, wenn dies aus der Sicht der Regulatoren notwendig ist. Ein klares Indiz für *ökonomische Probleme* (wie mangelnde Liquiditäts- und Eigenkapitalausstattung, erfolgswirtschaftliche Schwächen) ist der Austritt deshalb noch nicht.

5.5 Austrittsplanung schon nach der Gründung

Der beschriebene Austrittsprozess macht deutlich: Kleine Banken – insbesondere als Alternativbanken – haben im Prinzip keine langfristige Chance zum Überleben. Sie werden schon zum Zeitpunkt der Gründung als im Prinzip überflüssige Institutionen – natürlich von Seiten der Bankenverbände begriffen. Indes: Das Aufsichtsrecht bietet einfach keinen Hebel, diesen Gründungsbanken, weisen sie die notwendige Eigenkapitalausstattung (mindestens 5 Mio. €, § 10 Abs. 2 a KWG in Verbindung mit § 33 Abs. 1 Nr. 1 d KWG) und die notwendige Personalausstattung (zwei Geschäftsleiter, die den Anforderungen des § 33 Abs. 1 Nr. 4 KWG erfüllen) nach, die Erlaubnis zum Betreiben von Bankgeschäften zu verweigern. Allerdings planen die Verbände in Kooperation mit der BAFin schon nach Erteilung der Bankerlaubnis insgeheim den Gegenangriff. Sie überhäufen das Gründungsinstitut mit Sonderprüfungen gemäß § 44 Abs. 2 Satz 2 und Satz 3 KWG und mit Prüfungen entsprechend § 9 Abs. 1 Einlagensicherungs- und Anlegerentschädigungsgesetz. Eine Begründung für diese Prüfungsmaßnahmen lässt sich mit Verweis auf den Einlegerschutzgedanken (§ 6 Abs. 2 KWG), dessen Relevanz für Gründungsbanken außer Frage steht, immer finden. Jedoch wird schon im Rahmen dieser anfänglichen Prüfungsmaßnahmen ausgelotet, ob sich das Institut in den Verbandskanon einfinden wird und zur Beachtung der verbandspolitischen Auflagen bereit ist. Alternativbanken als Gründungsbanken fällt dies a priori schwer; sie wollen eine politische Aufgabe, keine verbandspolitische Aufgabe erfüllen. Sie können daher nicht mit Wohlwollen rechnen, sondern müssen sich ganz im Gegenteil massiv darauf einstellen, dass die

Regulatoren – wie erwähnt – ihren systematischen Marktaustritt planen. Hierfür steht, anders als beim Markteintritt, das schon vorgestellte, differenzierte aufsichtsrechtliche Instrumentarium (u. a. §§ 35, 36, 44 KWG) zur Verfügung. Dieses Instrumentarium ist (verwaltungs-) rechtlich – wie erläutert – nicht mehr überprüfbar, da die dahinter stehenden bankwirtschaftlichen Fragestellungen von den zuständigen Verwaltungsrichtern in der Regel nicht mehr aufgenommen werden können. Anders bei der Gründung. Hier geht es nicht um Aspekte der Bankbetriebswirtschaftslehre, sondern nur noch um die rechtliche Frage: Wurde der Gleichheitsgrundsatz (Artikel 3 GG), sofern alle übrigen, klar definierten Gründungsvoraussetzungen (siehe oben) erfüllt wurden, beachtet oder nicht? Die Aufsichtsbehörde hat also, wenn sie die Zulassung verweigert, ein großes Risiko, im Rahmen einer verwaltungsrechtlichen Auseinandersetzung zu unterliegen. Dies sind letzten Endes die Ursachen dafür, warum Alternativbanken oder andere Privatbanken vergleichsweise einfach gegründet werden können. Ihr Überleben ist dabei wesentlich schwieriger zu organisieren. Dabei stehen nicht bankbetriebliche Ineffizienzen im Vordergrund, sondern die unsägliche Gefahr liegt bei den Verbandsregulatoren.

6 Zur Zukunft alternativer Finanzunternehmen

Alternative Banken sind gezwungen, sich der Macht der Regulatoren (Verbände, BAFin) zu entziehen. Dies bedeutet konsequenterweise, dass die Institute *nicht* mehr als Banken, mit den im § 1 Abs. 1, 1 a, 1 b KWG genannten Geschäftsfeldern geführt werden können; sie müssen außerhalb dieses Regulierungsbereiches angesiedelt sein und damit Geschäfte durchführen, die nicht der sog. „Solvenzaufsicht des Kreditwesengesetzes und damit der BAFin“ unterliegen. Ansonsten werden die Institute weiterhin den Zorn der „missvergnügten Verbände“ auf sich ziehen. Geschäfte außerhalb der Solvenzaufsicht sind im § 1 Abs. 3 KWG näher erläutert – es handelt sich dabei um Geschäfte, die von nicht beaufsichtigten „Finanzunternehmen“ durchgeführt werden. Dazu gehören im Wesentlichen der Erwerb von Beteiligungen und Geldforderungen, der Abschluss von Leasingverträgen, das Handeln mit Finanzinstrumenten auf eigene Rechnung, die Anlageberatung und die Kreditvermittlungstätigkeit.

Auf den ersten Blick sieht es so aus, als könnte mit diesen Geschäftsfeldern keine Alternative Ökonomie dauerhaft finanziert werden. Allerdings: Das Gegenteil ist der Fall. Die Geschäfte erfassen, geschickt strukturiert, so ziemlich jeden Vorgang, der einen Kapitalbedarf mit einer entsprechenden Finanzierungsnotwendigkeit, ob in einem alternativen Betrieb oder in einem privaten Haushalt, auslöst. Es lässt sich also, was noch zu zeigen sein wird, ein (alternativer) Finanzdienstleistungssektor aufbauen, der in seinen Strukturen und Vernetzungen ohne Alternativbanken als Finanzintermediäre auskommt. Hier schließt sich dann sofort die Frage an: Warum hat das Kreditwesengesetz so etwas überhaupt zugelassen? Für gewöhnlich sorgen die Regulatoren dafür, dass der gesetzliche Rahmen erweitert und nicht verengt wird. Nun, die einfache Erklärung liegt darin, dass sich die Bankenverbände selbst für eine solche Öffnungsklausel eingesetzt haben. Die Vorschrift des erwähnten § 1 Abs. 3 ermöglicht u. a. den entgeltlichen Erwerb von Geldforderungen und damit den Kauf von Darlehensforderungen, vorwiegend auch den Erwerb von risikobehafteten Krediten durch eine Finanzunternehmung (sog. Zweckgesellschaft). Die Banken gliedern damit ihre Risiken im Kreditbestand, die in den letzten Jahren zu einer enormen Belastung geworden sind, an Zweckgesellschaften aus; dies kann über einen sog. „True Sales“ geschehen (echter Forderungsverkauf) mit anschließender Securitisation (Verbriefung) oder über ein Swapgeschäft (= Abtrennung der Kreditrisiken vom eigentlichen Kreditengagement bis hin zum synthetischen Forderungsverkauf). Beide Geschäftsarten lassen sich darüber hinaus auch miteinander verbinden.

Würden die Ausgliederungsmöglichkeiten über eine Zweckgesellschaft, die § 1 Abs. 3 KWG eröffnet, nicht bestehen, blieben die Banken auf ihren Risiken „hängen“. Dies müsste jedoch, zumindest mittelfristig, die Regulatoren mit ihren Zwangsmaßnahmen auf den Plan rufen. Um genau dies zu vermeiden, wurde die erwähnte Öffnungsklausel für den erwähnten Bankensektor geschaffen. Und diese nutzt das „geöffnete Kreditwesengesetz“, wie sich erst kürzlich in der sog. *True-Sales-Initiative (TSI) der deutschen Großbanken* (Deutsche Bank, Dresdner Bank, Commerzbank, HypoVereinsbank, Kreditanstalt für Wiederaufbau) zeigte. Im Rahmen der Initiative wurde eine gemeinsame Zweckgesellschaft (= TSI-Gesellschaft) gegründet, um risikobehaftete Kredit-

bestände, auch wenn dies in der Öffentlichkeit heftig bestritten wird, zu erwerben (Lebert/Rössing/Marschall 2003: 1; Jennen/Marschall 2003: 19).

Die Alternative Ökonomie ist nun aufgerufen, die Öffnungsklausel des Kreditwesengesetzes, wie der traditionelle Bankensektor, zu nutzen. Dazu sollen die folgenden Hinweise gegeben werden:

Gedanklicher Baustein der aufsichtsfreien Geschäfte ist der Erwerb einer *Forderung*. Diese Forderung kann auf der Grundlage verschiedener Geschäfte zustande gekommen sein, vorwiegend der Lieferung von Waren oder Dienstleistungen. Werden jetzt diese Forderungen an einen Dritten, also an eine Finanzunternehmung, veräußert, stellt dies kein Bankgeschäft dar. In der Regel zahlt der Dritte einen Ankaufspreis für die Forderung, die, je nach der Bonität des Schuldners – also des ursprünglichen Käufers der Ware oder Dienstleistung (Abnehmer) – zwischen 50% und 70% des Nominalwertes liegt. Sobald der Forderungsbetrag vollständig beim Forderungskäufer (Finanzunternehmung) eingegangen ist, wird das *Disagio*, das zwischen dem Ankaufspreis und dem Nominalwert der Einzelforderung liegt, unter Abzug *weiterer Kosten* an den Forderungsverkäufer, der zugleich der ursprüngliche Verkäufer der Waren und Dienstleistungen ist, ausgeschüttet. Zu den weiteren Kosten gehören laufzeitbezogene Zinsen, Delkredereprovisionen und Dienstleistungsgebühren. Sie stellen die Vergütung für die Finanzunternehmung dar.

Diese Form des Forderungsankaufes durch eine Finanzunternehmung wird in der Fachliteratur auch als *Factoring* bezeichnet. Dieses Factoring führt für den Forderungsverkäufer – finanzwirtschaftlich betrachtet – zur Bereitstellung eines (alternativen) Kontokorrent- und Kreditrahmens. Dafür muss der Betrieb Finanzierungskosten (Ankaufs- bzw. Factoringkosten, s. oben) bezahlen. Sie stellen damit die Kontokorrent- oder Sollzinsen dar, die sonst – bei einer Kreditfinanzierung – fällig werden würden. Der Vorteil der Betriebe liegt darin, dass ihnen über den Ankauf von Forderungen durch die Finanzunternehmung sofort *Liquidität* (Geld) verschafft wird, auf das sie sonst, mindestens bis zur Ablauf der Zahlungsfrist, warten müssten. Dieses Warten entfällt jetzt.

Auch ist es nicht mehr notwendig, die Zwischenzeit mit einem Kontokorrent- oder Diskontkredit zu überbrücken. Für den Abnehmer, dessen Verbindlichkeit (= zugleich Forderung des Forderungsverkäufers) an die Finanzunternehmung abgetreten wird, ändert sich nichts Wesentliches, außer dass er, entweder nach außen sichtbar (offenes Factoring) oder nicht sichtbar (verdecktes Factoring), seine Schuld gegenüber der Finanzunternehmung (Abtretungsempfänger) und nicht mehr gegenüber dem Lieferanten erfüllt.

7 Der Forderungsverkauf erfasst alle Finanzierungsanlässe

Die erörterte Struktur des Forderungsverkaufes lässt den Eindruck entstehen, als sei dies nur eine Finanzierungsvariante für den Kapitalbedarf, der aus der Zielgewährung an Abnehmer entsteht, auszugleichen. Diese Einschätzung ist nicht richtig. Hiermit können auch Warenbestände (Roh-, Hilfs- und Betriebsstoffe) oder Investitionen im Anlagevermögen finanziert werden. Wichtig ist nur, dass der Abnehmer bereits zum Zeitpunkt des Erwerbes einer Leistung einen Factor als Financier anbieten kann bzw. dieser vom Lieferanten – vor allem mit dem Motiv, seine Leistung auch absetzen zu können –, angeboten wird. Dazu einige Beispiele:

- (1) Will eine Druckerei eine neue Druckmaschine anschaffen, nimmt sie Kontakt mit ihrem Finanzunternehmen (Factor) auf, und erkundigt sich, ob sie bereit ist, die Forderung, die aus einem Maschinenverkauf entstehen würde, vom Lieferanten der Maschine zu erwerben. Hier kann der Abnehmer bereits die Konditionen für die Forderung aushandeln, z. B. Laufzeit 60 Monate mit vierteljährlicher Tilgung und einen bestimmten Factorzinssatz/Sollzinssatz. Diese Konditionen werden an den Lieferanten übermittelt, der diese in den Kaufvertrag zur Lieferung der Maschine aufnimmt. Für den Lieferanten sind die Details dieser Konditionen weitgehend uninteressant, da er, so ein weiterer Eckpfeiler des Geschäfts, bereits vor Lieferung der Maschine die Zusicherung der Finanzunternehmung (Factor) erhält, dass die Forderung zu einem festen Betrag zu einem bestimmten (kurzfristigen Zeitpunkt) angekauft wird. Der Lieferant erhält damit definitionsgemäß nach der Lieferung – wenn vertraglich nichts anderes vereinbart ist – und damit nach der rechtlichen

Entstehung der Forderung – seinen Kaufpreis vom Factor vergütet. Anschließend geht die Forderung – als Gegenleistung – auf den Factor – zumeist in Form der Abtretung – über. Der Factor ist jetzt Inhaber der Forderung, die fortan in Raten (60 Monate) ausgeglichen wird. Es ist ein Kreditverhältnis zwischen Abnehmer und Finanzunternehmung entstanden.

Anstelle des Forderungskaufes durch den Factor und Forderungsverkaufes durch den Lieferanten kann als Variante auch das Leasing gewählt werden. Hierbei erwirbt die Finanzunternehmung die Druckmaschine direkt vom Lieferanten – bei gleichzeitiger Bezahlung – und verleast diese an den Abnehmer – z. B. für 60 Monate – gegen Zahlung einer Leasingrate weiter. Für das Leasing gibt es unterschiedliche Gestaltungsformen, die hier nicht dargestellt werden sollen.

- (2) Der Abnehmer geht mit einer Werbeagentur einen Agenturvertrag ein, der vorsieht, dass die gesamte Marktkommunikation von der Agentur für eine Schwerpunkt-kampagne von 12 Monaten übernommen wird. Als Preis für die Agenturleistungen werden monatliche Zahlungen von 30.000 Euro vereinbart. Analog zum vorangegangenen Beispiel vereinbart der Abnehmer der Dienstleistungen mit dem Forderungsverkäufer eine Finanzierung über z. B. 48 Monate, und zwar nach Ablauf einer tilgungsfreien Zeit von 12 Monaten. Diese Zahlungsmodalität wird in den Agenturvertrag aufgenommen. Sie ist die Voraussetzung dafür, dass die Forderung von der Finanzunternehmung angekauft wird und sie darüber die liquiden Mittel erhält. In diesem Fall liegt eine Finanzierung der sonstigen Betriebsmittel (immaterielle Vermögenswerte) des Abnehmers vor.

Der Grundgedanke des Erwerbes und des Verkaufes von Forderungen kann beliebig weit fortgesetzt werden. So lässt sich durchaus in Betracht ziehen, dass die Mitarbeiter/innen eines Betriebes ihre Lohn- und Gehaltsforderungen an eine Finanzunternehmung „verkaufen“ und damit für das Unternehmen ein finanzieller Beitrag zur Finanzierung der Betriebsprozesse geschaffen wird. Normalerweise sollte das Unternehmen einen solchen Kapitalbedarf, sofern es sich nicht in der Aufbau-phase befindet, durch Mittel aus der Kapitalfreisetzung (Einzahlungen aus Umsatzerlösen) abdecken. Erscheint dies nicht möglich, ist aber

der beschriebene Weg, auch unter Stellung zusätzlicher Kreditsicherheiten für die Finanzunternehmung, möglich.

8 Die Refinanzierung des Forderungskäufers

Der Forderungskäufer muss sich selber refinanzieren, um die notwendigen Ankaufmittel bereitzustellen. Und genau an diesem Punkt könnten die kritischen Kommentatoren einwenden, es sei der Finanzunternehmung, anders als einer Bank, nicht möglich, die notwendigen Mittel zu beschaffen. Hier würde sich also der strukturelle Nachteil des Konzeptes erweisen. Die Ökobank wurde ja seinerzeit deshalb gegründet, um diesen Nachteil, mit dem damals schon andere alternative Finanzierungsinitiativen konfrontiert waren (z. B. Netzwerk, Finanz-Kooperationen, die primär Beteiligungsmittel für Betriebe einsammelten, siehe Makowski 1988: 26), zu lösen. Über *Einlagen* sollten die Refinanzierungsprobleme bewältigt und vor allem die Vorteile der Fristentransformation ausgeschöpft werden (Witte 1988: 11). Die Praxis hat später gezeigt, dass die Einlagen nicht aus sich heraus wachsen. Treibende Kräfte für ein sich expansiv entwickelndes Einlagen- und Refinanzierungsvolumen sind vielmehr die Sicherheit und die Rentabilität, d. h., kann nachgewiesen werden, dass die Ausfallgefahren für die Einlagen relativ gering sind und die Gelder darüber hinaus einen angemessenen Habenzinssatz vergüten, kommt es zu einer verstärkten Anlagetätigkeit. Dabei ist es dann gleichgültig, ob es sich um Einlagen (zum Begriff siehe Füllbier 2000, zu § 1 KWG Rd.-Nr. 32 ff.) oder allgemeiner ge-griffen, um „Anlagen“ handelt. Entscheidend ist immer ihr Sicherheitsgehalt und ihre Rendite.

Kann also eine Finanzunternehmung nachweisen, dass die von ihr durchgeführten Geschäfte relativ sicher sind und eine angemessene Verzinsung abwerfen, wird sie auch in der Lage sein, sich zu refinanzieren. Diese Refinanzierung wird grundsätzlich in zweifacher Weise geschehen müssen: Einmal ist es erforderlich, dass die Finanzunternehmung – durch die Emission von Aktien sowie entsprechender Mischformen (z. B. Genussrechtskapital) – über einen ausreichenden Bestand an haftendem Eigenkapital verfügt. Als ausreichend wird dabei kaum ein Betrag gelten können, der unterhalb von 3 bis 4 Mio. Euro liegt. Erst

ab dieser Größe wird die Finanzunternehmung, auch aufgrund des hier-von ausgehenden Geschäftsvolumens, welches die Erwirtschaftung angemessener Überschüsse zulässt (= über tragbare Aufwendungen und Erträge für die Bearbeitung des Volumens, insbesondere aber Nutzung der Kostendegressionseffekte), interessant. Damit wird eine Mindestkapitalanforderung sichtbar, die auch für Banken gilt (siehe oben).

Zum anderen muss die Finanzunternehmung liquide Mittel über Asset-Backed-Securities beschaffen. Hierunter wird die Verbriefung (Securitisierung) von Vermögensgegenständen (Assets) durch die Emission von Wertpapieren (Securities) am Geld- und Kapitalmarkt verstanden. Wesentliches Ziel ist dabei, illiquide Vermögenswerte (z. B. angekaufte Forderungen) in liquide Mittel umzusetzen. Dies geschieht durch Weiterverkauf, d. h., die Finanzunternehmung überträgt die zuvor selbst erworbenen Forderungen an einen zweiten Forderungskäufer – eine sog. SPV (Single Purpose Vehicle). Als Gegenleistung erhält sie einen entsprechenden Kaufpreis, der es der Finanzunternehmung erlaubt, erneut Forderungsbestände zu übernehmen. Die Refinanzierung wird also über Vermögensliquidation und nicht etwa über einen Außenfinanzierungsvorgang (z. B. Kreditaufnahme oder Emission von Schuldverschreibungen) erreicht. Letzteres geschieht erst bei der SPV; sie begibt die entsprechenden Wertpapiere (Commercial Paper) und erhält von den Kreditinstituten, um die Anschlussfinanzierung zu sichern, Liquiditätslinien eingeräumt.

Asset-Backed-Transaktionen verlangen in erster Linie „Sicherheit“ im zu verkaufenden Forderungsportfolio. Ist diese nicht gegeben, sind die Abschläge auf den nominellen Forderungsbetrag beträchtlich und lässt sich das notwendige Rating für die Transaktionen nicht herstellen. Das Rating entscheidet aber darüber, ob die von der SPV zu emittierenden Papiere auch platziert werden können, also eine Refinanzierung des (zweiten) Erwerbs möglich wird. „Steht“ allerdings das Rating, also die positive Bonitätsbewertung des Portfolios und die positive Einstufung der Konstruktionselemente der ABS-Struktur durch die Ratingagenturen (z. B. A 1+ von Standard & Poor's, P 1 von Moody's, F1 von Fitch), wird damit für den Forderungsweiterverkäufer eine absolut günstige Refinanzierungsquelle erschlossen. Die Refinanzierungskosten liegen

dann, wenn man alle Komponenten zusammen nimmt (einmalige Kosten, wie Up-Front-Kosten und die laufenden Kosten, wie Euribor zzgl. Verwaltungskosten), mit etwa 3% bis 4% p. a. unter den Kosten eines traditionellen Bankkredites.

Für ökologische und ethnische Investmentgesellschaften eignen sich die im Rahmen von Asset-Backed-Securities begebenen Wertpapiere (Commercial Paper) hervorragend als Anlageinstrument. Sie können so ihr Portfolio – neben ökologisch orientierten Aktienanlagen – um risikolose ökologische Schuldverschreibungen ergänzen und erhalten anlagepolitisch eine interessante Beimischung. Für Privatpersonen, die ihr Geld in ein ökologisches Investment lenken möchten, erweitern sich ebenso die Anlageperspektiven. Sie haben sowohl die Chance, sich an den jeweiligen Finanzunternehmen als Erwerber der Vermögenswerte (durch Zeichnung von Aktien und Genussrechtskapital) als auch den Schuldverschreibungen des Zweiterwerbers (SPV) direkt oder indirekt (über Investmentfonds) zu beteiligen oder zu kaufen.

9 Ratingagenturen der Alternativen Ökonomie

Der entscheidende Aspekt liegt – neben der Sicherheit des Vermögensportfolios – im Ratingverfahren und der jeweiligen Ratingagentur selber. Das Rating dient zwar in erster Linie zur Beurteilung der Bonität der Forderungen und zur Prognose ihrer Ausfallgefahren. Daneben ist aber auch entscheidend, ob die Agentur über die notwendige Unabhängigkeit, fachbezogene Personalausstattung und Transparenz sowie Sensibilität für alternativ-ökonomische Fragestellungen verfügt. Hinsichtlich des zuletzt genannten Aspektes sind bei den großen Ratingagenturen – Moody's und Standard & Poor's – Zweifel angebracht. Aber auch die kleineren Agenturen haben sich bisher nicht mit Fragen der Alternativen Ökonomie – insbesondere auch des ökologischen/ethnischen Wirtschaftens befasst (z. B. URA München, Creditreform Neuss, Euro-Ratings AG Frankfurt/Main, Hermes Rating Hamburg, RS Rating München). Die Alternative Ökonomie ist daher aufgerufen, eine qualifizierte Ratingagentur ins Leben zu rufen. Diese Agentur scheint heute dringender als je zuvor – auch im Zusammenhang mit den Anforderungen durch „Basel II“ – zu sein. Es geht also nicht mehr, so könnte verkürzt argumentiert werden, um die Gründung einer auf Dauer nicht überle-

bensfähigen Bank (Regulatoreinfluss !), sondern um qualifizierte Bewertungsinstanzen, die die Aktivitäten der Alternativen Ökonomie unter die Lupe nehmen. Sie haben damit die Aufgabe, gute Anlageangebote von schlechten zu trennen, also eine Prüfung im Sinne der Gläubiger vorzunehmen und für eine qualifizierte Solvenzaufsicht zu sorgen. Sie übernehmen damit die Funktionen der oben so kritisch beschriebenen Regulatoren (BAFin, Verbände) – jedoch in einem anderen Umfeld: die Agenturen können von der Alternativen Ökonomie selber gegründet werden und sie können – wenn nicht nur eine Agentur aufgebaut wird – zueinander in einen Qualitätswettbewerb treten. Dieser Wettbewerb führt zur Demokratisierung der (Aufsichts-) Strukturen. Als typische Betreiber für solche Agenturen (als An-Institute) könnten sich die Universitäten betätigen. Sie verfügen über die notwendige fachliche Kompetenz (z. B. in Form ihrer wirtschaftswissenschaftlichen Fachbereiche) und über die notwendige Unabhängigkeit.

10 Fazit

Die alternative Finanzierung wird zukünftig über alternative Finanzunternehmen und nicht mehr aufgrund der Macht der Regulatoren über Alternativbanken realisiert. Dazu müssen die notwendigen Strukturen aufgebaut werden. Wesentliche Elemente dieser Strukturen sind neben den erwähnten Finanzunternehmen die noch zu etablierenden alternativen Ratingagenturen. Damit wartet wiederum eine gewaltige Aufbauarbeit auf den Alternativen Sektor; dieser ist damit nach wie vor „gleichzeitig den Mühen der Berge und den Mühen der Ebene ausgesetzt“, wie Rolf Schwendter in Anlehnung an Brecht zutreffend ausgeführt hat (Schwendter 1986: 286).

Literatur

- ArbeiterSelbsthilfe-Krebsmühle (Hrsg.): Selbstverwaltete Betriebe und Projekte im „Wende-Zeitalter“, Material und Diskussionsbeiträge zur „Projektmesse 83“, Oberursel bei Frankfurt.
- Bartning, Constantin (1980): Lohnarbeit und Kollektiv, in: Arbeitsgruppe WestBerliner Stattbuch (Hrsg.): Stattbuch 2, Berlin, Seite 25 bis 36.
- Füllbier, Andreas (2000): Kommentierung zu den §§ 1 bis 9 KWG, in: Boss, Karl-Heinz/Fischer, Reinfrid/Schulte-Mattler, Hermann (Hrsg.): Kreditwesengesetz – Kommentar zu KWG und Ausführungsvorschriften, München, Seite 121 bis 275.
- Huber, Joseph (1980): Auf der Höhe des Regenbogens (Weitermachen – aber mit mehr Überlegung), in: Arbeitsgruppe WestBerliner Stattbuch (Hrsg.): Stattbuch 2, Seite 13 bis 15.
- Huber, Joseph (1981): „Am Ende des Regenbogens“ – Zur Entwicklung der Alternativbewegung, in: Netzwerk-Rundbrief Nr. 15/1981, wieder abgedruckt in: ArbeiterSelbsthilfe-Krebsmühle (Hrsg.): Selbstverwaltete Betriebe und Projekte im „Wende-Zeitalter“, Material und Diskussionsbeiträge zur „Projektmesse 83“, Oberursel bei Frankfurt, Seite 56 bis 61.
- Jennen, B./Marschall, B. (2003): EU prüft Verbriefungsgesellschaft, in: Financial Times vom 26. Mai 2003, Seite 19.
- Kück, Marlene (1985): Neue Finanzierungsstrategien für selbstverwaltete Betriebe, Frankfurt/Main.
- Lebert, R./Rössing, S./Marschall, B. (2003): Großbanken stoßen Risiken ab, in: Financial Times vom 23. April 2003, Seite 1.
- Makowski, Michael (1988): Die Ökobank kommt, in: Schwendter, Rolf (Hrsg.): Die Ökobank – Wirtschaftsunternehmen oder Glaubensgemeinschaft ?, München, Seite 25 bis 27.
- Ohne Verfasserangabe (1980): Vorwort, in: Arbeitsgruppe WestBerliner Stattbuch (Hrsg.): Stattbuch 2, Berlin, Seite 10.
- Witte, Lothar (1988): Die Ökobank – die Bank der Bewegung, in: Schwendter, Rolf (Hrsg.): Die Ökobank – Wirtschaftsunternehmen oder Glaubensgemeinschaft ?, München, Seite 9 bis 13.
- Ohne Verfasserangabe (2001): „Punktlandung“ beim Kapitalbedarf, in: Börsenzeitung, Nr. 122 vom 28. Juni 2001.
- Schwendter, Rolf (1979): Notate zur neusten Geschichte der Alternativen Ökonomie, in: Derselbe (Hrsg.): Zur Alternativen Ökonomie II, 2. Auflage, Berlin, Seite 233 bis 260.
- Schwendter, Rolf (1988): Die Ökobank – eine Gratwanderung, in: Derselbe (Hrsg.): Die Ökobank – Wirtschaftsunternehmen oder Glaubensgemeinschaft ?, München, Seite 135 bis 138.
- Wend, Christian (1980): Vernetzung: Struktur einer neuen Gesellschaft oder nur Überlebenstechnik ? Ein Zwischenbericht zum Entwicklungsstand der Alternativbewegung, in: Arbeitsgruppe WestBerliner Stattbuch (Hrsg.): Stattbuch 2, Seite 16 bis 24.

Thomas Leif

Mehr Konzeptionen wagen – wie mehr Bürgerbeteiligung eine Renaissance der Politik einleiten könnte

„Denk' ich an Deutschland in der Nacht – bin ich um den Schlaf gebracht,“ dichtete schon Heinrich Heine. Die Briten sprechen von der „German Disease“, nachdem der Standort Deutschland lange genug in den Abgrund geredet wurde. Und fragt man andere europäische Nachbarn über die Gemütslage hier bei uns, hört man immer häufiger: „Jammern auf hohem Niveau.“ Aber wenn es stimmt, dass die *Hälfte* des wirtschaftlichen Erfolgs von der „Psychologie“ bestimmt ist, dann sollten wir uns aus dem Jammertal verabschieden, den wirklichen Ursachen auf den Grund gehen und jeweils um die besseren Lösungen ringen.

Dazu haben aber weder die Bürger, noch die Parteien und auch die Medien wenig Interesse. Sie alle agieren in einer PHASE DES RASENDEN STILLSTANDS, NACH DEM MOTTO „WER SICH ZUERST BEWEGT, WIRD ZUERST ABGESCHOSSEN.“

In diesem Bermuda-Dreieck verschwinden gute Ideen, durchdachte Konzepte und kreative Vorschläge allzu schnell. Jede Interessengruppe jault auf, wenn irgendein Privileg auf dem Prüfstand steht und schon AUF den Bremsklöten.

Die Bremser und diejenigen, die sich ganz gut mit einer langen Dauerbremsung zurechtfinden können, möchte ich in den nächsten Minuten gerne etwas genauer besichtigen.

Begleiten sie mich in den nächsten Minuten auf eine Reise durch Deutschland im Reformstau.

1. Station: Alles hat seine Geschichte. Die Auswirkungen der Politikverdrossenheit kommen jetzt voll zur Geltung.

Ganz gleich ob es um die kranke Gesundheitspolitik, die negativen Auswirkungen der „BSE-Agrarfabriken“, die wechselhafte Steuer- und Rentenpolitik geht. In den meisten Politikfeldern wird nicht sinnvoll gestaltet, sondern der Status quo der Mangelverwaltung immer wieder auf Neue konserviert. An diesen Zustand hat man sich gewöhnt. Ein Jahrzehnt lang sind die Ursachen von Politikverdrossenheit beschrieben, diskutiert und verhandelt worden. Fast ohne Konsequenzen: der massive Anstieg der Nichtwähler, der dramatische Rückgang von Stammwählern, die Auszehrung der Mitgliedschaft der Parteien und der Ansehensverlust der politischen Klasse, haben keine nachhaltigen Impulse zum Umdenken ausgelöst. Obwohl die Gesellschaft den Parteien mit großer Distanz und Skepsis begegnet, haben die bestimmenden Akteure in den Parteien noch keine Anstrengungen unternommen, ihre Politik auf eine neue konzeptionelle Grundlinie auszurichten: Öffnung hin zur Gesellschaft, Diskursorientierung, ernsthafte Bürgerbeteiligung und effiziente Kontrolle auf allen Ebenen der Politik.

Nichts ist geschehen: Gegenentwürfe haben in Deutschland offenbar keine Chancen.

Diese Lageeinschätzung führt zu einem zentralen Gedanken, der im Kern das demokratische Defizit in Deutschland umreißt: In der Stimmungs-Demokratie wandelt sich die Rolle der Parteien, die mit einem Verfassungsprivileg ausgestattet sind und deshalb über erhebliche Gestaltungsmacht verfügen. Der Funktionswandel der Parteien, die mit ihrer Abneigung gegenüber durchdachten Konzepten und ihrer Zuwendung zu Inszenierungen oft den Gesetzen der Medien und nicht eigenen Überzeugungen folgen, wirft die Frage auf, ob die Steuerung der Gesellschaft durch die Parteien noch ausreichend gesichert ist?

Weil die wesentlichen Impulse für die Politikgestaltung von Außen kommen und nur langsam in die Apparate eindringen, ist ein demokratisches Defizit zu konstatieren. Öffentliche – vor allem von den mächtigen Medien gesteuerte Prozesse – und nicht interne Impulse durch gezielte Verfahren, prägen die Agenda der Politik. Erhard Eppler hat dieses Dilemma deutlich beschrieben: „Wir wissen zwar ziemlich ge-

nau, was wir tun, aber wir tun nicht, was wir wissen. Macht wird dann um der Macht willen erorbert, verteidigt, ausgeübt. Sie wird unempfindlich, immun gegen den Geist.“ In vielen Felder reagiert die Politik nur noch auf Krisentendenzen. Meistens jedoch erst sehr spät, wenn sich das Privileg des Nichthandelns nicht mehr aufrecht erhalten lässt. Diese Phase der Politikgestaltung erleben wir derzeit.

2. Station: Brot und Spiele.

Wir leben in einer Stimmungsdemokratie. Der ständige Kick für den Augenblick vertreibt das Ernsthafte.

Wir leben in einer *Stimmungs-Demokratie*, in der die politische Gestaltung des Alltagslebens und die Reflexion darüber, welche Werte und Haltungen die Gesellschaft prägen sollen, immer unwichtiger werden. Fast so wie auf der Achterbahn der erlebnishungrigen Freizeitgesellschaft wechseln die Themenkonjunkturen, die Politiker in Atem halten. Ganz gleich, ob es um die Entführten in Jolo geht, die Bedrohung durch Kampfhunde, die Steigerung der Benzinpreise (durch die Ökosteuern), die BSE-Bedrohung, die Flut oder die Kriegsangst geht. Keines der Themen und der damit verbundenen Problemzusammenhänge wird wirklich gründlich analysiert, gelöst oder konsequent bearbeitet. *Aktionismus*, gespeist von dem Wunsch ein Thema möglichst rasch „zu beerdigen“ und sich vom Handlungsdruck der Medien zu entlasten, ist das politische Instrument der Politiker, die mit der Strömung in der Stimmungsdemokratie mitschwimmen. Getrieben von der Angst in den Stimmungswellen unterzugehen oder ins Abseits getrieben zu werden.

Im Bundestagswahlkampf versuchte vor allem die Union durch das strategische Konzept eines schwachen Profils und keiner inhaltlichen Polarisierung an die Macht zu kommen.

Ziel war es, die Gegnerischen Wähler zu demoralisieren und ihnen einen leichten Übergang zu ermöglichen.

Es ging nicht um Wahrheiten, um Zumutungen, sondern um Einlullen und Besänftigen.

Möglichst wenig Streit über Konzepte bringt aber besonders viel Unklarheit und produziert eine passive Beobachterposition vieler Bürger, das Gegenteil von demokratischer Mitwirkung. Daraus entsteht ein nicht unerhebliches demokratisches Defizit;

Die Wahrnehmungsfilter und die Problemspeicher der Politiker werden diffus, brüchig, zufällig – fast orientierungslos. Die Entwertung der Politik durch die konzeptionelle Selbstbeschränkung der Akteure – quasi als Gestaltungsinstrument – ist deshalb heute Teil des politischen Geschäfts. Die Klage von Politikern, eine verbindende Linie von „rot-grün“ sei mitten im Themen-Hopping nicht mehr erkennbar, skizziert das enorme Kommunikationsdefizit in der Politik: wo die Botschaft, die Überschrift, der rote Faden des Regierens fehlt, entsteht Irritation.

Kein Wunder, dass künftig d e r Politikertyp wieder erfolgreich sein wird, der ENTSCHLUSSKRAFT signalisiert und Handlungsfähigkeit demonstriert. (Koch)

3. Station: Die Besichtigung der Parlamente.

Wie Politik heute funktioniert.

Die Stimmungs-Demokratie produziert einen neuen *Politiker-Typus*, der sozusagen die Leitwährung der Berliner Republik bestimmt: Der *Pragmatiker des Augenblicks*, der dem Volk auf allen Bühnen vermittelt: „Hier stehe ich, ich kann auch anders.“

Der heute vom Kanzleramt zelebrierte Pragmatismus ohne eindeutig identifizierbare Prinzipien bringt selbst gestandene Landesvorsitzende auf die Barrikaden. Das selbst Spitzenpolitiker ihre Kritik über die Medien vermitteln müssen, lässt darauf schließen, dass über wichtige Fragen nicht einmal in den zuständigen Gremien gesprochen wird. Die Folge: die großen Linien – wie etwa bei der Neustrukturierung der Gesundheits- und Rentenpolitik – sind am Ende des Justierungsprozesses wohl nicht einmal von Insidern zu erkennen.

Die neue Politik setzt auf *Allianzen auf Zeit*, um konkrete Probleme zu lösen, den viel beklagten Reformstau aufzulösen. *Wechselnde Bündnisse* (auf Zeit) sind die Träger des neuen Pragmatismus. Dieser Regierungsstil, der vorsichtige Ziele vorgibt und dann um Unterstützung wirbt, hat sogar einen neuen Namen für diese Botschaft der reduzierten Ansprüche kreiert: Neudeutsch könnte man diesen Stil – den man in der Regierung und der Opposition sieht – als low profil bezeichnen.

Schon beim Kauf der Winterreifen lernt man; low profil bringt erhöhte Rutschgefahr und manchmal wächst eine Politik ohne klare Linien sich zum Schleudertrauma aus.

Manchmal hat man den Eindruck, dass die Regierenden gar nicht regieren wollen und Opposition die Regierungsmacht gar nicht übernehmen möchte. Am Donnerstag war ja zu besichtigen, welche Strahlkraft und Überzeugungsfähigkeit von Angela Merkel ausgeht.

Vor lauter „Nur ja keine Fehler machen“-Denke, kommt sie nicht zum Punkt. Angst essen Politik auf – das ist die Krönung des Politikverdrosses in Deutschland.

Die Politik ist heute gleichzeitig überfordert und unterfordert. Dieses demokratische Paradox führt zu weitreichenden Konsequenzen. Einerseits suggerieren Politiker Lösungskompetenz, etwa in Fragen der Europäischen Union (EU), und andererseits wissen sie genau, wie begrenzt ihr Handlungsradius etwa in Brüssel wirklich ist. Daraus entsteht eine Placebo-Politik, die viele Bürger wohl nicht durchschauen, aber sie haben – wie in einem Trivialroman, der Wahrheiten mit fundamentaler Bedeutung präsentiert – ein ungutes Gefühl. Sie spüren, (auch ohne alle Details aller Verordnungen zu kennen), dass Politiker sich immer wieder übernehmen, nicht authentisch wirken und nicht überzeugen können, weil sie selbst nicht überzeugt sind. Die zentrale Frage der Gestaltung einer europäischen Verfassung vollzieht sich praktisch unter Ausschluss der Öffentlichkeit. „Verfassungsfragen sind Machtfragen“ sagte einst Heinz Kühn. Aus Machtfragen wurden Jahre später „Randfragen.“

Die Folge: ein rasanter Verlust von Vertrauen und Glaubwürdigkeit, den wichtigsten Rohstoffen der Politik. Das Chaos der europäischen Politik ist zugespitzt eine Vernichtungsmaschine der Legitimität von Politik. Daraus entsteht eine Gemengelage, die Politik generell anzweifelt, gelegentlich verachtet, auf jeden Fall aber *unterfordert*. In diesem Klima entscheidet diejenige Partei die Wahlen, die durch die wenigsten Skandale oder die geringsten Zumutungen, das geringste Nichtwähler-Potential produziert. Wahlentscheidend sind diejenigen, die nicht zur Wahl gehen; Adenauers Erkenntnis hat über die Jahre an Bedeutung gewonnen. Auch im September 2002 ging es im Wesentlichen darum, die „stillen Heimkehrer“ und die „lautlosen Abwanderer“ nicht in die Arme der Gegner zu treiben. Durch Verzicht auf jede Polarisierung – so das wichtigste strategische Ziel der CDU – wollte die Union die Mobilisierung der SPD-Stammwähler erschweren.

Denn auch in der vielbeschworenen Bürgergesellschaft ist der Reformdrang der Bürger begrenzt. Der Wähler als Konsument mag keine Zumutungen, vor allem kein Verzicht auf lieb gewonnene Gewohnheiten und Privilegien. Vertrauen in die Politik ist heute ein Mythos. In der Netzwerk-Demokratie gibt es deshalb – so die Idee – höchstens Vertrauen auf Zeit, jenseits von verlässlichen Grundorientierungen und verbindlichen Werthorizonten. Wahlentscheidend könnte künftig auch die Frage sein: „mit welcher Partei verknüpfe ich das geringste Misstrauen?“

Dieser gültige politische Rahmen – ohne lebendige Opposition und mit schwachen Regierungsparteien – ist der Boden für eine Kultur der Beliebigkeit, in der die Politik des rasenden Stillstands betrieben wird. Die „Slatkoisierung der Container-Gesellschaft“ und die Sucht nach ständiger Unterhaltung und Ablenkung ist durchaus ein stimmiges Bild für den aktuellen Zustand einer Gesellschaft, die ohne gemeinsames Wertefundament auskommen muss. Was für die Gesellschaft gilt, bestimmt auch die Politik: „Anything goes.“ Wenn Dieter Bohlen mit seinem Buch „Nichts als die Wahrheit“ auf der Frankfurter Buchmesse die höchste Aufmerksamkeit erlangen kann, ist dies ein vergleichbares Zeichen, wie die Ergebnisse der PISA-Studie. Möglicherweise gibt es auch eine enge Verbindung zwischen der Ausstrahlung von Bohlen und den ermittelten PISA-Werten.

In Deutschland gilt offensichtlich das „Toyota – Prinzip“ – Nichts ist unmöglich.

4. Station: Die Verwaltung.

Man muss sie lieben lernen, denn sie regiert das Land mit.

Zum „Pragmatismus pur“ gehört auch die Delegation von Verantwortung. So wird immer wieder vom „aktivierenden Staat“ gesprochen, der Impulse verleiht und positiv in die Gesellschaft wirken soll. Mustert man aber die deutsche Behördenpraxis, fällt auf, dass der Staat sich zunächst selbst aktivieren müsste, um wieder neue Legitimation zu gewinnen.

Allein die Verwaltung gibt – so der Bundesrechnungshof – jedes Jahr 10 Milliarden zu viel aus. Die Statistischen Landesämter führen mit Millionenaufwand Statistiken, die niemand braucht. Der Kampf gegen die Bürokratie scheitert an den Bürokraten. Ganze Abteilungen in

Staatskanzleien und Ministerien beschäftigen sich mit e-democracy, ohne auch nur einmal eine nüchterne Bilanz ihrer Arbeit vorzunehmen. Die Verbesserung demokratischer Mitwirkung der Bürger interessiert die e-Demokraten dabei nicht.

Die Zahl der Gutachten, Veranstaltungen, Kongresse auf allen politischen Ebenen zu wichtigen Zukunftsfragen ist kaum überschaubar. In vielen Themenfeldern gibt es exzellente Lösungsvorschläge, die offenbar mit Vorsatz ignoriert werden. Die Zahl der verschleppten Themen von der Steuervereinfachung, der Ganztagschule, der Gewalt in Schulen, der Hochschulreform oder der Familienförderung ließe sich beliebig verlängern. Die etablierte Politik befindet sich in einer Implementierungs-Sackgasse. Es fehlt der Mut zur Umsetzung von bekannten guten Ideen.

5. Station: Die Parteien.

Als Träger der Demokratie müssen sie sich grundlegend renovieren, oder es wird andere Konstellationen geben.

Unsere Demokratie kann nur funktionieren, wenn die Parteien, als zentrale Akteure im politischen Geschehen funktionieren. Die *Leistungsbilanz* der Parteien sieht allerdings – bezogen auf die input und putput – Orientierung düster aus. Die Parteien nehmen mit Verfassungsrang an der politischen Willensbildung teil. Das Parteienprivileg der Verfassung ist allerdings auch an Pflichten gebunden. Nur etwa 9 Prozent der Bürger sind überhaupt bereit, in Parteien mitzuwirken. Der tatsächlich aktive Teil ist verschwindend gering und sinkt beständig. Das wahre Ausmaß der Krise der Parteien und die Konzentration auf oligarchische Prozesse wird in den Parteien und der Öffentlichkeit verdrängt. Warum werden die vorliegenden Studien der Parteien zum Aktivitätsniveau auf der regionalen Ebene – etwa zur Unterbezirksarbeit der SPD – nicht veröffentlicht?

Einige Eckpunkte markieren das von der Parteienforschung kaum ausgeleuchtete Bild:

- Die seit Jahren anhaltende Auszehrung der Mitgliederbasis, fehlende Identifikation und geringe Organisationskraft. Dazu die übertriebene Binnenorientierung, unklare Auftrags- und schwache Arbeitsorientierung sowie die unzureichende Nutzung vorhandener Personal- und Fachressourcen.
- Die gravierende Überalterung – mehr Mitglieder in der SPD sind über 80 als unter 25.
- Das Ausbluten intellektueller Kapazitäten in den Parteien. (fehlende Ideen, Konzepte, Vorhaben, schwache Innovationskraft und unzureichende Lernfähigkeit, Konzentration auf alte Themen und Abschottung neuer Ideen, die oft als Bedrohung wahrgenommen werden.
- Die Zentrierung auf wenige Eliten – meist in einflussreichen Ämtern oder Funktionen – und der krasse Bedeutungsverlust der Partei-Gremien, besonders der ritualisierten Parteitage. Auffällig ist, dass in jüngster Zeit selbst die „Turbo-Parteitage“ zur Absegnung des Koalitionsvertrages und zur Nominierung des NRW Ministerpräsidenten früher als geplant, abgeschlossen wurden. Offene, gut vorbereitete Diskussionen sind in der Regie nicht mehr vorgesehen.
- Zweifelhafte Aushöhlung innerparteilicher Demokratie, die – wie etwa im Fall der Regionalkonferenzen der CDU mitten in der Spenden- und Führungskrise – allein Alibicharakter haben.
- Fehlrekrutierung und Zufallsauswahl von Personal. Fachliche Qualifikation tritt zu Gunsten innerparteilicher Befriedigungsprozesse in den Hintergrund. Personalentscheidungen dienen vorrangig der individuellen Machtsicherung; relevante Konkurrenten überleben nur selten in einer hoch entwickelten innerparteilichen Kultur der Seilschaften. Die Aufstiegsprofile von Referenten der Spitzenpolitiker können hier als empirischer Beleg gelten.
- Zu geringe Kundenorientierung und Dienstleistungsqualität. Binnenorientierung überlagert alle Aktivitäten. Erkenntnisse aus dem Feld des Change-managements, coachings oder der Supervision werden in Führungsgremien nicht genutzt. Wirksame Politikberatung wird nicht genutzt, weil der eigene innere Kompass in Führungseta-

gen oft fehlt. Die Herstellung von Kontinuität auch in Krisenzeiten müsste in der Politik eigentlich ein zentrales strategisches Ziel sein. Organisatorische Vorkehrungen, um dieses Ziel zu erreichen, werden allerdings systematisch unterlaufen.

Das heißt zugespitzt: der herausgehobene verfassungsrechtliche Rang der Parteien steht im Widerspruch zu ihren faktischen Willensbildungsprozessen und ihrer praktischen Lösungskompetenz für das Gemeinwesen. Nur eine starke Grundierung der Parteiarbeit durch den Willen der Bürger und ihre intensive Einbindung legitimiert aber die weitreichende Machtstellung der Parteien. Es reicht nicht aus, wenn wenige Akteure in den Spitzengremien der Parteien die „Leitlinien“ bestimmen und der Rest von der Ministerialbürokratie und Kommissionen erledigt wird. Wenn ernsthafte konzeptionell unterfütterte Willensbildung wieder ermöglicht würde, wäre die Beteiligung der aktiven Kräfte in der Gesellschaft auch wieder spürbar.

Das innerparteiliche Demokratie-Defizit ist die oft nur mitgedachte aber nicht offen ausgesprochene Begründung für die überfälligen gesellschaftliche Öffnungsprozesse, die den Parteien bevorstehen. Die praktische Hinwendung zu einer Bürgergesellschaft bringt automatisch eine Rückgabe von Macht hin zu den Bürgern mit sich. Nicht zuletzt auf Grund dieser „Entmachtung“ kommen Partei-Reformprozesse so langsam voran.

Zwischenstationen – die großen Parteien

- (1) Die SPD hat ein Managementproblem. Schröder – in den Augenblick verliebt – hasst verbindliche Strukturen, weil er ein Meister des Situativen ist und kein Aktenfresser. Dafür hat er seinen Chef des Kanzleramtes, der allerdings weniger zu melden hat, als Doris. Viele vermuten hier einen aktuellen Brandherd. Aber auch für Schröder gilt die wichtige Grunderkenntnis: am meisten lernt der Mensch aus Niederlagen. Also – genügend Potenzial zum Lernen.
- (2) Auch in der CDU herrscht Krieg. Krieg an drei Fronten. OFFEN zwischen der Status quo Politikerin Angela Merkel, die (noch) die Macht hat, Weichen zu stellen und dem Abgeordneten Merz, der die CDU neoliberaler einstimmen möchte. Der Grundkonflikt der Gesellschaft spiegelt sich auch in der CDU. Dazwischen Roland Koch,

der in seiner Art zu Denken und zu Handeln vielleicht am ehesten in die Linie des früheren Kanzlers Kohl kommt. Er wittert Morgenluft mit einem intelligenten Policy mix aus rechtskonservativem Traditionsgut und einem Alltags-Pragmatismus, der schnörkellos daherkommt.

- (3) Die FDP mutiert sogar zum neuen Typ der *Marketing-Partei*, durchsetzt mit Show-Anteilen und einem parlamentarischem Arm der sich am Unternehmerlager orientiert. Die liberale Werbeagentur übernimmt faktisch die Aufgabe einer Programm-Kommission. Dabei hatte Guido Westerwelle genau ein Jahr vor seiner geschickten Machtübernahme im Zwiegespräch mit Möllemann – statt auf einem Parteitag – „Wider die Verkastung der Politik“ gewettert. Sein mutiges Thesenpapier vom Januar 2000 blieb allerdings ein folgenloser PR-Gag. Westerwelles Zukunft ist ungewiss; er ist noch nicht über den Berg; wäre Wolfgang Gerhard nur ein paar Jahre jünger würde Guido schon heute ziemlich alt aussehen. Der Umgang mit der Frage „Projekt 18“ zeigt aber auch den Wankelmut der Liberalen. Erst kam die Injektion – dann die Phase nach dem Rausch – dann der erste Entzug. Jetzt liegt der Griff zu nächster Nadel – 18 cm lang – wieder ganz nah. Junkies in der Politik sind alle irgendwann mal gescheitert.
- (4) Basisdemokratie ist bei den Grünen schon längst zum historischen Alibi geworden, das Festhalten an diesem Klischee ist allerdings für Engagierte eine Legende. Die Strippen werden im Auswärtigen Amt gezogen: eine Tendenz, die möglicherweise *noch undemokratischer ist, als die Praxis in den Altparteien*. Basisdemokratie führt so zu Intransparenz und kaschiert nicht legitimierte Macht. Nach seiner Ablösung hat der frühere Staatsminister im Auswärtigen Amt, Ludger Volmer, die Lage knapp skizziert: „Wer nicht im Spitzenteam ist, hat im Grunde genommen kaum mehr die Möglichkeiten, Einfluss zu nehmen.“ Mit Blick auf Fischer ergänzte er: „Bonapartistisches Auftreten entspricht nicht der Mentalität der Partei.“ (SZ, 20.11.2002) Diese Tendenzen führen zu einer weiteren Kernthese: In den Parteien gibt es eine pathologische Lernunfähigkeit, wenn es um die inneren Belange, die innere Demokratisierung und die Öffnung hin zur Gesellschaft geht. Die Reformen, die sie der Bevölkerung als Norm aufgeben, die Bereitschaft zur Innovation, erfüllen

sie selbst nicht. Stattdessen wächst die Macht immer kleinerer Zirkel, ganz gleich ob sie „Spitzenteam“ oder „Kleeblatt“ heißen.

Die starke Tendenz der Bündelung von Parteientscheidungen an der Spitze von Amtsträgern, führt dazu, dass Ministerpräsidenten, Bürgermeister und der Kanzler etc. überhaupt kein Interesse an einer vitalen, und damit – aus ihrer Sicht – unberechenbaren Partei haben. Viele Akteure in dieser Position verbrauchen deshalb mehr Energie für die *Ruhestellung und Kalmierung* ihrer Partei, als für ihre Aktivierung. Viele Funktionen in Ministerien und im engeren Mitarbeiterstäben werden deshalb mit Kontrollaufgaben betraut, die als Frühwarnsysteme gegen Innovation und geistige Autonomie funktionieren. Das führt ebenfalls zu demokratieunverträglichen Entwicklungen.

Nicht aktiv zu sein oder zu werden, kann in dieser Situation eine durchaus rationale Entscheidung sein. Keine Partei kann aber auf einen kleinen Kern von Aktiven verzichten. Für diese wichtige Gruppe existieren zwei Anreizsysteme. Erstens gibt es das Bedürfnis nach einer ideologischen Belohnung, das heißt der Einsatz für wichtige politische Ziele oder Grundwerte. Zweitens interessiert sich der kleine Kreis der „Basis-Aktiven“ für Ämter und Mandate oder andere konkrete Nutzenkalküle.

Das reine Bürgerengagement in der Politik ist eine ziemliche Ausnahme. Man findet sie natürlich hier in Ulm, der Stadt in der alles in Ordnung ist, alles geregelt ist, die keinen Streit brauchen kann.

6. Station: Alle werden sich immer ähnlicher.

Wir brauchen aber Kontraste.

Politik in der *Stimmungsdemokratie* wird *austauschbar*, die Parteien werden immer ähnlicher, weil Programmaussagen – nicht nur in Form von Parteiprogrammen – zur Nebensache werden.

Für die Programmarbeit in der SPD ist immer noch Rudolf Scharping zuständig. Mit seinem politischen Niedergang ruht auch die Arbeit der zuständigen Programmkommission.

Doch das blockierte Denkkern scheint niemand so recht zu vermissen.

Der Politikwissenschaftler Franz Walter hat das „Durchwursteln als Daseinsform“ ausgemacht und in der Welt (23.11.2002) festgehalten: „Die deutschen Parteien befinden sich in einem erbärmlichen, Besorgnis erregenden Zustand. Seit Jahren schon führen sie keine harten, leidenschaftlichen, erregten Debatten mehr über die Kernfragen der Nation. Sie sind stillgelegte, ermattete, erloschene Gebilde.“

Wege aus der Krise – in der Konsequenz liegt die Kraft.

All diese Entwicklungen können nur korrigiert werden, wenn das Bewusstsein über diese Zustände breiter und differenzierter wird. Da die Parteien nachweisbar (vgl. die Farce von Untersuchungsausschüssen als Instrument in der aktuellen Auseinandersetzung) nicht dazu in der Lage sind, ihre eigenen Dinge zu regeln (vgl. Finanzaffären) brauchen wir eine Stiftung „*Demokratie-Test*“ mit ausgewiesenen, akzeptierten Beobachtern des politischen Geschehens, die ihre Legitimation aus ihrer Biografie ableiten können. Sie sollten jedes Jahr entlang vorab festgelegter Kriterien einen „Demokratie-Bericht“ vorlegen, der problematische Tendenzen – etwa im Verlust der innerparteilichen Demokratie – dokumentiert und Alternativen aufzeigt. Dies ist kein Allheilmittel, aber die öffentliche, gründlich abgewogene Kritik könnte das Verhalten der Parteien in ihren inneren Angelegenheiten positiv generieren und prägen. Eine solche unabhängige Kommission könnte beim Bundespräsidenten angesiedelt werden; schließlich haben sie sich immer wieder mit kritischen Mahnungen in die Öffentlichkeit gewagt; meist waren es nur kleine Stichflammen, die schnell wieder verloderten. Um nachhaltiger zu wirken, müssen neue Instrumente der Bewusstseinschärfung erprobt werden.

Insgesamt müssten intelligente Formen des politischen Controllings stärker in die Politik eingeführt werden. Dann würden Versprechen wie die Verkleinerung und Verjüngung der Parlamente und der Rückzug der Parteien aus öffentlichen Ämtern – wie vor Jahren von Jürgen Rüttgers proklamiert, möglicherweise mehr als Lippenbekenntnisse für Momente. Die Politik muss auf allen Ebenen zu konkreten Leistungsversprechen ermutigt werden, damit eine Renaissance des Politischen – wie selbst von Angela Merkel auf dem jüngsten CDU-Parteitag gefordert – wieder eine Chance hat.

Wir brauchen neue Instrumente, um die Politik an ihren eigenen Worten zu messen: Benchmarking und best-practise, werden künftig als Impulsgeber zur besseren Steuerung der Politik gebraucht. Übrigens auch ein Instrument, um die Verwaltung in den Griff zu kriegen.

7. Station: Die Bürger.

Ohne mich ...

Trotz aller Kritik darf nicht darüber hinwegtäuscht werden, dass viele Bürger sich recht bequem in der Stimmungsdemokratie eingerichtet haben. Es ist viel einfacher aus der zynischen Beobachterperspektive die negative Leistungsbilanz der Politik zu beklagen, als selbst mitzumachen und anzupacken.

Vom Fernsehsessel aus lässt sich vortrefflich über die korrupte Politik schimpfen.. Um diese unproduktive Verzerrung aufzuheben, wäre es ratsam, die Entwicklung hin zu einer kommunitaristischen Gesellschaft mit einem Bündel von Maßnahmen zu fördern. In Form von „Bürger-Subventionen“ müssten Hilfen zur Aktivierung im großen Stil bereitgestellt werden.

Soziales Kapital benötigt in einer durch und durch ökonomisch bestimmten Gesellschaft, einen höheren Stellenwert. Aus der *Geislingen-Studie* (vgl. *Bericht 2000*) kann man lernen, dass vorhandene Potenziale in der Gesellschaft erschlossen, betreut, begleitet und unterstützt werden müssen – etwa in Form von „Community organizing“-Prozessen. Die vorhandenen Kräfte in den Kommunen für Nachbarschaftshilfe und Einsatz für Benachteiligte werden hier mobilisiert und fruchtbar gemacht. Die deutschen Tafeln beispielsweise haben reichlich Unterstützung aus der Industrie und eine *Consulting-Beratung* von McKinzezy bekommen. Die Arbeit floriert und spricht besonders solche Bürger an, die sich früher nicht engagiert haben. *Anschubfinanzierungen*, Hilfen etc. für vorbildliche Projekte wären auch in vielen anderen Felder – etwa der vernachlässigten Integrationspolitik von Migranten – denkbar.

Wir brauchen eine neue *Leitkultur*, die *demokratisches Engagement* positiv bewertet.. Demokratiepoltisch ist Deutschland ein Entwicklungsland. Die öffentliche Würdigung *von aktiven Menschen* muss wesentlich ausgebaut werden. Das gilt für Bürgermeister kleiner Gemeinden genauso wie für Initiativen, die Rechtsextremismus aktiv bekämpfen.

Jahrelang gab es eine systematische *Delegitimierung etwa der politischen Bildung*, die mit Sparmaßnahmen überzogen wurde. Jetzt – mitten in der Diskussion um Rechtsextremismus – erinnern sich Politiker an die Bedeutung von Wissensvermittlung und Gemeinschaftserfahrung. Fast jeder weiß, dass die Tendenz des „*bowling alone*“ auf Dauer Demokratie aushöhlt. Es gibt – begleitet von großem PR Getöse – den Wettbewerb „Jugend forscht“ und andere Forscherpreise. Dagegen steht ein weitgehend unbekannter Demokratieförderpreis. Die öffentliche Anerkennung – als Teil kultureller Prägung der Gesellschaft – für Partizipation und Teilhabe muss verbessert werden. Sozusagen zur inhaltlichen Grundierung einer Republik gehören, die demokratisches Engagement fordert und fördert.

8. Station: Die Medien.

Die Umkehr der Wichtigkeiten.

Politik ist nur – das wissen nicht nur die Politiker – was in den Medien vorkommt.

Wer sich nicht medial in Szene setzen kann, wird kaum Erfolg haben. Wir haben aber – begünstigt durch die Aushöhlung der Politik und die Füllung dieses Vakuums mit Entertainment in jeder Form eine zerstreute Öffentlichkeit, die oft mehr verwirrt, als aufklärt. Der frühere Bundespräsident von Weizsäcker hat in diesem Zusammenhang von der „Umkehr der Wichtigkeiten“ gesprochen.

Die *Rolle der Medien* in der demokratischen Gesellschaft muss mit all ihren Auswirkungen intensiver untersucht und öffentlich kritischer betrachtet werden. Denn die rollende Unterhaltungsmaschine (TV und 300 HF-Programme) bringt zuviel Ablenkung und zu wenig Aufklärung. *Die Medien produzieren zu viel Süßstoff*. Dies wird zwar von einigen Politikern – etwa von Johannes Rau und zuvor von Roman Herzog – gesehen. Aber es ist ja kein Zufall, dass solch kritische Analysen nicht ernsthaft in den zuständigen Gremien besprochen werden.

Politiker lernen immer früher, ihre *Themen und Schwerpunkte nach der jeweiligen Medientauglichkeit und nicht nach politischer Notwendigkeit auszuwählen*. Nach dem Motto „erst der soundbite oder die Schlagzeile“ – und dann folgt vielleicht der tiefere Sinn der Aussage.

Benjamin Barber – der für die starke Demokratie streitet – sieht die Medien in den USA schon längst als *1. Gewalt* und nicht wie hier zu-

rückhaltend als 4. Gewalt. Die praktischen Auswirkungen dieser Tendenz trifft durchaus den Kern der Demokratie, wird aber nicht in seinem Ausmaß wahrgenommen.

Von dieser Medienlage profitieren einige und andere haben ihren Schaden.

Wie steht es etwa mit wirtschaftskritischer Berichterstattung nach dem Zusammenbruch des neuen Marktes? Jahrelang wurden wir alle narkotisiert, wurde die Gier angestachelt, von Aktienkultur geschwafelt, die elementaren Gesetze guter Kaufleute außer Kraft gesetzt; die Wertschöpfungsketten fanden n u r in den Köpfen der berauschten Redakteure statt.

Ist daraus etwas gelernt worden? Nein: Wirtschaft in den Medien ist heute nur noch Schnäppchenjagd nach den billigsten Produkten für die Verbraucher oder Jubelorgie für auffallende Manager. Erklärt wird wenig, dafür versteckt geworben und geschickt platziert.

Letzte Station

Demokratiehemmende und fördernde Faktoren, das Einfordern von mehr Engagement der Bürger und das Mustern der Praxis eingefahrener Akteure, benötigen mehr Aufmerksamkeit, Andernfalls treiben wir *mit verschärftem Tempo in eine Stimmungs-Demokratie*, die den Vorgaben der Verfassung nicht mehr entspricht. Schon heute verliert das Parlament an Bedeutung, wächst der Einfluss der Exekutive bedrohlich an. Die weitgehend konzeptionslos agierenden Parteien ohne programmatisches Rückgrat hinterlassen den „Beamten“ ein inhaltliches Vakuum, das diese gerne ausfüllen. Diese Umkehr demokratischer Prinzipien birgt eine schleichende Infektions-Gefahr für unser Gemeinwesen, zumal die alte Definition von Max Weber, Politik sei das Bohren harter Bretter, heute nicht mehr stimmt. Heute ist alles anders: *Die Bretter werden immer härter und die Bohrer immer schwächer.*

Ferdinand W. Menne

Menschenmaterial³⁷ – ein Essay

Kam endlich eine Zeit, wo alles, was die Menschen bisher als unveräußerlich betrachtet hatten, Gegenstand des Schachers, veräußert, wurde. Es ist dies die Zeit, wo selbst Dinge, die bis dahin mitgeteilt wurden, aber nie ausgetauscht, gegeben, aber nie verkauft, erworben, aber nie gekauft: Tugend, Liebe, Überzeugungen, Wissen, Gewissen usw., wo mit einem Wort alles Sache des Handels wurde. Es ist die Zeit der allgemeinen Korruption, der universellen Käuflichkeit ...

Karl Marx

1 Die Herren des Rauschens

Menschen sind unglaubliche Dinge zu tun bereit, um ein Kind zu bekommen; übertroffen wird diese Bereitschaft allenfalls durch die Arbeit dafür, keine Kinder zu bekommen. Über beide Einstellungen und Handlungsweisen ist debattiert worden – und nicht erst in unserer Zeit. Die moderne Welt stellt für beide Vorhaben beispiellos viele, beispiellos wirksame Hilfsmittel bereit. Die Länder des reichen, überquellenden „Nordens“ scheinen zu Ländern *der unbegrenzten Fortpflanzungsmöglichkeiten (wie neuer Sterbenotwendigkeiten)* geworden zu sein. Sie machen potentiell jeden zur Mitwisserin/zum Mitwisser sowie zur Mittäterin/zum Mittäter von Geburten- und Todeskontrolle in seiner Lebenswelt.³⁸

„Zur-Welt-kommen“ und „Ableben“ scheinen in unerhörter Weise in die Verfügung des Menschen gestellt. Mitwisser und Mittäter müssen sich dabei orientieren in einem allgegenwärtigen, durchdringenden „Rauschen“.. das von Experten und Sonntagsrednern, Talkshows und Symposien, Taschenbuchreihen und Predigten, Internet und Publikumszeitschriften erzeugt wird. Es wird zunehmend schwieriger, in diesem

³⁷ Das Wort wurde von der Jury der sprachkritischen Aktion „Unwort des Jahres“ zum Unwort des 20. Jahrhunderts gewählt. Vgl. Jochen A. Bär, Von „aufmüpfig“ bis „Teuro“. Die „Wörter der Jahre“ 1971–2002. Dudenverlag, Mannheim 2003, 75

³⁸ Vgl. Ferdiand W. Menne, Das Ende sozialer Lebensgeschichten. Soziologische Probleme der Todeskontrolle, in: Volker Eid (Hg.), Euthanasie oder soll man auf Verlangen töten?, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1975, 132–148

Wirrwarr festzustellen, an welchen Werten und Normen man sich orientieren, woran man sich halten, wie man sich verhalten kann.³⁹

Die fast unlösbare Aufgabe besteht darin, weder von der Macht der anderen, noch von der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen.

Theodor W. Adorno

1.1 Natur-Wissenschaft

Ein großer Teil der europäischen (Natur-)Wissenschaften hat sich auf den Weg nach Amerika gemacht. Unter dem Allerweltsbegriff „Globalisierung“ („Sackgasse des Weltweiten“ sagt *Botho Strauss*), wuchert das amerikanische Wissenschaftsverständnis in das kontinental europäische, anwendungsorientiert, relativ skrupellos, wirtschaftsfreundlich. „Bedenkenträger“ können da nicht mithalten (und der „Süden“ ist allenfalls als Abnehmer wissenschaftlicher Errungenschaften eingeplant). Es gibt viele ehrgeizige Wissenschaftler, „die etwas werden wollen“; Ehrgeizige werden leichter zu Feinden des Guten.

In solcher Lage wächst die Bedeutsamkeit von „Wissenschaftsabtünnigen“ wie *Joseph Weizenbaum* oder *Erwin Chargaff*. *Chargaff* hat noch gegen Ende seines Lebens gemeint: „Ich bin lächerlicherweise für die Unterbindung der Geschwindigkeit des wissenschaftlichen Fortschritts“. Er engagiert sich für eine Wissenschaft, die natur-gemäß, aufmerksam, vernehmend ist, nicht Angriff auf die Natur.

Die größte Verheißung geht für die herrschende Wissenschaft von den Lebenswissenschaften („Life sciences“) aus. Deren erklärtes Ziel ist es, dem Leben seine Geheimnisse zu entreißen („abzulauschen“ gilt als romantischer Rückfall). Mit dem Genom, dessen Entzifferung mit allem Pomp der Medienwelt gefeiert wurde, hat man scheinbar die Matrix des Lebens in der Hand. Die FAZ ist Protokollführerin des Begeisterungskartells.⁴⁰

³⁹ Das „Lexikon der Bioethik“ umfasst drei Bände mit mehr als 2550 Seiten.

⁴⁰ Vgl. Mae-Wan Ho, Das Geschäft mit den Genen. Genetic Engineering – Traum oder Alptraum?, Diederichs, Kreuzlingen/München 1999; Lily E. Kay, Ein Gedicht, keine Gebrauchsanweisung. Göttliche Sprache und irdische Interessen: Der Genom-Diskurs steht auf tönernen Füßen, in: Frankfurter Rundschau Nr. 274 vom 24.11. 2000

Über Zeugung, Empfängnis, Schwangerschaft gibt es eine nie dagewesene Wissensfülle. Wissenschaftliches Wissen rinnt in unterschiedlichen Verdünnungsgraden bis in die Medien, bis in jeden Haushalt.

In der Zeitschrift „Geo“ findet sich ein großer Faltbogen, der den Embryo vom 3. Tag an bis zur Mitte des dritten Monats zeigt. In Bremen ist von einem Künstler ein begehbarer Uterus installiert worden, Symbol des scheinbar restlosen „Durchschauens“ des Leibesinneren (im Hintergrund erscheint der heimliche Lehrplan, dass nicht mehr der lebendige Leib und seine „Frucht“ zu bestaunen seien, sondern dieses Kunstprodukt.) „My real baby“ heißt eine „intelligente“, microchipgesteuerte Puppe, die „säuglingsgerecht“ trinken, lachen, weinen und strampeln kann. Die Humanoid-Forschung arbeitet an einer „postbiologischen“ Zukunft; nach Barbie, nach Tattoos und Piercing kündigt sich die „Chipifizierung“ des Körpers als neue „In-Welle“ an. Die Japaner gehen voran.

Die wohl weit ernstere Nahtstelle für den Umgang mit dem Lebendigen ist die sogenannte *embryonenverbrauchende Forschung*. Mit ihr lassen sich grundlegende Mechanismen der normalen und pathologischen Differenzierung menschlicher Zellen und Gewebe studieren. Bisher überwiegend utopische Möglichkeiten von neuen Therapien und Organersatz werden angekündigt. Man kann die erforderlichen Zellen grundsätzlich aus Embryonen gewinnen, die als „Abfallprodukte“ bei künstlicher Befruchtung entstehen oder aus Abtreibungen, man kann sie eigens züchten oder klonen. Da einige Verfahren in Deutschland ungesetzlich sind, möchten Forscher in einer besonderen Form der Doppelmoral Embryonen importieren; zur Begründung gern gewählt wird das Argument, der „Wissenschaftsstandort Deutschland“ werde sonst hoffnungslos zurückfallen. Gibt man einem solchen Argument nach, so wird erkennbar „der kleinste gemeinsame Nenner“, ein ethisches Minimum zur Richtschnur des Handelns.

Die Hoffnung deutscher Forscher, „der Gesetzgeber“ werde die deutsche Rechtslage ändern, kommentiert *Melanie Stitz* mit den Worten: „Selbstbestimmung ist in diesem Sinne in erster Linie Körper- bzw. Selbstbeherrschung. In den USA können Frauen als Leihmütter ihren Uterus vermieten. Wenn wir unsere so dringend zu Forschungszwecken

benötigten Eier und Föten erst verkaufen dürfen, dann haben wir damit eine weitere Möglichkeit erworben, uns selbst zu besitzen“.⁴¹

Und *Germaine Greer* fasst böse zusammen, Frauen seien der Tummelplatz der Medizin-technologie geworden: Routinemäßig würden sie überwacht, getestet und gequält zu keinem anderen Zweck als der Ausübung von Kontrolle: „Die Idealisierung der Mutter ist durch die Kriminalisierung der Mutter ausgetrieben worden“⁴².

In anderen Zeiten sprachen die Menschen anders „vom werdenden Leben“ (da hüpfte der Elisabeth beim Gruß Mariens „das Kind im Schoße“ Frauen trugen „ein Kind unter dem Herzen“, sie waren „guter Hoffnung“ und die Leibesfrucht war kein „mit Wahrscheinlichkeitsüberlegungen berechnetes Produkt“.⁴³ Der Fortpflanzungs-Konsumismus ist eine vergleichsweise neue Erscheinung.

Aber vorher kam noch Dr. Berling und schlug Cresspahl auf die Schulter: „Na alter Schwede. Viel Mühe haben Sie ja nicht aufgewandt. Ein Junge ist es nicht.“

Uwe Johnson, Jahrestage

1.2 Medizin-Männer

Hinsichtlich von Schwangerschaft und Geburt, Geburtenkontrolle und Schwangerschaftsabbruch sind die Ärzte erste Wissenschaftsabnehmer. Tastete der (männliche) Heilkundige früher nach dem Frauenleib unter langen Gewändern, so rücken im 20. Jahrhundert die (immer noch ganz überwiegend männlichen) Frauenheilkundler der Frau mit einer Batterie von Geräten „zu Leibe“: Frauen müssen sich auch heute noch mit ihren weiblichen Organen in die Obhut einer reinen Männerkultur begeben.⁴⁴

⁴¹ M. Stitz, Pränataldiagnostik (PND) – Chance zur selbstbestimmten Fruchtbarkeit?, in: Wir Frauen. Das feministische Blatt 2000, Nr.1, 6 ff.

⁴² Vgl. den Auszug aus ihrem Buch: Die ganze Frau. Körper, Geist, Liebe, Macht, Deutscher Taschenbuchverlag, München 2000 – in: Emma, Mai/Juni 20. Man muss allerdings entscheidend die Komplizenschaft von Frauen und Männern mit den Technikern der „Reprogenetik“ bedenken.

⁴³ Duden, 22.

⁴⁴ B. Ehret-Wagener, Das Frauenbild in der Gynäkologie, in: Z. s. f. Frauenforschung 4 (1994), 47–55. In einer der Ärzte-Listen („Wegweiser zum Spezialisten“) des Maga-

„Herrgott in Weiß“ ist jedoch heute nur noch, „die Kapazität“, der am besten durch Funk und Fernsehen beglaubigte „Ausnahme-Mediziner“. Der Durchschnittsarzt musste vom Olymp herabsteigen (tat es vielleicht nicht ungerne); er praktiziert angesichts einer auch von ihm nicht mehr umfassend begriffenen Wissenschaft, manchmal wird er sogar zum Befehlsempfänger seiner Patienten, „die alles besser wissen“. Die verzweigten Experimente des „Besamungswesens“ bieten dafür Beispiele.

Schwangerschaft ist heute zentraler Teil der „Gynäkologisierung“ des weiblichen Lebenslaufs, die Befunderhebungen während dieser Zeit sind immer engmaschiger geworden, Übertherapie wurde Alltag. Es soll nicht gesagt sein, Frauen könnten heute kein Vertrauensverhältnis zum Arzt (zur Ärztin) aufbauen. Doch schon von ihrer Ausbildung her haben Frauen-Ärzte Leerstellen und blinde Flecken, die ihrem Handeln Grenzen setzen. Gesundheitshäuser, „ganzheitlichere“ Ansätze geraten leicht in die Zone des Esoterischen, Lächerlichen oder gar der Fahrlässigkeit (merkwürdige oder waghalsige Experimente zugegeben). Die Ergänzung der „schulmedizinischen“ Routine durch die Wiederbelebung vergessenen oder verdrängten Wissens kann dabei auch Entlastung bedeuten in einer Lage, wo Rationierungen, das Vorenthalten medizinischer Möglichkeiten zunehmend Thema wird. Frauen-Ärzte behalten so die Chance, nicht mehr zuerst auf Pathologisches zu achten, sondern einen lebendigen Prozess zu begleiten.⁴⁵

Was es langfristig bedeutet, dass im Jahre 2000 die erste Frau einen Lehrstuhl für Gynäkologie übernommen hat, muss sich zeigen.

zins FOCUS zu den Gebieten „Gynäkologie/Brustkrebs/Geburtsmedizin“ werden achtzig männliche, zwei weibliche Mediziner („von Kollegen und Patienten besonders empfohlen“) aufgeführt.

⁴⁵ Vgl. Duden, 89. Für Duden ist der Übergang vom Tasten zum Sehen (Akzentverschiebung von der Hapsis zur Opsis) grundlegend.

Dr. med. Mabuse. Zeitschrift im Gesundheitswesen, vor allem H. 148 von März/April 2004 (Schwerpunkt „Schwangerschaft und Geburt“)
Volker Lehmann, Die Geburt in der Kunst. Geburtshilfliche Motive in der darstellenden Kunst von der Antike bis zur Gegenwart, Braunschweiger

Mich zerriss es vor Schmerz, dass es mich nicht vor Schmerz zerriss.

Arnold Stadler

1.3 Lebens-Industrie

Wissenschaft wie Ärzteschaft haben Bindeglieder zur Industrie. Deren Ziel ist „Verwertung“ im Blick auf „Gewinn-Maximierung“. Lässt sich mit einem Produkt nicht der angezielte Gewinn machen, wird es „vom Markt genommen“. Die Geschichte des Mifegyne-Präparats ist dafür ein Lehrbeispiel. Die Verflechtung von Wissenschaft und Wirtschaft muss dabei nicht mehr detektivisch aufgespürt werden, sie ist Programm. Im Prospekt der Bank Vontobel AG (Equity Research – Life Sciences) wird die „MediGene IPO. Biotechnologie. Deutschland/Neuer Markt“, vorgestellt:

„Neben den eigenen Wissenschaftlern hat MediGene auch ein sogenanntes Scientific Advisory Board konstituiert. Es vereint angesehene akademische Forscher aus den Bereichen Onkologie, Virologie und Genomics. Das Advisory Board stellt für die Firma eine wertvolle Verbindung zur akademischen und klinischen Spitzenforschung dar, insbesondere auch zum Netzwerk von amerikanischen Forschern.“

Im Effekt auch: Child holder value. Der Markt hat ein Interesse, das jeweils Machbare auch als das Gebotene oder zumindest Unvermeidliche erscheinen, die Gemachtheit von Diskussionslagen vergessen zu lassen.

Zumindest erinnert werden muss an den „Verbrauch“ von Tieren zu Zwecken von Forschung und Entwicklung, das Inkaufnehmen oft schwerer, oft dauerhafter Schmerzen, großer Angst, bleibender Isolation, von Bewegungsunfreiheit und nicht artgerechter Kommunikation. Mit Worten Schopenhauers geht es nicht nur um „die leidende Menschheit“, sondern auch um „die leidende Tierheit“.⁴⁶

⁴⁶ Ein Exempel sind die Labors der amerikanischen Firma „Covance“ im westfälischen Münster. Vgl. für eine Entfaltung des philosophischen Diskussionsfeldes: Angelika Krebs (Hg.), Naturethik. Grundtexte der gegenwärtigen tier- und ökoethischen Diskussion, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1262, Suhrkamp, Frankfurt a. Main 2003

Die Skepsis ist eine wunderbare Eigenschaft, sie ist der Schutzengel des Denkens, den wir auch dann brauchen, wenn man uns zubilligt, nicht mehr mit den Eierstöcken, sondern mit dem Kopf zu denken. (Christina von Braun)

1.4 Kirchen-Fürsten

Die Kirchen – sie können nicht anders – leisten ihren Beitrag zur Geräuschkulisse der gegenwärtigen Welt. Gesprochen sei vor allem von der katholischen, weil sie in dem zur Rede stehenden Bereich die umstrittensten Standpunkte vertritt.

Ein Gedenken ist an dieser Stelle angebracht an die von Priestern gezeugten Kinder; an die auf ihre Bitten hin Abgetriebenen, an die in familienferne Arrangements Abgeschobenen. Wer nicht grundsätzlich die Möglichkeit akzeptiert, dass alles, was Menschen möglich ist und sie sich antun, im Grundsatz auch von jedem getan, jedem geschehen kann, kommt nicht zur Einsicht, geschweige denn zur Lebensweisheit.

Der Papst ruft in Sachen Schwangerschaftskonfliktberatung die Bischöfe zu einer Ordnung, die die Erfahrungen katholischer Frauen vom Tisch fegt. Nach alter Väter Weise gelten sie als leicht-sinnig und leicht-fertig, einer starken Hand bedürftig.⁴⁷ Die Rede vom „irrigen Gewissen“ war in der Kirchengeschichte zumeist den Frauen zgedacht. Dabei bemühen sich zehntausende dieser Frauen, in haupt-, neben- und ehrenamtlicher Arbeit um eine verantwortliche Bearbeitung von Lebensproblemen. Die Amtskirche hat es geschafft, eine Gruppe dieser Frauen zu spalten in die „ergebnisoffen“, und die, die „scheinfrei“ beraten.

Die Bischöfe machen sich zu Befehlsempfängern, wenn sie nicht ohnedies den Kurzschluss mit der römischen Zentrale suchen. Der oberste Glaubenshüter, *Kardinal Ratzinger* versteht es, aus der Tugend eine Not zu machen. Und wer sich im Besitz der alleinseligmachenden Wahrheit fühlt, tut sich mit Lernen schwer. Es gibt aber viel zwischen Himmel und Erde, von dem ein Kurienkardinal sich nichts träumen lässt. Dadurch, dass man sich Entwicklungen seiner Zeit entgegenstellt,

⁴⁷ Vgl. das päpstliche Schreiben „Über die Zusammenarbeit von Mann und Frau“, von 2004, das von Männern für Männer geschrieben scheint (und sie daher weitgehend ausspart); Susan Griffin, *Frau und Natur. Das Brüllen in ihr*, Edition Suhrkamp 1405, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1987

ist man nicht automatisch ein großer Unzeitgemäßer. Die Kirchenoberen spüren nicht, wie sie zerbrechen, was sie zu retten wünschen

Das Medium „Geld“: Unbotmäßigen Beratungsstellen wurde das Geld entzogen (das ja kein Privatgeld der Kirchenoberen ist). Die „Linie“ der Bischöfe wurde mit einer millionen-schweren Kampagne vorgestellt, über deren Geschmack sich kaum streiten lässt. Die von Macht und Geld disziplinierten Frauen, einst „das wünschenswerteste Auditorium“ (*Johann Wolfgang von Goethe*), orientieren sich zunehmend nach der Erkenntnis, dass die Chance gering wird, Papst und Bischöfe als Seelsorger, als wirkliche Hirten und nicht in männlich-klerikaler Pose zu erleben.

Gar nicht spaßig, sondern bitterböse (bitter und böse) ist der Satz: „Könnten Kardinäle schwanger werden, wäre die Abtreibung ein Sakrament.“⁴⁸

Ach, ihr Männer, seufzte Frau D., stets wollt ihr bis zum Äußersten gehen. Nötiger wäre, umsichtig, behutsam zum Innersten zu gelangen.

Kurt Marti

1.5 Manns-Bilder

Die Wissenschaft ist eine männliche Domäne, die Ärzteschaft ist eine Mannschaft, die Industrie ist eine Männerindustrie, die Kirche eine Männerkirche (kleine Frauen-Gärtchen jeweils ausgenommen). Auch der Durchschnittsmann ist „Mann“. Evolutionär hat es die Familialisierung des Männchens gegeben: Die Interessen des familialen und des außerfamilialen Feldes werden verschränkt, das Männchen „interessiert“ sich längerfristig für den Nachwuchs der gewählten Frau (manchmal ohne die Zusammenhänge zu kennen). Die Daten unserer Gesellschaft zeigen jedoch, dass die soziale Familialisierung der Männer nicht ausreichend gelungen ist. Zu viele Männer interessieren sich nicht folgenreich für das, was sie mit „in die Welt gesetzt“ haben. Durch die Haltung nicht weniger Männer sind Kinder ab ovo bedroht.

⁴⁸ Die langjährige Leiterin der Rechtsschutzstelle für Frauen in Heidelberg, C. Jellinek, sagte schon 1908: „Darüber besteht für mich kein Zweifel: Wenn die Männer die Kinder zu gebären hätten – ein männlicher § 218 wäre nie geschaffen worden“ (zit. nach Gerhard, 100).

Die Männer mit dem Prädikat „neu“ („Neue Männer braucht das Land“ sang *Ina Deter*) und die mit dem der „aktiven Vaterschaft“ haben zunächst und zumeist erst einmal brauchbare Spielmarken im gesellschaftlichen Imagehandel.⁴⁹

Die Männer erleiden jedoch gegenwärtig auch tiefgreifende Kränkungen, deren Folgen noch gar nicht absehbar sind. Sie werden zunehmend für die Reproduktion nur noch randständig, wenn überhaupt gebraucht.

Manche der laufenden Männlichkeitsdarstellungen („Men's health“) erscheinen dadurch wie Kasperletheater. Es wird die Chance vergeben, „Männlichkeit“ und „Väterlichkeit“ als soziale Erfindungen neu zu begreifen.

Der Teufel zu einem Schauspieler: Du kannst alles von mir haben, beste Rollen, riesige Gagen, klasse Weiber, nur: Du musst mir deine Seele verkaufen. Der Schauspieler: Und wo liegt das Problem?

1.6 Sendungs-Bewusstsein

In welchem Maße das Fernsehen unser Leitmedium ist, kann man ermes sen, wenn man es sich einmal wegdenkt aus unserem Alltag („imagine there's no TV“). Vor allem die *Talkshows* sind Leit-„Formate“ des Leitmediums.

Barbara Duden skizziert den Weg von der Soziogenese des Embryos als Gewebe unter dem Mikroskop zum Fötus als Gesprächsstoff auf dem Bildschirm.⁵⁰ Nicht wenige Menschen leben von einer *Seifenoper* zur nächsten: „Sonst habe ich ja auch niemanden zum Reden.“⁵¹ Sie

⁴⁹ Interessant ist eine Bemerkung von A. Ohland (in: DS 25 vom 23.06. 2000), die neuen Väter seien im Grunde nur die alten Mütter: „... mütterliche Väter, mütterliche Mütter, mütterliche Lehrer. Das ergibt zwar bemutterte, aber eben keineswegs glückliche und selbstbewusste Kinder.“ (Vgl. Zulehner/Volz)

⁵⁰ Duden, 86. In einer Besprechung des Buches „Die Realität der Massenmedien“ schreibt N. von Festenberg (in: Spiegel 41 (1996)) „Luhmann beschreibt, wie Fernsehen und Presse die modernen Menschen mit inneren Skripts und Schemata ausrüsten und sich so für den Umsatz ihrer Ware eine individuelle psychische Verankerung schaffen“.

⁵¹ Vgl. C. Goldner/Meiser/Fliege u. a., Ersatztherapeuten ohne Ethik, in: psychologie heute, Juni 1996, 20–27.

kennen zuweilen die handelnden Figuren und ihre Verhältnisse besser als ihre Nachbarn.

In Doku-Soaps und Nachmittags-Talks von 2003/2004 sind Vaterschaftstests Quotenbringer.⁵² Auch um diese Frage haben sich Kleinindustrien entwickelt.

Die einstmals unterschiedenen Sphären von Intimität, Privatheit und Öffentlichkeit stürzen ineinander. Formate formatieren das Bewusstsein. Begeisterte *Internet*-Benutzer zumindest sind der Überzeugung, das Internet sei *das* Medium der Zukunft; es scheint *die Welt* noch einmal abbilden zu können.⁵³ Fernsehen und Internet bewirken zunehmend, dass wir sehen, was uns gezeigt wird, nicht das „naive“ Sichtbare. „Sehen‘ ist kein Kriterium für Wirklichkeit mehr. Wir haben uns daran gewöhnt, Collagen den Status von Wirklichkeit zu verleihen“.⁵⁴ Im Internet sind es teilweise fürchterliche Collagen, so die Angebote, die als „pädo-sexuell“ und als „family sex“ die Staatsanwaltschaften beschäftigen. In Fernsehen und Internet werden Bewusstseinsformen und Wertvorstellungen zermanscht und ausgelutscht, die noch dringend gebraucht werden könnten, Ironisierung ist die harmlosere, Zynismus die zerstörerische Folge.

Die *Werbung* sucht in der „Reizüberflutung“ (ein inzwischen fast rührend altmodisches Wort) für ihre Sache mitzumischen.

„Rede-Zurschaustellungen“ (Talkshows), tägliche Seifenopern und Reklame scheinen darauf zu deuten, dass wir gegenwärtig in einem gebärfreudigen Klima leben. Ein allgegenwärtiges Psycho-Gebrabbel führt aber wohl im Ergebnis dazu, dass man zunehmend weniger weiß, woran man sich orientieren kann. Die akustisch-optische Belagerung würde schier unerträglich, gäbe es nicht die Frauen, die durch Humor

⁵² Die Produktionsfirma von „Er und Er“ heißt gleich „Couch potatoes“ (Ein Hauch von Selbstironie muss sein). Seit 2001 werden Vaterschaftstests im Internet angeboten: „Mit Hilfe eines bezahlbaren Verfahrens kann jeder zu Hause Hobby-Richter über Spermien und Strafrechtsdiskussionen werden“ (Katrin Wilkens in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung Nr. 26 vom 29. Juni 2003).

⁵³ M. Andressen, Mitbegründer der Softwarefirma Netscape, erklärte in einem Spiegel-Gespräch (1998), H. I, 136–139), dass nur etwa 3% der Weltbevölkerung Zugang zu einem PC haben, das Internet aber so selbstverständlich werde wie das Telefon: „Die Welt spaltet sich in eine Klasse von gutverdienenden Professionals, die Häuser, Computer und Geländewagen besitzen, und eine Unterklasse, die von der Hand in den Mund lebt“ (139). Man mag sich fragen, ob da die Kritik von Botho Strauss („Die programmierende Intelligenz steht sicherlich dem Denksportler näher als dem Denker“) noch greift.

⁵⁴ Duden, 30

und Selbstironie der Gefühligkeit Paroli bieten; gedacht ist an *Claire Bretécher*, *Franziska Becker*, *Marie Marcks*.

Mephistopheles leiser: Was gibt es denn?
 Wagner leiser: Es wird ein Mensch gemacht.
 Mephistopheles: Ein Mensch? Und welch verliebtes Paar
 Habt ihr ins Rauchloch eingeschlossen?
 Wagner: Behüte Gott! Wie sonst das Zeugen Mode war,
 Erklären wir für eitle Possen.
 Der zarte Punkt, aus dem das Leben sprang,
 Die holde Kraft, die aus dem Innern drang
 Und nahm und gab, bestimmt sich selbst zu zeichnen,
 Erst Nächstes, dann sich Fremdes anzueignen,
 Die ist von ihrer Würde nun entsetzt;
 Wenn sich das Tier noch weiter dran ergetzt,
 So muss der Mensch mit seinen großen Gaben
 Doch künftig höhern, höhern Ursprung haben
Johann Wolfgang von Goethe, Faust II

2 Mutter-Schutz

In seiner „Familienchronik“ von 1514 schreibt Albrecht Dürer über seine Mutter: „Diese mein frumm Mutter hat 18 Kind tragen und erzogen, hat oft die Pestilenz gehabt, viel andrer schwerer merklicher Krankheit ...“; heute sind ein oder zwei Kinder (im Schnitt 1,3) die Regel.⁵⁵

Immer mehr Menschen bleiben (überwiegend gewollt) kinderlos. Diese Lage hat fast mit Notwendigkeit eine grelle Beleuchtung der wenigen Geburten zur Folge (besonders eindrucksvoll zu studieren an der Ein-Kind-Politik in China). Die scheinbare Vielfalt heutiger Selbstentwürfe macht auch die Fortpflanzung zu einem vielgestaltigen Unternehmen,

⁵⁵ Zu Dürer vgl. Uwe Copolka, *Altern-Bilder. Ein historischer Text- und Bilderbogen zum Funkkolleg „Altern“*, Deutsches Institut für Fernstudienforschung, Tübingen 1996. Es wäre interessant und aufschlussreich, bibeltreue und/oder fundamentalistische Religiöse zu untersuchen, die oft hohe Kinderzahlen haben; auch arrangierte Ehen erscheinen stabiler und kinderfreundlicher.

geeignet auch zur Inszenierung von „Events“, von „Highlights“ des Lebens. Bei ihrer „Aufführung“, werden „Tabu-Brüche“ mit Lust vollzogen. Die Selbstdarstellungs-, Erlebnis-, Spaßkultur kann gleichwohl eine grundlegende kulturelle Leistung noch immer nicht erbringen (in einigen Bereichen torpediert sie sie geradezu): jedes Kind als erwünscht auf die Welt kommen zu lassen und es auch nach *seinem* Gesetz zu empfangen. Im Blick auf unseren „Kulturkreis“ ist noch abgesehen von fremdkulturellen Praktiken, die weibliche Föten und Neugeborene extrem gefährden, sie aussetzen oder auf andere Weise töten (in Indien, Pakistan, China).

Leibhaftig schwanger werden können nur „Menschen weiblicher Art“ (*Woody Allen*); Frauen können ein volles Leben leben ohne schwanger zu werden, Frauen müssen nicht Mutter werden.⁵⁶ Schwangerschaft und ihre Folgen können – so sagen wir poetisch – Himmel und Hölle für die Frau bedeuten. Frauen können das in ihrem Leib Wachsende entfernen (lassen). Dabei ist auch „im eingeschränkten Kreis“, wo Geld und gute Worte rar sind, eine „zerschmetternde Tragik“ (*C. F. Hebbel*) möglich. So polymorph wie die Schwangerschaft sind in der Geschichte sonst nur der Traum, der Schlaf, sein großer Bruder, der Tod, und die Liebe.⁵⁷

Männer können nicht physiologisch, wohl aber symbolisch schwanger werden. Frauen können Männer an ihrer Schwangerschaft teilhaben lassen. Die meisten Männer wollen nicht zu sehr mit den Vorgängen einer Schwangerschaft, mit der Endlosschleife des Alltags mit Kindern, mit den vielgestaltigen und widersprüchlichen Entscheidungen um einen Schwangerschaftsabbruch behelligt werden.

Es gibt beim Mann keine körperliche Sensation, die mit einer Schwangerschaft und deren Abbruch vergleichbar wäre.⁵⁸ Aus diesem Sachverhalt kann man für die Männer mildernde Umstände ableiten. Der „Ge-

⁵⁶ Zur Frage der „Generativität“ bei E.H. Erikson vgl. das weiter lesenswerte Buch von E. Koch-Klenske, 135 ff.: „Ich denke, wenn ganze Generationen von nachwachsenden Erwachsenen sich der Elternschaft entweder verweigern oder nur noch unter Vorbehalt stellen und die *Zahl* der Kinder drastisch sinkt, so muss nach strukturellen Gründen gefragt werden, statt nach Neurose-Epidemien“ (139).

⁵⁷ Duden, 70.

⁵⁸ Vgl. H. Landweer, Generativität und Geschlecht. Ein blinder Fleck in der sex/gender-Debatte in: G. Koch (Hg.), *Auge und Affekt. Wahrnehmung und Interaktion* (Zeit Schriften, Fischer Taschenbuch 12671), Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a. Main 1995, 93–119. Landweer spricht vom „Mythos einer vollständigen Entsexuierbarkeit“ (102)

bärneid“ überdies ist inzwischen so plausibel wie der „Penisneid“, in einigen Kulturen gab es die Einrichtung des Männer-Kindbetts (Couvade); die „mütterlichen Männer“ sind doch im großen und ganzen Anlass zum Spott.⁵⁹ Möglicherweise tragen die schwulen Männer (und die lesbischen Frauen), die ein Kind möchten, zu einer Differenzierung des Männerbildes bei.

Dabei kann man von Schwangerschaft auch nicht mehr reden, als sei sie ein einfach Gegebenes. Die zugrundeliegenden Befruchtungen sind inzwischen von einer Formenvielfalt, dass traditionelle Schwangerschaft einer „naturbelassenen“ Frau entbehrlich bzw. ersetzbar erscheint. Der Möglichkeit nach werden nur einige Männer mit optimiertem Samen gebraucht.⁶⁰ Auf ungeahnte Weise werden „Jungfrauengeburt“ möglich, mannloses Wohlgefallen am Kind (ein starkes Motiv für lesbische Frauen). Der Möglichkeit nach werden nicht einmal mehr Frauen mit optimalem Uterus gebraucht. Es ist prophezeit worden, dass Mitte unseres Jahrhunderts das Ende der natürlichen Fortpflanzung erreicht sein werde. Das „Baby on demand“ (nach Bedarf, entsprechend Nachfrage und in optimaler Verfassung) soll dann nach Katalog bestellbar sein: „Man nehme den idealen Samen, die ideale Eizelle und die ideale Leihmutter – fertig ist das perfekte Kind“.⁶¹

Noch aber ist unser kleines Leben sub-optimal; noch werden Schwangerschaften zumeist in einem Akt begründet, der in keinem Verhältnis steht zu den Folgen. Nicht selten ist – man kann es nur ironisch ausdrücken – das Verfallsdatum von Beziehungen längst überschritten, wenn sich die Folgen ankündigen. Es muss kein schneller Beischlaf und keine Begegnung einer Nacht gewesen sein, keine Demonstrations-

⁵⁹ Vgl. E. Modena, Der Gebärneid des Mannes, in: psychologie heute, 1986, H. 12, 40–47; I. Stephan, Die Gründerinnen der Psychoanalyse. Eine Entmythologisierung Sigmund Freuds in 12 Frauenportraits, Kreuz Verlag, Stuttgart 1992; J. Benjamin, Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht, Fischer Taschenbuch Nr. 11087, Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt a. Main 1993.

⁶⁰ Eine (nicht nur) amüsante Lektüre: Robert Zapperi, Der schwangere Mann. Männer, Frauen und die Macht, C.H. Beck, München 1984
„In der Anfangszeit brachte es einer unserer Leute auf 67 Schwangerschaften Und besonders gern werden blonde Spender mit blauen Augen genommen“. So 0. Schou, Chef der größten dänischen Samenbank, in: Süddeutsche Zeitung, Magazin vom 16.06.2000

⁶¹ Spiegel 2000, Nr. 52, 5. Um die Entpersönlichung der Mitwirkung auszudrücken, spricht man von „Beiträgersubstanzen“

tour für „guten Sex“ und kein Nachweis dafür, dass man „gut im Bett“ ist, es kann eine liebevolle Vereinigung und doch eine langdauernde Misere oder eine heroische Annahme die Folge sein. Man muss auch leben mit der Einsicht, Menschen könnten es ideal finden Schwangerschaften wie den Fernseher an- und abzuschalten. Menschen, die so verfahren würden, scheinen andere, als die, die darunter leiden, dass aus „himmlischer“ eine allzu irdische Liebe wurde.

Begreift man, dass eine Schwangerschaft vermutlich noch nie in der Geschichte ein so belasteter Vorgang war wie in der Gegenwart, dann begreift man zugleich, dass bei ihr unaufdringliche Unterstützung häufig zwingend erforderlich ist: Beratung. Dabei ist zu trennen eine „ganzheitliche“ von einer Machbarkeits-Beratung. Die Tradition der „weisen Frauen“ ist wiedererstanden in den gelungenen Beispielen von Beratung.

Es war auch mir gewiss, dass wir in der Ordnung bleiben müssen, dass es den Austritt aus der Gesellschaft nicht gibt und wir uns aneinander prüfen müssen. Innerhalb der Grenzen aber haben wir den Blick gerichtet auf das Vollkommene, das Unmögliche, Unerreichbare, sei es der Liebe, der Freiheit oder jeder reinen Größe. Im Widerspiel des Unmöglichen mit dem Möglichen erweitern wir unsere Möglichkeiten. (Ingeborg Bachmann)

3 Enthaltbarkeit

Auch die Verfahrensweisen, die das behandelte Thema betreffen, liegen in dem harten klinischen Licht der „Entzauberung“ (*Max Weber*), Fruchtwasser-Spektrophotometrie Gen-Check, Baby-TÜV, Peridural-Anästhesie, Polkörper-Biopsie, Pränataldiagnostik, Chorionbiopsie, Samenwäsche, Scanning, Leihmutterchaft, Kryokonservierung, Embryonentransfer, heterologe Insemination, selektiver Schwangerschaftsabbruch, Alpharezeptorenstimulation, In-vitro-Fertilisation, Samenspende, Retorten-Baby. So ließe sich fortfahren. Die Elternschaft ist in neuerer Zeit theoretisch durchleuchtet von Experten zerstückelt, um die neuen Instrumente der Technik „bereichert“ worden.

Die (selbst-)zerstörerischen gegenwärtigen Lebensverhältnisse haben schon lange den Wunsch nach einer – als umfassender Rückbau von Anbeginn illusionären – „Wiederverzauberung der Welt“ geweckt.

Den maßgeblichen Kräften gilt dieser Wunsch als idealistisch, romantisch, weltfern, aussichtslos, wenn nicht gemeingefährlich. Gegen eine sich vielleicht selbst erfüllende Prophezeiung (man kann Sachverhalte herbeireden) sollen zum Abschluss versuchsweise Momente einer „Wiederverzauberung“ benannt werden, ausgedrückt in der Form von Rechten. Die Grundierung dieser Beschwörung einer „Heilung“ liegt darin, dass nicht nur Hässlichkeit und Zerstörung in der Welt sind, sondern Hunger nach Hingabe, Einverständnis, Schönheit.

In einer von großteils chaotischem, hektischem, unüberlegtem Handeln, von aktionistischer und leerlaufender Betriebsamkeit geprägten Welt muss es ein Recht auf Nichthandeln, auf „Können-Verweigern“ (*Botho Strauss*) geben⁶² ohnedies muss man sich bei einem solchen Begehren auf massive Vorwürfe wegen „Unterlassungssünden“ gefasst machen.

Das kinderlose Paar, das nicht „wirklich alles versuchen“ muss, das die Fortpflanzungsmaschinerie nicht bedienen will, um „an Kinder zu kommen“, gibt ein Beispiel. Die „Machbarkeit“ von „qualitativ hochwertigen“ Kindern wird als Wahn erkannt.

Unsere Zeit häuft riesige Schutthalden des Wissens, so wie sie nicht nur erarbeitet, sondern zerarbeitet. Das Internet ist der Inbegriff beliebigen Wissens. Angesichts der Illusion des Alles-Wissens kommt immer mehr ein *Recht auf Nichtwissen* in den Blick (das alles andere als ein Recht auf Bewusstlosigkeit, vielmehr Bewusstsein zu schützen in der Lage ist).⁶³ In dieses Recht geht die Einsicht ein, dass „umfassende“ Kenntnis zum Verrücktwerden und Verrücktmachen ist: Wer sich alles vergegenwärtigt, was schiefeht und schiefehen kann (setzen wir voraus, dies sei möglich), macht sich – das war für Freud ganz klar – wahnsinnig (unter Umständen sogar in einem klinischen Sinne).⁶⁴

⁶² H. Schüller, Der elendlange Abschied, in: Kursbuch, März 1995, 103–116, fordert eine „Ethik des Lassens“ im Blick auf einen ungestörten Tod. Eine Ethik des Lassens ist für Geburten- wie Todeskontrolle zu fordern.

⁶³ Vgl. Bartens, Gentests zwischen dem Zwang zur Diagnose und dem Recht auf Nichtwissen, 35 ff.; D. Mieth, Ethik angesichts der Beschleunigung der Biotechnik, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 33–34 (2000), 3–9

⁶⁴ E. Koch-Klenske schrieb 1982: „Ich finde, dass es gelingen müsste, Themen wie den „Kinderwunsch“ aus dieser Verstrickung perfektionistischen Begreifenwollens wieder auszulösen und statt dessen mit offener, auch psychisch offener Nachdenklichkeit zu betrachten“ (148). Sie analysiert dann das Buch von O. Fallaci als angemessenes Beispiel für das, was es bei einer Schwangerschaft „zu bedenken, zu fühlen, zu fürchten und zu hoffen gibt“ (149).

Allerdings: Wissen und Bewusstsein können kaum zu umfassend sein hinsichtlich des Verhütungswissens (vielleicht begreifen die kirchlichen Oberen einmal, dass eine notwendige, wenn auch erfahrungsgemäß nicht hinreichende Bedingung der Möglichkeit zur Verhinderung von Abtreibungen (mehr oder minder) sichere Verhütung ist.) In allen Beratungen wird solches Wissen bereitgestellt, bewusstseinsweiternd und lebensdienlich, „ergebnisoffen“. Solche Beratung ist kein Produkt der Erlebnis- und Spaßgesellschaft. Sie wendet sich gegen alle, die „Ahnung nicht, nur Wissen“ (*Nicolas Born*) haben.

Das Recht auf Nichthandeln und das auf Nichtwissen („Enthaltbarkeit“) gehen ein in ein Recht auf Eigenheit (*Robert Musil*).⁶⁵ Zentral gehört dazu eine Entdeckung des Körpers jenseits der unfreien Körperkultur. Es geht darum, mit sich „ins Reine zu kommen“. Zu dieser Vorstellung passt nicht das Verständnis des Fötus als eines von außen kommenden Angreifers oder Parasiten: und auch „Mein Bauch gehört mir“ bedarf eines neuen Überdenkens.⁶⁶

Ziel könnte sein ein Alltag, in dem die Monate einer Schwangerschaft als Hinweis gelten darauf, dass nicht alles programmierbar, manipulierbar, messbar, katalogisierbar, verkäuflich und käuflich ist.

⁶⁵ In diesem Begriff wird der der „Selbstbestimmung“ „verfremdet“, weil „Selbstbestimmung“ als Kampfbegriff verdunkelt. S. Wendel in: Becker (Hg.), 107, schlägt vor, statt des Selbstbestimmungsbegriffs den Terminus „weibliche Freiheit“ zu verwenden (und das meint: Verantwortung für den ganzen Prozess).

⁶⁶ Vgl. A. D. Brockmann, Gehört mein Bauch mir? Die Herausforderung des Selbstbestimmungsbegriffs durch die neuen Reproduktionstechnologien, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 1989, H. 24, 105 ff.

Literatur

Einige erzählerische Werke zur Thematik

- E. Beckli Hoben (Hg.), Wenn der Morgen deinen Odem weckt. Erzählungen über Werden Geburt und Taufe, Schwabenverlag, Ostfildern 1992;
- Ch. Lavant, Das Wechselbälgchen. Erzählung, Otto Müller Verlag, Salzburg/Wien 1998;
- D. Lessing, Der Preis der Wahrheit. London stories, Hoffmann und Campe, Hamburg 1991; A. Oakley, Matildas Fehler. Roman, (neue frau 13160), Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1992;
- E. O'Brien, Am Fluss. Roman, Hoffmann und Campe, Hamburg 1999;
- M. Saramonowicz, Die Schwester. Roman, Rotbuch Verlag, Hamburg 2000;
- B. Schwaiger, Der rote Faden, Langen Müller, München 1992;
- A. Sexton, Buch der Torheit. Das ehrfürchtige Rudern hin zu, Gott. Gedichte (hrsg. und mit einem Vorwort von E. Bronfen), S. Fischer, Frankfurt a. Main 1998;
- A. Walser, Die kleinere Hälfte der Welt. Erzählungen, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 2000.

Zwei gedankenreiche, eher essayistische Texte, davon der eine (Fallaci) „klassisch“

0. Fallaci, Brief an ein nie geborenes Kind, Goverts im S. Fischer Verlag, Frankfurt a. Main 1977;
- D. Maraini, Der blinde Passagier an Bord. Nachdenken über ein nie geborenes Kind (Serie Piper 2467), Piper Verlag, München/Zürich 1977.

Eine Auswahl der für den Beitrag „Menschenmaterial“ herangezogenen Literatur

- G. Badura-Lotter, Embryonale Stammzellen – naturwissenschaftlicher Sachverstand und ethische Analyse, in: E.-M. Engels u. a. (Hg.), Neue Perspektiven der Transplantationsmedizin im interdisziplinären Dialog, Nomos Verlag, Baden-Baden 2000;
- W. Bartens, Die Tyrannei der Gene. Wie die Gentechnik unser Denken verändert, Karl Blessing Verlag, München 1999;
- A. Dee, Müssen Frauen Mütter sein? Die neue Kinderlosigkeit, Ueberreuter, Wien 1999; Den Körper neu denken – Gender Studies (Neue Rundschau 1993, H. 4);
- B. Duden, Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Lebens (Luchterhand Essay, Bd. 9), Luchterhand Literaturverlag 1991;
- U. Gerhard, Zum Diskurs über eine andere Moral. Die endlose Debatte um den Abtreibungsparagraphen, in: Den Körper neu denken, 99–111;
- B. Guckes, Das Argument der schiefen Ebene. Schwangerschaftsabbruch, die Tötung Neugeborener und Sterbehilfe in der medizinethischen Diskussion (Medizin-Ethik, Bd. 9), Gustav Fischer Verlag, Jena/Lübeck/Ulm 1997;
- D. Hahn, Modernisierung und Biopolitik. Sterilisation und Schwangerschaftsabbruch nach 1945 (Campus-Forschung, Bd. 804), Campus Verlag, Frankfurt a. Main 2000;
- E. Koch-Klenske, Das häßliche Gesicht der schönen Frau. Literarische Portraits, Frauenbuchverlag, München 1983;
- D. Otten, Männer Versagen. Über das Verhältnis der Geschlechter im 21. Jahrhundert, Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach 2000;
- L.M. Silver, Das geklonte Paradies. Künstliche Zeugung und Lebensdesign im neuen Jahrtausend, Droemersch Verlagsanstalt, München 1998; Themenschwerpunkt Frauengesundheit-Frauenkrankheit-Körperlichkeit, Zeitschrift für Frauenforschung (hrsg. vom Forschungsinstitut Frau und Gesellschaft), 1994, H. 4;
- P.M. Zulehner/R. Volz, Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht, Schwabenverlag, Ostfildern 1999.

Gisela Notz

Wer nicht die Katastrophe will, muss sich für Veränderung einsetzen⁶⁷

Was aber ist Veränderung? Leben und Arbeit haben sich im Laufe der letzten Jahrhunderte laufend verändert – aber nicht gerade zum Nutzen der Nächsten, die man fürchtet, verweist, ausgrenzt, auf vielfältige Weise erniedrigt. Es gilt also das Verändern zu verändern! Es geht um das Verändern der gegenwärtigen Herrschaft, sie „ist irrational, ist ausschließlich durch die Interessen der Herrschenden und nicht durch hochgespielte anthropologische oder soziologische ‚naturgesetzliche‘ Fakten begründet, sie ist veränderbar“. (ebd.) Davon ist Rolf Schwendter fest überzeugt und er sieht praktische und empirische Anzeichen dafür.

Sein Buch „Modelle der Radikaldemokratie“ ist 1970 erschienen. 34 Jahre später hat es nichts an Aktualität eingebüßt. Noch immer tobt der „zeitgenössische Kampf der Fraktionen gegeneinander“ und hält die Bekämpfung des Innengegners für wichtiger als die Bekämpfung des Außengegners. Das wiederholt nicht nur ein Hauptpostulat der bürgerlichen Gruppendynamik, sondern gibt dem Außengegner viel Raum zur Verfolgung seiner eigenen Interessen. Wer nicht die Katastrophe will, muss sich früher wie heute für Veränderung einsetzen. Und er muss unzufrieden sein, so wie Schwendter noch immer unbefriedigt ist. Das hat er uns im Juni 2003 bei seiner Abschiedsfeier von der offiziellen Tätigkeit an der Gesamthochschule Kassel wieder einmal vorgesungen. Für mich gehört Schwendter zu den unzufriedenen Nörglern, die ständig hinterfragen und deren Neugierde ansteckend wirkt. In einer auf Schnelligkeit und Beschleunigung geeichten Gesellschaft ist er – ohne Telefon und Computer – ein wichtiger Zukunftsexperte, der sich in die vorhandenen Strukturen einmischt und helfen will, das Überleben der Menschheit und der Umwelt zu ermöglichen.

⁶⁷ Schwendter, R., 1970, S. 143

Rolf Schwendter hat versprochen, dass er das auch weiter tun wird, und nicht (nur) von den Wiener Kaffeehäusern aus. Er wird uns als „Drehpunktperson“ erhalten bleiben. Die Drehpunktperson hat er selbst definiert. Sie ist eine Person, die „geplantermaßen provisorisch bleibt“, also offen ist für andere Ideen und sich selbst mit den anderen beteiligten Personen – Alten und Jungen – weiter entwickelt. In einer Gesellschaft, in der (angeblich) jede und jeder ihr oder sein eigenes Süppchen kocht – freilich meist nach vorgeschriebenen Rezepten – werden solche Drehpunktpersonen immer wichtiger, vor allem, wenn sie, wie Rolf Schwendter, Erfahrungen gemeinsam mit Menschen am Rande des mainstreams oder außerhalb der Dominanzkultur gesammelt haben. Bei den Veranstaltungen und Seminaren des TAK AÖ⁶⁸ gelang es ihm meist, unter Einbeziehung aller Beteiligten, das vorhandene Erfahrungswissen zu strukturieren und weiter zu entwickeln, so dass Möglichkeiten zu Veränderungen nicht nur gesehen, sondern auch Räume geschaffen wurden zur gemeinsamen Entwicklung von Handlungskonzepten, die aus der Lust entstanden sind, aktiv auf die Gestaltung der Zukunft einzuwirken.

Im TAK AÖ – also außerhalb des wissenschaftlichen Elfenbeinturmes – treffe ich Rolf Schwendter seit vielen Jahren. Dort kommen seit 1978 bundesweit Menschen aus vielen gesellschaftlichen Bereichen, die über, für und/oder im Bereich alternativer Ökonomie arbeiten bzw. am Thema „Anders Wirtschaften“ interessiert sind, zum selbstorganisierten Austausch praktischer Erfahrungen und zur theoretischen Diskussion zusammen. Das heißt die Menschen kommen sowohl aus den real existierenden Betrieben und Projekten der alternativen Ökonomie, als auch aus Forschung und Wissenschaft. Die Zusammenarbeit zwischen TheoretikerInnen und PraktikerInnen funktioniert vor allem deshalb gut, weil die meisten beteiligten WissenschaftlerInnen viele Verbindungen zur alternativökonomischen Praxis haben, bzw. selbst in Projekten arbeiten. Das ist wichtig, denn selbstverwaltete Betriebe und Projekte wehren sich besonders stark gegen den fremden Blick von Forschenden auf ihre internen Prozesse. Alternative Ökonomie ist inzwischen als Gegenstand von staatlicher Forschung und Förderung salonfähig ge-

⁶⁸ TAK-AÖ = Theorie-Arbeitskreis Alternative Ökonomie in der AG SPAK = Arbeitsgemeinschaft Sozialpolitischer Arbeitskreise

worden. Wenn auch angesichts knapper werdender Kassen alternativ-ökonomisch orientierte Nachwuchswissenschaftler oft genauso leer ausgehen, wie viele von der Forschung betroffenen Betriebe und Projekte.

Immer wieder gab und gibt es Alternative Ökonomie. Im Grunde genommen gilt für alle, was Karl Marx in den ökonomischen Manuskripten aus dem Jahre 1844 sagt: „Es versteht sich, dass die Aufhebung der Entfremdung von der Form der Entfremdung aus geschieht, welche die herrschende Macht ist.“ (S. 167) D. h. wenn die kapitalistische Ökonomie aus dem Wert- und Kapitalbegriff begriffen werden soll, muss auch die Entwicklung der Kritik an dieser Ökonomie mit dem Wert- und Kapitalbegriff in Zusammenhang gebracht werden. Rolf Schwendter denkt in diese Richtung, wenn er für Subkulturen – darunter können alternative Betriebe subsumiert werden – konstatiert: „Die Subkulturen entwickeln ihre aus der Negation der Normen und Institutionen der Gesamtgesellschaft entstammenden Normen und Institutionen zur Aufhebung der gesamtgesellschaftlichen Normen weiter [...]. Dieser Prozess wird nicht ohne Widerstände vor sich gehen; inhaltlich hat er die grundsätzliche Veränderung des Bestehenden zum Ziel“. (Schwendter, R. 1981, S. 292) Um einen bestehenden Zustand grundsätzlich zu verändern, sind jedoch neue Ideen, neue Verhaltensweisen, neue Bedürfnisse erforderlich. Aber was sind „neue“ Verhaltensweisen und Bedürfnisse? Entstehen sie nicht ebenso aus dem Alten? Die Frage, ob es möglich ist, im Schoße der bestehenden Gesellschaft die Vorstellungen vom „guten Leben“ zu entwickeln, oder ob dies unmöglich ist, weil die Gesamtgesellschaft samt ihrer Subkultur vom Warenfetisch durchdrungen ist, ist so alt wie die Frage nach dem „guten Leben“ selbst. Auch der Vorwurf, dass sich solche Projekte für Reformen statt für die Revolutionierung der Verhältnisse entschieden haben, hat einen grauen Bart. Dennoch ist die Angst derjenigen, die an dem Erhalt des status quo interessiert sind, vor jeder Art von „Abweichlern“ und Experimentierern mit Alternativen zur neoliberalen Wirtschaftsform groß.

Die großen politischen Zielvorstellungen einer Revolutionierung des gesamten Gesellschaftssystems – also einer grundlegenden Veränderung – betrafen immer nur einen Teil der ohnehin kleinen Alternativbe-

wegung und sind in den letzten Jahren in den Hintergrund getreten. Alternativökonomie setzt, wie andere Alternativen auch, auf die Kraft des Experiments und des Vorlebens. Die AkteurInnen sind der Überzeugung, dass es notwendig ist, Macht, Ausbeutung, Unterdrückung, geschlechtshierarchische Segmentierung und Gewalt in unserer Gesellschaft grundsätzlich in Frage zu stellen, anstatt zu glauben, sie für die eigenen Zwecke gestaltbar und nutzbar machen zu können. Dennoch wissen sie, dass „Effektivität“ notwendig ist; aber „nur gerade jenes Ausmaß an Effektivität, das erforderlich ist, in der Periode der Vorwegnahme und Einübung die grundsätzliche Veränderung der Gesellschaft voranzutreiben und in der Periode des Aufbaus die ökonomische Basis entfalteter Produktivkraft zu gewährleisten“. (Schwendter, 1970, S. 135)

An der Existenz der Alternativökonomie kann beispielhaft aufgezeigt werden, dass Möglichkeiten einer anderen, demokratischeren und ebenbürtigen Lebens- und Arbeitswelt nicht nur in den Köpfen und Büchern von Menschen zu finden sind, die sich theoretisch damit auseinandersetzen, sondern dass sie in Ansätzen hier und heute lebbar sind. Vielleicht gelingt es solchen Zusammenschlüssen wirklich, „ihre Anschauungen in neue Kreise zu tragen“ wie es der Anarchist Rudolf Rocker für die neu entstehenden Bewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg erhofft hatte, die die wirtschaftlichen und sozialen Mängel der Gesellschaft erkannt hatten und deren Absicht es war, strukturelle Veränderungen einzuleiten. (Rocker, 1947)

Projekte der Alternativökonomie sind Versuche, die zeigen, dass es Möglichkeiten jenseits der kapitalistisch organisierten Wirtschaft im Hier und Heute gibt. Mit zunehmender Globalisierung der warentauschenden Gesellschaft werden Konzepte notwendig, die nicht reduziert bleiben auf die Lenkung kleiner lokaler Betriebe durch die Produzenten selbst oder auf die Existenz eines wie auch immer bezeichneten neuen „alternativen“ oder genossenschaftlichen Wirtschaftssektors der gleichzeitig den Gesetzen der Warengesellschaft unterstellt ist, wenn nicht ein entsprechendes globales, politisches und ökonomisches System angestrebt wird und Handlungsstrategien zu seiner Verwirklichung eingeläutet werden. Was Karl-Heinz Roth 1980 geschrieben hat, gilt selbstver-

ständig auch heute: „Die Selbstverwirklichung ist ein sozialer Prozess, sie verlangt die soziale Aneignung und Umverteilung des gesamten gesellschaftlichen Reichtums“. Darauf wollen die jetzt tätigen AkteurInnen freilich nicht warten. Sie haben ein Fenster in eine herrschaftsfreie Welt aufgetan. Um die Katastrophe für sich und ihre Gruppe zu verhindern, setzten sie auf individuelle und gruppenbezogene Veränderung. Rolf Schwendter vertritt die Position, dass nichts sie der Aufgabe enthebt, „in jedem einzelnen Fall das Optimum sowohl an Effektivität als auch an Demokratie und Selbstbestimmung zu untersuchen“. (Schwendter, 1970, S. 141) Denn: „Die Aufgaben fortschrittlich subkultureller Praxis ist es, zwischen der Humanisierung des Bestehenden als Ergebnis seiner grundsätzlichen Veränderung [...] und der Effektivität zur grundsätzlichen Veränderung des Bestehenden zu vermitteln“. (Schwendter, 1981, S. 295)

Für die Rolle der Wissenschaftler im Zusammenhang mit diesem Veränderungs-Prozess gilt, was Pierre Bourdieu über deren Aufgabe innerhalb der neuen sozialen Bewegungen sagte: „Es gilt, neue Kommunikationsformen zwischen Forschern und politisch Aktiven bzw. eine neue Arbeitsteilung zwischen ihnen zu erfinden“. Dazu gehört auch die „Erfindung neuer symbolischer Aktionsformen“. (Bourdieu, 1998, S. 65)

Literatur

- Bourdieu, Pierre: Gegenfeuer, Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion, Konstanz 1998
- Rocker, Rudolf: Zur Betrachtung der Lage in Deutschland. Die Möglichkeit einer freiheitlichen Bewegung. New York-London-Stockholm 1947
- Schwendter, Rolf: Modelle zur Radikaldemokratie, Wuppertal 1970
- Schwendter, Rolf: Theorie der Subkultur. Neuausgabe mit einem Nachwort, sieben Jahre später, Köln 1981, 3. Aufl.

Annette Schlemm

Moderne politische Utopien

Es war ein Glücksfall, dass ich nur wenige Monate nach der „Wende“ in der DDR auf Rolf Schwendter traf. Durch diese Begegnung lernte ich einen anderen „Westen“ kennen, als er uns in den Arbeitsämtern, bei Abwicklungsprozessen und in Form neuer Chefs begegnete und es eröffneten sich mir neue Horizonte. Besonders wichtig wurde mir die von Rolf Schwendter gelebte Einheit von Wissenschaft, Politik und Menschlichkeit. Im Thema „Utopien“ fokussieren sich unsere Gemeinsamkeiten am stärksten, deshalb möchte ich vorstellen, welche neuen Entwicklungen in der Diskussion dazu in den letzten Jahren gefunden habe.

Macht, was ihr wollt!

Die Zeiten sind vorbei, in denen irgendein Experte sich eine perfekte Gesellschaftsform ausdachte und sich dann daran machte, sie den anderen Menschen mehr oder weniger machtvoll aufzudrängen. Die Führung des Staates durch kluge Philosophen, wie sie Platon wünschte, hat es nirgendwo gegeben. Nirgendwo – U-Topia. Glücklicherweise. Denn es ist Sache der Menschen selbst, ihr Leben so einzurichten, wie sie es wollen.

Woher kommen Utopien?

Unsere schriftlich orientierte Kultur schaut vorwiegend auf die aufgeschriebenen Utopien und damit auch jene, die in ziemlich geschlossener Form ein umfassendes Konzept einer anderen Weltverfassung aufstellten. Neben recht starr ausgedachten Staatsformen gab es immer auch freiheitliche Utopien. Die Probleme dieses Jahrhunderts provozierten ökodiktatorisch-industrielle Visionen („Anti-Utopien“) sowie Utopien einer herrschaftsfreien, partnerschaftlichen Entwicklung emanzipierter Subjekte. Letztere sind vorwiegend mit ökologischen und feministischen Bewegungen verbunden. Auf dem Weg „von der Utopie zur Wissenschaft“ hatten die Theoretiker der Arbeiterbewegung dem „bloß Utopischen“ einen negativen Stempel aufgedrückt. Ihre wissenschaftliche Kritik des Gegenwärtigen, der Kapitalherrschaft, bezog je-

doch wesentliche Impulse aus der Vorstellung des ganz Anderen. Solche Vorstellungen beruhen auf der Grundlage des historisch möglich Gewordenen. Was möglich geworden ist, kann wissenschaftlich analysiert werden. Was damit geschieht, d. h. wie sich reale Menschen entscheiden, damit umzugehen, kann dagegen nicht aus wissenschaftlicher Voraussicht vorhergesagt oder bestimmt werden. Für die Menschen sind auch weniger jene Utopien handlungsleitend, die in dicken Büchern aufgeschrieben worden sind, sondern fühlbare, erlebbare Ausblicke, Horizontüberschreitungen, die aus dem „Dunkel des gelebten Augenblicks“ (Bloch) – zum Beispiel in Tagträumen – aufblitzen. Sie kommen häufig in künstlerischen Werken und sogar in der Alltagskultur zum Vorschein. „Das Leben selbst ist immer schon ein Entwurf zu etwas hin, das utopisch ist. Gerade Subkulturen zeichnen sich darin aus, mit ihrer Erfindungsgabe und Experimentierfreudigkeit Zukunftsträume in greifbare Nähe zu rücken. Das gilt z. B. für das Leben in Bauwagen genauso wie für selbstorganisierte Festivals.“ (Herrmann C., 23.10.00)

Auf dem Weg zu einer Utopie der Emanzipation geht der Anteil der utopischen Theoretisiererei gegen Null: „... denken wir uns das Glück der Menschheit nicht mehr am Schreibtisch aus, sondern ganz demokratisch und pluralistisch befragen wir die Subjekte der Utopie nach dem utopischen Gehalt ihres Lebens, d. h. inwieweit sie auf größere Ziele hin leben ...“ (Herrmann C.).

Anti-Utopische Zeiten

Allerdings kann die Antwort dann recht unerwartet sein: „... gerade so zur Weihnachtszeit zu Utopien und Visionen befragt zu werden – und dann soll es auch noch Hoffnung nähren, es soll nicht so was Negatives sein! Viel verlangt. Für mich zu viel. Denn meine Frage – und das gerade zu Weihnachten – ist immer dieselbe: Wie überwinde ich den Ekel gegenüber dieser Gesellschaft?“ (Mail Werner, 23.12.00) Wer heute jung ist, hat eigentlich gar keine positiv-utopischen kulturellen Einflüsse mehr erlebt. StarTrek gilt als hoffnungslos naiv. Robert Hewitt Wolfe, ausführender Produzent der von Gene Roddenberry erdachten Serie „Andromeda“ sagte in einem Interview, dass sich die neue Serie stark von „Star Trek“ unterscheiden werde: „Es geht nicht darum, neue Zivilisationen zu entdecken, oder neue Lebensformen zu suchen. Es geht

vielmehr darum, eine zerstörte Welt zu beschützen und diese wieder Stück für Stück aufzubauen.“ Monster-Aliens, nachkatastrophische Heldenepen und cyperpunkiges Großstadtchaos haben nur noch etwas mit Angst zu tun, nichts mehr mit Lust auf Zukunft. Ich fürchte, die Crashkids in den rasenden Kisten, die Ecstasy-Rausch- und Magersüchtigen sind viel realistischer als ihre Eltern, die noch an aktienfondgestützte Renten glauben. Wer sich doch noch in Raumfahrtutopien flüchten will, wird mit dem falschen Ethos der US-Elitemarines im „Space 2061“ allein gelassen.

Als die Zukunftsromane
Anti-Utopien wurden,
bekam das Fußvolk
seine UFO-Geschichten.
Und so verschreckt wie verblödet
führen sie die
Anti-Zukunft herbei.

Wer wirklich noch utopische Visionen haben will, muss sich der ganzen Härte dieser Ent-Täuschung stellen. Utopischer Zweckoptimismus ist nicht angesagt. Fluchtorte vor der schlechten irdischen Wirklichkeit sind der ferne Kosmos und fremde Zeiten schon längst nicht mehr. Das ist wohl auch gut so – die wirklichen Utopien müssen auf die Erde zurückkehren.

Konkrete Utopien heute

Das Utopische findet heute weniger in der Literatur statt. Ob es schon viele Tagträume erreicht hat, vermag ich nicht zu sagen. Aber sie liegen in der Luft. Dabei gibt es unterschiedliche Arten von Utopien. Es ist ja durchaus sehr utopisch, darauf zu hoffen, dass die jetzt Jüngeren noch irgendeine Rente erhalten würden. Und der Glaube an Börsengewinne als Alterssicherung ist mindestens genauso utopisch. Noch utopischer wäre es, zu hoffen, dass die Auswirkungen der zerstörten klimatischen und ökologischen Verhältnisse wenigstens uns Gutsituierte auf diesem Planeten verschonen würden.

Aber halt: diese „Utopien“ sind nur verlängerte Gegenwart. Richtige Utopien müssen genügend anders sein als die Gegenwart. Sie ste-

hen den gegenwärtigen Strukturen und Entwicklungstrends entgegen. Auch in Form von Hirngespinnsten tragen sie in sich ein Körnchen Realität. Denn vieles wird gerade zu bestimmten Zeiten vorstell- und denkbar. In der Realität wachsen den Utopien Latenzen zu; es entstehen Möglichkeiten des „Noch-Nichts“. Diese Möglichkeiten lassen sich nicht mehr als „bloß utopisch“ negieren, sondern warten auf das handelnde Eingreifen der Menschen.

Welche Möglichkeiten für grundlegend Neues lassen sich jetzt bereits ausmachen?

Die Produktion und Reproduktion der lebensnotwendigen Güter erfolgt auf einem hohen Produktivitätsniveau, arbeits- und damit menschliche Zeit und Energie sparend (bei einem Verzicht auf Verschleißprodukte und Vergeudung etc. ließe sich der Verzicht auf unökologische und unsichere Technologien leicht kompensieren). Während in den früheren Jahrzehnten aufgrund des Zentralismus produktiver Arbeit eine Demokratisierung kaum möglich war, erfordern modernste Produktionsmittel geradezu eine dezentral-vernetzte Organisation individueller kreativer Inputs.

Viele Menschen haben ein hohes Maß an Bedürfnissen und Fähigkeiten, das sich bei einer Orientierung auf neue Ziele statt der Kapitalverwertung auch für alle Menschen erreichen ließe. Bedürfnisse werden hier positiv als Ausdruck der Selbstentfaltung in jeder Hinsicht interpretiert – derzeitige Deformationen und Kompensationen kommen nicht aus der „Natur des Menschen“, sondern aus seiner derzeitigen gesellschaftlichen Verfasstheit. Es wird kein „neuer Mensch“ gebraucht, jede/r Einzelne handelt entsprechend der eigenen individuellen Interessen nach Selbstentfaltung und nach Aufrechterhaltung und Erweiterung der Handlungsfähigkeit und geht in diesem Interesse selbstbestimmt Vereinbarungen und Kooperationen mit anderen Menschen ein. Aus diesen Möglichkeiten eine neue Gesellschaft zu entwickeln, ist gegenwärtig wirklich „utopisch“. Das liegt an den Bedingungen der jetzigen Gesellschaftsstrukturen. Jegliche Realisierung von Möglichkeiten ist an konkrete Bedingungen gebunden. Um die entscheidenden Bedingungen zu erkennen, an denen eingegriffen werden muss, um die gewünschten Utopien zu realisieren, ist weiterhin begreifendes Denken, Wissenschaft und Theorie notwendig. Aber Theorie allein reicht nicht. Gerade auch sie sagt uns, dass die gewünschten Möglichkeiten sich nur entfal-

ten können, wenn sie erstens nicht mehr der Herrschaft der Ökonomie unterworfen sind (wenn Ökonomie – ökologisch verträglich – „funktionierte“, wie die Verdauung der Organismen, aber nicht mehr Selbstzweck ist), wenn zweitens innerhalb der Ökonomie keine Buchhaltung nach ökonomischen „Werten“ nach dem Maßstab von Gewinn und Kapitalvermehrung mehr regulierend/beherrschend wirkt und wenn drittens Eigentums- und Besitzverhältnisse niemanden mehr von lebensnotwendigen Ressourcen trennt.

Glücklicherweise können sich Menschen (zuerst) durch ihr Denken von den vorgefundenen Bedingungen emanzipieren und darüber hinaus denken. Muster des möglichen Neuen lassen sich bereits deutlich erkennen: Die individuelle Selbstentfaltung wird zum zentralen Zweck und Mittel der Gesellschaft. Es gibt keine allgemeinen Interessen, die individuellen entgegenstehen und die Selbst-Organisierung des gesellschaftlichen Lebens kann zum Strukturprinzip werden.

Bisher war oft das Ende des „Realsozialismus“ ein Totschlagsargument gegen antikapitalistische Hoffnungen. Inzwischen gibt es aber neue Ansätze, die zeigen, wie anders neue Vorstellungen über nichtkapitalistische Lebens- und Wirtschaftsweisen aussehen. Beispielsweise organisieren sich die SchöpferInnen der sog. „Freien Software“ auf eine neuartige Weise, die Vorbild für andere gesellschaftliche Prozesse sein kann. „Ein gutes Projekt beginnt mit dem individuellen Interesse an der Erschaffung guter Software für einen bestimmten Zweck. Die InitiatorIn und ModeratorIn solcher Projekte heißen Maintainer Die Genialität liegt nicht beim Maintainer, sondern im Projekt. Maintainer entscheiden über die Aufnahme von Features und die Veröffentlichung neuer Versionen, sie sorgen gleichzeitig für die Transparenz der Entscheidungen Maintainer entwickeln nicht das Projekt, sondern lassen das Projekt sich entwickeln und lassen die Projektmitglieder sich entfalten ... Anders als verordnete Projekte in der Privatwirtschaft basieren freie Produkte auf einem starken gemeinsamen Eigeninteresse, nämlich dem an guter benutzbarer Software ...“ (Meretz). Diese Sätze beschreiben keine Utopie, sondern die Realität für eine Menge selbstbestimmt kooperierender Menschen, die zwar noch irgendwie von der kapitalistischen Wirtschaft leben, aber wichtige – hochproduktive und kreative – Tätigkeiten außerhalb des Kapitalverwertungszusammenhangs realisieren und auch Sicherungen einbauen (General Public Li-

cense), die eine Reprivatisierung der Freien Software verhindern. (Das kommerzielle Anbieten von Dienstleistungen im Umfeld der Freien Software, z. B. die Bereitstellung von installationsbereiten CDs, berührt nicht die Verwertungsfreiheit des Quelltextes). Das genannte „gemeinsame Eigeninteresse“ ist der Knackpunkt. Nur noch solche Interessen werden handlungswirksam sein in einer freien Gesellschaft.

Die „Erste Direktive“

Träumen kann natürlich jedermann, wovon sie/er mag. Aber was passiert, wenn die Träume bei der Verwirklichung aufeinander stoßen? Die Zukunft soll offen bleiben. Utopien und Träume sollen sich verwirklichen lassen – und es sollen immer wieder neue entstehen und sich verwirklichen können.

Man kann nicht genau angeben, wie das geschieht, man kann aber genau angeben, wie es nicht geschehen kann: „Utopisches Denken, das sich Rechenschaft abgibt über die verheerenden Versuche dieses Jahrhunderts, dieses Reich (der Freiheit) zu verwirklichen, wird den großen Entwurf vermeiden, wird sich dem Experiment, der Offenheit, dem Risiko des Fehlschlags aussetzen.“ (Christan Semler).

Trotzdem wird sich dieses Denken nicht auf die Experimente, die Offenheiten und Risiken der globalisierten kapitalistischen Weltwirtschaft beschränken. Dieser Schnitt muss gemacht werden: Ablehnung der kapitalistischen Wirtschaftsgrundlage des menschlichen Lebens. Bei dem, was darüber hinausgeht, müssen alle Momente des Lebens natürlich zueinander passen. Ökologie *und* soziales Wohlergehen, individuelle Selbstentfaltung *und* kollektive Selbstorganisation dürfen einander nicht ausschließen, sondern bedingen. Während reine Träume – die einander widersprechen – durchaus locker nebeneinander stehen können, muss in der Realität alles zusammen passen. Postmoderne Beliebbarkeit ist nicht realisierbar. Freiheit heißt nicht Losgelöstheit von allen Abhängigkeiten, sondern selbstbestimmtes Eingehen gewünschter Beziehungen und das Meiden unerwünschter. Dass Ökologie *und* soziales Wohlergehen, individuelle Selbstentfaltung *und* kollektive Selbstorganisation gleichermaßen realisiert werden, kann nicht anders abgesichert werden, als jeweils durch die freien Entscheidungen der Menschen selbst. Das bedeutet, dass niemand das Recht hat, eine „perfekte

Utopie“ anderen aufzudrängen. Hierfür gilt die „Erste Direktive“ der Nichteinmischung.

Eine neue Art freiheitlicher Utopie

Der Vorwurf, alle Utopien seien totalitär, kann schon durch einen Nachweis neuerer belletristischer Utopien (Callenbach, Le Guin, ...) zurückgewiesen werden. Wie lassen sich jedoch Ökologie und Herrschaftsfreiheit absichern? Braucht es dazu feste Regeln, die nur noch aufgeschrieben und dann durchgesetzt werden müssen? Wird die Einhaltung der Regeln dann etwa durch moralischen oder psychologischen Gruppendruck erzwungen?

Nein, die Realisierung der Utopie von Herrschaftslosigkeit, Autonomie und Selbstentfaltung muss noch weiter gehen: Auch die Regeln müssen jederzeit neu aushandelbar sein. Wenn ich oder Du jetzt meinen, dass dies doch aber eine ständige Unruhe hereinbringt, Chaos, Ungeregeltheit, endloses Palaver etc., so können wir davon ausgehen, dass es wohl allen Menschen so geht und sie deshalb – jeweils in ihren Lebensbereichen – selbst darauf achten werden, einen praktikablen Umgang damit zu entwickeln. Ich und Du haben ihnen da nichts vorzuschreiben.

Ohne Druck und Repression jeglicher Art bleibt den Menschen freigestellt, welche Vereinbarungen sie treffen. Dies ist die neue Utopie. Sie hat Wurzeln – vor allem im anarchistischen Bereich. Sie erfüllt auch marxistische Forderungen, wie die nach Infragestellung von Verfügungsgewalt und Besitz. Aber „sie versucht nicht, die Welt zu verbessern, sondern nur, den Menschen den Rücken zu stärken.“ (Spehr).

Sie hat keine anderen Sicherheiten, außer der, dass Menschen von sich aus nicht gegen ihre Interessen handeln. Was ihre eigenen Interessen sind, und wie Interessen von herrschenden Verhältnissen deformiert sein können, müssen wir jeweils selbst herausbekommen, auch dies nimmt uns niemand ab. Keiner kann das besser wissen, als wir selbst.

Das neue utopische Denken fordert heraus: Macht, was Ihr wollt! Wartet nicht auf die große Theorie, das große Konzept – denkt selber nach. Wartet nicht auf einen Führer, Organisator – gestaltet Organisationsstrukturen, die so etwas nicht brauchen. Und vor allem: macht, was Ihr wirklich wollt!

Literatur

Christoph Spehr: Gleicher als Andere. Eine Grundlegung der Freien Kooperation, Bremen 2000

Stefan Meretz: Linux & Co. Freie Software. Ideen für eine andere Gesellschaft, Neu-Ulm 2000

Christian Semler: Geschichte ohne Happy End. In: die tageszeitung, 2. Juni 2000, S. 12
Wolfe, Robert Hewitt: In: SPACE View. Das Sci-Fi Magazin, November/Dezember 2000, S. 7

Mails von Herrmann C. und Werner B.

Ilse Dunker

Fotomontagen





**Rolf Schwendter –
exemplarische Bibliographie und
biographische Eckdaten**

Exemplarische Bibliographie

I Bücher

- Die sozialreformatrische Funktion des Intellektuellen im Nationalsozialismus. Diss. Wien 1965
- Die Bühne als politisches Forum in Theorie und Praxis bei George Bernhard Shaw und Bertolt Brecht. Diss. Wien 1968
- APD-Adreßbuch. München 1969
- Modelle zur Radikaldemokratie. Wuppertal 1970
- Theorie der Subkultur. Köln/Berlin 1971 (2. Ausgabe: ebd. 1973, 3. Ausgabe: Frankfurt/Main 1978, 4. Ausgabe: Hamburg 1993)
- Entwurf für eine Gruppe 2000 („graue Literatur“) Hannover 1974 (Nachdruck Wiesbaden 1975)
- Ich bin noch immer unbefriedigt. Lieder zum freien Gebrauch. Berlin 1980
- Zur Geschichte der Zukunft (Zukunftsforschung und Sozialismus, Band 1). Frankfurt/Main 1982
- Zur Zeitgeschichte der Zukunft (Zukunftsforschung und Sozialismus, Band 2). Frankfurt/Main 1987
- Katertotenlieder (Lyrik). Wien 1987
- Schwendters Kochbuch. Frankfurt/Main 1988 (2. Auflage: Wien 1996)
- Die Unmöglichkeit zu telefonieren. Wien 1989
- Psalter (Lyrik). Wien 1990, Haiku (Lyrik). Kriftel 1990
- Ein kalter Truthahn aus Nikotin (Lyrik). Wien 1991
- Drogenabhängigkeit und Drogenkultur. Wien 1992
- Utopie. Notizen zu einem unzeitgemäßen Begriff. Berlin 1994

Arme essen, Reiche speisen. Wien 1995

Rosa Luxemburg im Botanischen Garten (Lieder und CD).
Löhrbach 1995

Von Tag zu Tag. Zu einer Kulturgeschichte des Alltags.
Hamburg 1996

drizzling fifties (Lyrik). Wien 1997

Einführung in die Soziale Therapie. Tübingen 2000

Gesellschaftsbilder des 20. Jahrhunderts. Hamburg 2001

Lesetheater. Wien 2002

Subkulturelles Wien. Die Informelle Gruppe 1959-1971.
Wien 2003

Vergessene Wiener Küche. Wien 2004

Blues auf dem Weg zum Wahnsinn 1963/1964 (Lyrik).
Klagenfurt/Celovec 2004

II Unveröffentlichte Bücher

Zur Struktur der Zukunft (Zukunftsforschung und
Sozialismus, Band 3) (geschrieben ca. 1984)

Cantos. (Langzeilenlyrik, geschrieben ca. 1982-2003)

III Herausgaben

Materialien zur Alternativen Ökonomie.

Band 1, München 1975

Band 2, München/Berlin 1977

Band 3, Berlin 1978

Materialien zur Psychiatrie. München 1975

Psychiatrie-Jahrbuch. Berlin 1978

Grundlegungen Alternativer Ökonomie, 2 Bände.

Band 1: Die Mühlen der Berge; München 1986

Band 2: Die Mühlen der Ebenen. München 1986

Politik der Seele.

(gemeinsam mit Christiane Heider und Reinald Weiß)

München 1988

Essen und Trinken.

(gemeinsam mit Manfred Chobot und Hubert Christian Ehalt)

Wien 1988

IV LP

Lieber zur Kindertrommel. Hamburg 1970

V Weiteres

Mehrere hundert Einzelpublikationen in Anthologien,

Sammelbänden, Zeitschriften, Festschriften,

Dokumentationen von Tagungen usw.

Biographische Eckdaten

Rolf Schwendter wurde 1939 in Wien geboren. 1957 machte er Matura (was in Deutschland Abitur heißt); 1962 schloss er das Studium der Rechtswissenschaften, 1965 jenes der Staatswissenschaften, 1968 der Philosophie (Theaterwissenschaften, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Psychologie, Philosophie) ab. Während seines Studiums auch Regisseur, Dramaturg, Filmkritiker und Koordinator einer Informellen Gruppe für alternative Bildungsprozesse in Wissenschaft, Politik und Kultur.

1968–1971 erwerbslos und als Liedermacher tätig. 1971–1974 Assistent am Institut für Politische Wissenschaften in Heidelberg. 1975–2002 Hochschullehrer an der Gesamthochschule Kassel. 1971–2002 in verschiedenen (unbezahlten) Funktionen in der Arbeitsgemeinschaft Sozialpolitischer Arbeitskreise (AG SPAK); 1975 Mitbegründer der Sozialtherapie Kassel e.V., 1982 der Kulturinitiative „Offenes Wohnzimmer“ (in Kassel). Seit 1979 bzw. 1981 Vorstandsmitglied der Grazer Autoren-Autorinnen-Versammlung (GAV; 1989–1991 deren Vorsitzender) und der IG Autorinnen-Autoren, 1992–2002 Vorstandsmitglied der IG Freie Theaterarbeit in Wien. Seit 2001 Präsident der Internationalen Erich-Fried-Gesellschaft. 1990 Mitbegründer und Mitglied des Leitungsgremiums des Ersten Wiener Lesetheaters und zweiten Stegreiftheaters.

Autorinnen und Autoren

Jeff Bernard, Dr., Jg. 1943, Professor, Direktor des Instituts für Sozio-Semiotische Studien ISSS, Wien, Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Semiotik ÖGS, von 1994 bis 2004 Generalsekretär, seither Administrativer Vizepräsident der International Association for Semiotic Studies IASS-AIS. Ed.-in-Chief von *S – European Journal for Semiotic Studies*, Co-Hg. der Semiotischen Berichte, Hg. dreier semiotischer Buchreihen. Zahlreiche Bücher als Autor und Hg., darunter 4 Bde. *Strukturen Autonomer Kulturarbeit in Österreich*, zahlreiche Fachartikel und Forschungsprojekte, insbes. zur Semiotik und zu kulturellen Problemen.

Rosemarie Bohle, Soziologin und Künstlerin, seit 1998 selbstständig mit der Firma TentArt.

Kurt Buchinger, Dr., geb. 1943 in Wien, Professor für Theorie und Methodik der Supervision an der Universität Kassel; Geschäftsführer des Instituts für Supervision und Organisationsberatung; Ausbildungsberater und Ausbildungstrainer der Österreichischen Gesellschaft für Gruppendynamik und Organisationsberatung (ÖGGO); Mitglied des European Institute for Transnational Studies in Group and Organisational Development (EIT); Gruppenanalytiker; Psychoanalytiker; Mitglied der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung (WPV); Autor zahlreicher sozialpsychologischer Publikationen

Johann-Otto Bulban, hat an der Universität Marburg Germanistik, Politik und Pädagogik studiert. Sozialtherapeut. Seit 18 Jahren arbeitet er in verschiedenen Kliniken als Gruppentherapeut. In dieser Zeit verfasste er immer wieder literarische Texte, zuletzt eine Bearbeitung von Randy Newmans "Faust". Im offenen Wohnzimmer stellte er einen Vergleich der Werke von Arno Schmidt und Ernst Jünger vor und eine Arbeit über John Lennon.

Gisela Dischner, Dr., geb. 1939 in Steinhöring, promovierte 1968 in Frankfurt über das Werk von Nelly Sachs. Professorin in Hannover 1973–2003. Veröffentlichungen u. a. über Kierkegaard, die Tragische Erkenntnis in der Moderne, Bettina von Arnim, die Renaissance in Italien – Giordano Bruno.

Ilse Dunker, Österreicherin seit ca. 10 Jahren gerne in Kassel lebend, Fotokünstlerin und mit Rolf Schwendter befreundet.

Heinz Eidam, Dr., Studium der Fächer Philosophie, Erziehungswissenschaft, Kunstwissenschaft und Germanistik, seit 2001 Hochschuldozent für das Fach Philosophie an der Universität Kassel. Schwerpunkte von Forschung und Lehre: Philosophie der Neuzeit, insbes. Kant und Deutscher Idealismus, Begründungsfragen der Ethik und Moralphilosophie, Sozial- und Geschichtsphilosophie, Bildungsphilosophie und Didaktik der Philosophie. E-Mail: HeinzEidam@uni-kassel.de

Gergely Fabian, Dr., Soziologe, promovierte in Deutschland an der Katholischen Universität Eichstätt, 2003. Unterrichtet an der Hochschule für Gesundheitswesen der Universität zu Debrecen, am Fachbereich Sozialarbeit in Nymregyhaza (Nord-Ost-Ungarn), wo Prof. Dr. Rolf Schwendter öfters Gastdozent war. Stellvertretender Direktor, zuständig für Wissenschaft und ausländische Kontakte. Mitglied eines international vergleichenden Forschungsteams, des LOSS-Projects (Local Organisation of Social Security). Forschungsbereich: Die gesellschaftlichen Auswirkungen des Globalisierungsprozesses. Lokale soziale Dienste, Soziale Probleme in Ungarn und in Osteuropa. Publiziert in Deutschland, Ungarn und in den Vereinigten Staaten. E-Mail: fabian.gergely@chello.hu

Hans-Georg Flickinger, Dr., Studium Rechtswissenschaft und Philosophie in Heidelberg, Arbeitsschwerpunkte: Rechtsphilosophie, Hermeneutik, Soziale Bewegungen, Professur an der Universität Kassel.

Gabriele Geiger, Dr. phil., Jahrgang 1949, Diplompsychologin sowie Literatur- und Kunsthistorikerin. Seit Jugendzeiten das Bedürfnis, eine „donna universale“ zu werden. Deshalb neben der wissenschaftlichen und journalistischen Tätigkeit sehr viel Handfestes, Musisches und Praktisches, Geistreiches und Genussvolles, was zwar weder Geld noch Ruhm einbringt, aber die Lebenslust fördert. Arbeiten in Abhängigkeit und mit der Schere im Kopf war ihr nie möglich – lieber lebt sie vogelfrei (z. Zt. in München und London).

Thilo Götze-Regenbogen, Jg. 1949, 68er Buddhist, Künstler und Publizist. Raum 1 Forschungsinstitut für Gegenwartskunst, Hofheim am Taunus. Forschungsschwerpunkte: Akkulturationsformen des Weltbuddhismus in der Mediengesellschaft; Formwandel auratischer und religiöser Phänomene in Film, Kunst, Warensphäre und Werbung; Dialektik von Aufklärung und Weisheitsüberlieferung.

Heiko Hammer-Holle, Kassel, künstlerische und philosophische Tätigkeiten, Mitglied der Gruppe MEKKA: Mutter-Erde-Kommunikation/Kasseler Alternative, lernte Rolf Schwendter im Offenen Wohnzimmer kennen.

Hans-Adolf Hildebrandt, M. A., Dipl.-Pädagoge, Dipl. Supervisor, Gruppenpsychotherapeut, langjährige Tätigkeit in der stationären Entwöhnungsbehandlung alkoholabhängiger Männer, Leiter einer stationären Behandlung Drogenabhängiger.

Sabine Hollmann, Jahrgang 1961, Mutter eines jugendlichen Kindes, 1981–1986 Studium Sozialwesen an der Gesamthochschule Kassel, 05.08.1985–30.08.1985 Reise mit der Blauen Karawane, Alternativen zur Psychiatrie, seit 1988 als Dipl. Sozialarbeiterin im Sozial- und Jugendamt der Stadt Kassel tätig.

Günther Irl, Dr., Kassel, Prof. für Organisationssoziologie und anwendungsbezogene Sozialforschung, Mediator, Veröffentlichungen zum Wissenstransfer, Verhandeln, Mediation und Identitätsmanagement von Teams (in Vorb.).

Bruni Jakob-Enders, 1941 in der Oberpfalz geboren und lebt seit 1953 in München: Gelernte Buchhändlerin, Studienaufenthalte in Madrid, Rom und Cagliari, Puppenspielerin und -sprecherin am Münchner Puppentheater, Verlagsangestellte, Abitur am Abendgymnasium, Bibliothekarin und Sekretärin am Institut für Völkerrecht der LMU. Mit der Übersetzung (aus dem Italienischen): „Philosophische Fragmente des Archytas“ hat sie ihren „Ruhestand“ begonnen.

Heiner Keupp, Dr., Jahrgang 1943, seit 1978 Professor für Sozial- und Gemeindepsychologie an der Universität München. Interessenschwerpunkte, die ihn immer wieder mit Rolf Schwendter in Kontakt brachten und uns in überlappenden Netzwerken aktiv sein ließ: Abweichendes Verhalten, Psychiatriereform, soziale Therapie, Gesundheitsbewegung, soziale Netzwerke.

Regina Kirsch, geb. 1950 in Frankfurt am Main, lebt in Kassel; Dipl.-Soz.-Päd. – Soz. Arb., Dipl. Supervisorin, Tätigkeit in verschiedenen Berufsfeldern der sozialen Arbeit, derzeit Frauenbeauftragte der Universität Kassel, zuvor mehr als 20 Jahre als Mitarbeiterin zuständig für das Projektstudium am Fachbereich Sozialwesen; während der gesamten Zeit gemeinsam mit Rolf Schwendter in der Projektstudienkommission des FB Sozialwesen gesessen; Sie hat vor mehr als 15 Jahren begonnen in der Malschule von Manuel Schauer Aquarellmalerei zu lernen und befasst sich seither neben der "klassischen Aquarellmalerei" mit Kombination von Aquarell- und verschiedenen Mischtechniken.

E-Mail: rkirsch@uni-kassel.de

Jochen Kuhnen, 63 Jahre, Privatdozent am Fachbereich Erziehungs- und Humanwissenschaft der Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkt ist die Entwicklung einer Gangartenlehre, die alltäglich-leibhaftig in die Fragen der Zeit hineinführt. Arbeitsmethode ist das wahrnehmende und gestaltende Gehen. Seit 1980 für einige Jahre Weggefährte von Rolf im Projekt „Soziale Erfindungen“.

Marlene Kück, Dr. rer. pol., geb. 1953, Dipl.-Volkswirtin,. Arbeitsschwerpunkte: Banken, Finanzierung, Management von Dienstleistungs- und Kulturbetrieben, Ökonomie und Recht. Lebens- und Arbeitsort: Berlin. E-Mail: m.kueck@gmx.net

Burghard Kunze, Jg. 1938, sieben Jahre Praxis in der Sozialarbeit (Berlin, Hamburg) und Sozialpädagogik (Schweiz). Seit 1970 Lehrtätigkeit an der Fachhochschule für Sozialarbeit in Düsseldorf, von 1972 bis 2003 am Fachbereich Sozialwesen an der Universität Kassel, Entwicklung und Lehre in Handlungskompetenzen: Beratung als reflexive Gesprächsführung, professionelle Kompetenzen, Theorie- und Strukturentwicklung im Sozialwesen, Projektentwicklung, Großprojekte vgl.: www.k-ww.net. Nun im Unruhestand, Akquisition der Projekte, Fort- und Weiterbildung.

Thomas Leif, Dr., Chefreporter Fernsehen swr Landessender Mainz, Herausgeber Forschungsjournal neue Soziale Bewegungen, Bezug R.S.: Kooperation beim open ohr festival, verschiedenen Seminaren und im Rahmen der Analysen zu Sozialen Bewegungen. Zusätzlich: mehrere Koch-sessions im großen Rahmen mit Rolf Schwendter als Koch und Impressario.

Rolf Lobeck arbeitet an der Kunsthochschule für Multimedia und ist dem Jubilar seit den 1970er Jahren u. a. aus der Zusammenarbeit an der Hochschulzeitschrift "prisma", und von der documenta 1992, von dem Fernsehprojekt, dem 24-stündigem, und von dem einen oder anderem Essen (Lammkeulen!) in der Motzstraße her bekannt.

Frank Lorberg, Dipl.-Ing., lebt in Kassel und studierte an der UGH Kassel Landschafts- und Freiraumplanung sowie Philosophie und Kunstwissenschaft. Seither in der Verkehrsplanung tätig und Erstellung bzw. Veröffentlichung vegetationskundlicher Studien zur Landnutzungsgeschichte und Forschungen zur Geschichte und Methodik der Landschaftsplanung. Begibt sich gerne über disziplinäre Grenzen hinweg und begegnete unterwegs Rolf Schwendter und seiner Arbeitsweise im „Offenen Wohnzimmer“.

Eugen Mahler, Dr. med., geb. 1927, Psychoanalytiker, Lehranalytiker, Internist, emeritierter Professor für klinische Psychologie, angewandte Psychoanalyse und Gruppentherapie der Universität Kassel; langjähriger Vorsitzender des Alexander-Mitscherlich-Instituts in Kassel; zahlreiche Veröffentlichungen zur Psychoanalyse und Gruppenanalyse.

Ferdinand W. Menne, Dr. phil., geb. 1941 in Bad Driburg-Pömben, 1978/79 Studienrat z. A. f. Deutsch und Sozialwissenschaften, seit 1978 Professor f. Sozialpädagogik Universität Dortmund, Veröffentlichungen zu Sexualethik, neuer Sensibilität, religiösen Gruppen und kirchlicher Sexualethik gegen ges. Realität, 1971 (Hg.); Aufsätze in Zeitschriften und Sammelwerken.

Rudolf Messner, Dr. phil., geb. 1941, Lehrtätigkeit, wiss. Mitarbeiter an den Universitäten Innsbruck, Konstanz und Bern, seit 1972 Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Schulentwicklung, Bildungs- und Unterrichtsforschung, Leseförderung, Lehrerbildung.

Gisela Notz, Dr., Sozialwissenschaftlerin, wissenschaftliche Referentin in der Forschungsabteilung Sozial- und Zeitgeschichte des Historischen Forschungszentrums der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn und Lehrbeauftragte an verschiedenen Universitäten. Schwerpunkte ihrer Forschungsarbeit sind u. a. Sozialpolitik und alternative Ökonomie. Seit vielen Jahren arbeitet sie im Theoriearbeitskreis Alternative Ökonomie (TAK AÖ), in der AG SPAK und in der Sozialpolitischen Gesellschaft mit Rolf Schwendter zusammen.

Dieter Ohlmeier, Dr., geb. 1936, em. Professor am Fachbereich Sozialwesen, Universität Kassel (Psychoanalyse und Psychotherapie, Psychoanalytische Gruppenforschung, Psychoanalytische Psychosomatik, Psychoanalytische Literaturforschung) Heutiger Arbeitsschwerpunkt: Ethnopschoanalytische Untersuchungen zur griechischen Tragödie.

Katja Pohl, Hofheim, zurzeit Lehrerin an einer Berufsschule im Maintaunus-Kreis. Rolf Schwendter kennt sie seit vielen Jahren, kennen gelernt hat sie ihn im Arbeitskreis Alternative Ökonomie der AG Spak.

Pro Familia, KV Kassel, Beratungsstelle, Institut für Familienplanung und Schwangerschaftsabbruch.

Norbert Pasquay, Professor am Fachbereich Sozialwesen der Universität Gesamthochschule seit Gründung 1971. Schwerpunkte in der Lehre: Jugendhilfe; Suizidforschung; Sterbeerziehung.

Rolf Pfeiffer, von 1978–83 Sozialwesenstudium an der GHK. Teilnahme an der von Rolf Schwendter verantworteten Studiengruppe für alternative Einrichtungen, dann Praktikum bei Sozialtherapie Kassel e.V. und später Mitarbeit an der Studiengruppe zu Fragen der Subjektivität. Durch unterschiedliche Tätigkeiten in der Sozialen Arbeit/Jugendpädagogik und ein Feierabendmagisterstudium in Göttingen wurde „Das Fremde in der Sozialarbeit“ sein Thema, worüber er 1997 bei Rolf Schwendter promovierte. Nach Vertretung einer Professur für Soziale Arbeit und Beratung in Ludwigsburg lebt er heute als Fachberater und Lehrbeauftragter für ethnographisches Fallverstehen in Göttingen.

Cornelia Reichhold, Studentin der Universität Kassel.

Olaf Reins, Jg. 1964, Hauptschule, kein erlernter Beruf, freier Schriftsteller. 1991 und 1997 Veröffentlichung von Romanen . Mitglied des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) und anderer Vereinigungen von Literaten; u. a. Organisation der Hessischen Literaturtage in Rüsselsheim 1999, Leitung einer Schreibwerkstatt. Seit 2002 journalistisch tätig, z. B. als "documenta"-Berichterstatter für die Allgemeine Deutsche Zeitung (ADZ) in Rumänien, und als Rezensent (literaturkritik.de). Veröffentlichung von Artikeln zur Internetkunst und in Autoren-Zeitschriften, zahlreiche Lesungen. Seit September 2003 als freier Hefromanautor tätig. Arbeit an einem Fachbuch über kreatives Schreiben.

Johannes Richter kennt Rolf Schwendter aus dem Offenen Wohnzimmer. Rolf wohnte einigen meiner Leseaufführungen bei, z. B. Müllunter das Land (nach TS Eliot) und ich stimmte mit meinem Klang in so manchen seiner Chöre ein, z. B. bei der Dauerlesung des Ulysses. Lebt jetzt in Süddeutschland und unterrichtet an Beruflichen Schulen.

Ewald Rumpf, Dr., geb. 1943, ist Professor für Psychologie an der Uni Kassel, lehrt insbesondere psychologische Interpretationen von Bildern, Opern, Märchen, Mythen und Träumen. Er hat zwei Bücher über griechische Mythen geschrieben. Sonst ist er Bildhauer für realistische und mythische Figuren, von denen über 20 Figuren auf öffentlichen Plätzen stehen. Mit Rolf Schwendter gemeinsam hat er zwischen 1978 und 1982 Seminare für Straßentheater und Improvisationstheater gegeben.

Gertrud Margot Salm studierte unter anderem bei Rolf Schwendter ausgiebig Devianz, was sich in ihrem nachstudentischen Leben positiv auswirken sollte. Zusammenarbeit mit Rolf Schwendter in der AG SPAK und der Sozialpolitischen Gesellschaft. Berät halbtags neurologisch Erkrankte, wie es sozial bei ihnen weitergehen soll und den Rest der Zeit schreibt sie für Zeitungen oder unterrichtet.

Raimund Scheßwendter, aka Dipl. soc. oec., geb. 1974 in München, lebt in Göttingen. Seit 1998 freiberuflich als Auftragsreimer für größere Veranstaltungen tätig. Seit 2002 zusätzlich selbstständig in der Werbung. E-Mail: ray2@derray.de.

Sibylle Scheßwendter alias Mascha Grüne, Kassel.

Annette Schlemm, jobbende Physikerin und freischaffende Philosophin, betreibt ein Online-„Philosophenstübchen“ und engagiert sich vor allem in der „Zukunftswerkstatt Jena“.

Stefan Schneider, geb. 1965. Mit 14 Gründung einer Dorfband, die versehentlich Punk spielte, da sie dachte, es sei Rock'n Roll. Mit 15 in der Hautklinik erstes Buch gelesen: Hermann Hesse „Unterm Rad“. Seitdem latent literaturgefährdet. Mit 18 van Gogh-Schock, der eine steile Karriere als erfolgreicher Dorffußballer verhinderte. Fernmeldehandwerker. Zweiter Bildungsweg, danach Kunst-Studium in Kassel. Babypause. Briefträger. Mehrere Hessische Jugendliteraturpreise. Zwei aufgeführte Theaterstücke. Ausstellungen. Hörspiele. Lieder. Zwei Jahre Leiter des Autoren-Cafés Kassel.

Peer Schröder, Kassel, geb. 1956, Kulturwissenschaftler und Dichter lernte Rolf Schwendter anlässlich der Stattzeitung-Gründung im Kassel-Zeche-Marie-Weg kennen.

Rolf-Peter Warsitz, Dr. med., Dr. phil., ist Professor für Soziale Therapie und Philosophie an der Universität Kassel und praktiziert als Psychiater und Psychoanalytiker. Wissenschaftliche Schwerpunkte sind neben der Erkenntnistheorie und Methodologie der Psychiatrie und der Psychoanalyse insbesondere Fragen der (negativen) Anthropologie, der Ethik der Wissenschaften und der klinischen Theorie (speziell der narzisstischen, Borderline- und melancholischen Syndrome).

Reinald Weiß, Dr. rer. pol., Dipl. Soz. Arb. – Soz.Päd., Dipl. Supervisor DGSV, Jahrgang 1952. Freiberuflicher Organisationsberater, Supervisor und Coach. Mehrjähriger Wegbegleiter und Freund von Rolf Schwendter. Darunter als Lehrbeauftragter, Projektgründer und Initiator von Großveranstaltungen.

Tanja Wild, geb. 1974, likes to be strange. Ehemalige Studentin bei Rolf Schwendter, Gründerin des Kulturzentrums K19 am Campus Ho-Pla, aktiv als Kulturveranstalterin im Bereich Independent, reist viel, momentan wieder auf dem Sprung Kassel zu verlassen um das alternative Landleben auszuprobieren.

Dr. Franz Will, München, studierte Sozialwesen, Supervision und Philosophie in Kassel und München. Er kennt Rolf Schwendter seit 1975: zuerst als unkonventionellen und geduldigen Dozenten an der GHK, dann als unkomplizierten Doktorvater und schließlich als Mitglied der Sozialpolitischen Gesellschaft auf den Tagungen.

Im Internet: www.Was-bremst-mein-team.de

Matthias Windisch, Dr. phil, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Sozialwesen der Universität Kassel, Institut für Sozialpädagogik und Soziologie der Lebensalter, mit dem Arbeitsschwerpunkt soziale Arbeit mit behinderten Menschen, Selbstvertretung und Selbsthilfe behinderter Menschen.

Christiane Eleonore Winter-Heider, Wissenschaftliche Mitarbeiterin Universität Kassel, Kinder- und Jugendlichenanalytikerin. Berufliche und wissenschaftliche Schwerpunkte: Selbsthilfegruppen, Konzepte der Symbolisierung, Psychoanalyse im Spannungsfeld von Geschichte, Kultur und Biografie. Jenseits des Studiums bei Rolf Schwendter gab es zahlreiche Schnittpunkte im sozialpolitischen Engagement sowie den kulturellen Anstiftungen in Kassel.